Der Engel Elisabeth

Hans Reimann

3481
438
332

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Ullstein-Bücher

Eine Sammlung zeitgenössischer Romane

Digitized by Google

Der Engel Elisabeth

Roman

von

Hans Reimann

1921

Im Verlag Ullstein / Berlin

Digitized by Google

Alle Rechte, insbesondere das der Ueberſetzung vorbehalten. — Copyright 1921 by Ullſtein A. G. Berlin

Digitized by Google

Im Himmel ist es schön.

Im Himmel gibt es kein Telephon, kein Ungeziefer, keine Schutzleute, keine Diplomaten, keine Protokolle, keine Gerichtsvollzieher, keine Steuerbehörden, keine Zeitungen, keine Dielen, keine Nepplokale.

Im Himmel ist wöchentlich siebenmal Sonntag.

* * *

Im Himmel ist es schön.

Im Himmel ist es leer.

Denn nur die Guten dürfen hinein. Die Männlein werden Heilige und bekommen einen Glorienschein aufgepappt, die Weiblein werden Engel und erhalten ein Paar abnehmbare Flügel. Den Heiligen wirft man härene Kutten über, wogegen die Engel in schlohweiß wallende Einheitsgewänder gesteckt werden.

Und, was die Hauptsache ist: die zu den Himmlischen eingehen, werden geschlechtslos.

Sonst wäre der Himmel kein Himmel.

* * *

Im Himmel ist es leer.

Heilige trifft man selten. Die meisten unter ihnen stammen aus versunkenen Jahrhunderten und sind dermaleinst Träumer gewesen, Schwärmer, Philosophen.

3481 .438 .332 (RECAP) 549090

Digitized by Google

Maler, Musiker, Dichter und anderweitige Hungerleider. Bocksledernen Spießerseelen, Schiebern und Annoncen-Akquisiteuren ist der Himmel versperrt: sie haben es auf Erden gut genug gehabt.

Sintemalen nur reine, makellose Jungfrauen oder Mütter zu Engeln werden, beschränkt sich ihre Zahl auf die Frühvollendeten. Der Himmel ist also mitnichten von Abermillionen schöner Engel bevölkert, sondern von einer verhältnismäßig recht dürftigen Schar.

Am häufigsten vertreten sind im Himmel die Putten. Kleine, mobbelige Krabben mit Rundlichkeiten und Polsterungen, hocken sie auf saftig geblähten Wolken wie die Spatzen auf Telegraphendrähten und lassen den lieben Gott einen frommen Mann sein; sind fröhlich, necken einander, treiben harmlosen Schnickschnack, trällern und hopsen.

Ihrer ist das Himmelreich.

* * *

Im Himmel ist es langweilig — wenigstens für Engel und Heilige.

Immer Choräle singen, alkoholfreien Nektar schlückern und Mannah fletschern, — das bekommt man über. Abwechselung müßte sein. Daran gebricht's. Man hat keine Tätigkeit, kann sich nicht beschäftigen, nicht zerstreuen. Faulenzen ist köstlich, — nicht jedoch auf die Dauer.

Wer sich fort und fort von Himbeer-Eis mit Schlagsahne nähren soll, der tauscht die Seligkeit ein für Halberstädter mit Mostrich.

Digitized by Google

Die Himmlischen freilich werden durch keine Würstchen mehr gereizt. Verblaßt ist jedwede Erinnerung an ihre Erdentage.

Im Himmel ist wöchentlich siebenmal Sonntag.

Aber fleischlos.

* * *

Sieben siebzehnjährige Engel lagen auf einer Himmelswiese und plauderten.

„Warm heute, nich?" sagte der eine.

„Wenn's nur so bleibt —," bemerkte ein zweiter.

„Vielleicht gibt's Regen," warf ein dritter ein.

„Ach ja, Regen ....," sagte der erste.

„Wie meinst du das?" fragte ein vierter, Mechthild mit Namen.

„Bloß so," erwiderte der erste.

„Ich dachte, du meintest etwas Bestimmtes."

„O nein."

„Dideldum, dideldum, dideldum-dum-dum," summte ein fünfter.

„Uääh!" gähnte der sechste.

„Wahrhaftig, es ist warm heute!"

„Eigentlich schon mehr schwül!" verbesserte der zweite.

„Ja, ja, schwül, — das ist das richtige Wort," mischte sich der siebente Engel in das faul plätschernde Gespräch.

„Schwül ...," echote der dritte und zerkaute das Wort nachdenklich.

„Vielleicht gibt es Regen," streute der fünfte ein.

„Das hab' ich eben erst selbst gesagt."

Digitized by Google

„Das tut nichts.“

„Doch. Es ist nach dem Regen nicht mehr so schwül.“

„Du mißverstehst mich.“

„Das tut ebenfalls nichts.“

„Wenn es nun aber keinen Regen gibt?“

„Dann gibt es eben keinen.“

„Dann bleibt's so warm.“

„Dann bleibt's so schwül.“

„So schwül — —“

Die Unterhaltung stockte. Zart fächelte der Wind über die Wiese und beschwingte den Lauf einer Putte, die auf winzig-zierlicher Kristallschale ein unscheinbares, schwarzes Röllchen behutsam trug.

„Was hast du da?“ fragte einer der Engel.

Mit der Würde eines Liftboys entgegnete die Putte: „Den Priem für Petrus!“ und bog, wupp, um eine Wolkenwand.

Da nahte Elisabeth, die achte unter den Siebzehnjährigen, grüßte die Gespielinnen und ließ sich zu ihnen nieder auf den Rasen.

„Weißt du Neuigkeiten?“ erkundigte sich Ricarda, der fünfte Engel.

„Ich?“

„Ja.“

„Nein.“

„Nie erfährt man etwas Neues.“

„Nein.“

„Ja.“

„Ja.“

„Weil nichts geschieht.“

„Nein.“

Digitized by Google

„Ja.“

„Und auch die Erde schickt keine Menschen mehr herauf.“

„Weil sie schlechter werden von Tag zu Tag.“

„Nichts liefert sie als Putten.“

„Und auch die machen sich rar.“

„Ja.“

„Es muß arg stehen um die Welt.“

„O ja.“

„Die gute alte Zeit kehrt nimmer zurück.“

„Nein.“

„Die Menschen haben die Sehnsucht nach dem Himmel verloren.“

Mechthild, die schweigend an einem Gänseblümchen gezupft hatte, sprach leise vor sich hin.

„Was murmelst du da?“ fragte Elisabeth.

„Wer weiß, ob wir Engel würden, wenn wir jetzund auf Erden wandelten!“

„Du nimmst die Menschen in Schutz?“

„Allerdings, das tue ich. Vielleicht ist es uns nicht sauer gemacht worden.“

„Ich wette meine Flügel, daß ich heute so gewiß in den Himmel gelangen würde wie dazumal!“ behauptete Elisabeth.

„Wette nicht!“

„Ich bin meiner Sache sicher.“

„Auch, falls du das siebzehnte Jahr überschrittest?“

„Auch dann, liebe Mechthild.“

„Elisabeth, Elisabeth! Vermiß dich nicht! Bedenke, daß die Anfechtungen erst beginnen, wenn wir das ‚heiratsfähige‘ Alter erreicht haben. Wie sonst wäre

Digitized by Google

es zu erklären, daß nur eine Handvoll verheirateter Frauen unsere Gefilde bewohnen? Willst du über alle den Stab brechen, die gestrauchelt sind, — weil sie Gelegenheit dazu hatten, im Gegensatz zu uns?!"

„Ein anständiges Mädchen hält auf sich. Ein anständiges Mädchen strauchelt nicht."

„Elisabeth, sei nicht ungerecht. ‚Straucheln' bedeutet vor dem Allerhöchsten: den kleinsten Fehltritt begehen. Und der muß nicht immer körperlich sein."

„Ich weiß."

„Und dennoch beharrst du auf deiner Meinung?"

„Ja."

Alle hatten dem Zwiegespräch zwischen Mechthild und Elisabeth zugehört. Als nun Elisabeth aufsprang und, die Augen niedergeschlagen, auf und ab wandelte, erhoben sie sich, eine nach der anderen, und flüsterten, in anmutige Gruppen verteilt.

Die kleine Elisabeth blieb plötzlich stehen und kündete mit heller Stimme:

„Ich käme auch heute in den Himmel, und wenn ich da drunten hundert Jahre alt würde!"

Da schüttelten die sieben Engel stumm die Köpfchen und ließen Elisabeth allein.

Am nächsten Tag (irdischer Zeitrechnung nach) trafen sich die acht nach dem Morgenmannah.

Erst redeten sie anstandshalber wieder ein bißchen über das Wetter, dann jedoch wurde das heikle Thema vom Straucheln und Fehltreten angeschnitten, und spinatgrüne Meinungen traten ans Licht.

Wilhelm Raabe, auf seinem Spaziergang, fischte Brocken aus dem holden Geschnatter der Engel auf,

Digitized by Google

trat mit einem altfränkischen Kratzfuß hinzu und ließ sich die Sachlage erläutern. Sodann äußerte er:

„Es käme auf den Versuch an. Ein guter Mensch kann meines Dafürhaltens nicht untergehen, und unsere Elisabeth würde sich wohl in den Stürmen des Lebens zu behaupten wissen, wenn sie als Siebzehnjährige das Licht respektive das Dunkel der Welt zum zweiten Male erblickte. Ich habe manch harte Nuß geknackt, die sich hernach als taub erwies, und in manch sauren Apfel gebissen, dessen Griebs sich als madig herausstellte, aber den Appetit hat mir nichts verdorben. In die Siebziger bin ich gekommen und weiß, daß der Mensch nicht untergeht, solange ihn dürstet nach dem Guten und nach dem Lichten. Schaue der Welt unbefangen in die kalten Augen und hab keine Bange, Elisabethula, dann bleibst du brav und echt!"

„Ja, ich will auf Erden ein Engel bleiben."

„Verlaß uns nicht!" rief Mechthild.

„Zur Erde zieht es mich, damit ich mir und euch beweise..."

„Wir werden dich nicht wiedersehen!"

„Ihr werdet mich wiedersehen, dafür stehe ich. Und wenn ich fünfzig Jahre auf Erden verbringe, — ich kehre gleichwohl zu euch zurück!"

„Du bist uns verloren. Nie werden wir dich wiedersehen!" seufzte Ricarda.

Elisabeths Entschluß war besiegelt. Ohne zu fackeln, schwebte sie ins Wartezimmer des Herrn Direktors.

Mechanisch und in Unruhe durchblätterte sie die auf einem bronzierten Tisch liegenden Bäder-Prospekte und

Digitized by Google

ließ ihre Blicke auf farbigen Photographien der herrlichsten Kurorte verweilen. Kleine Villen sah sie, Kurpromenaden, goldgelben Sand, tiefschwarzen Kiefernwald und blaugrünes Meer: die Schönheiten der Welt. So entging es ihr, daß Pestalozzi, der zurzeit — abwechselnd mit Christian Morgenstern — den Adjutantendienst versah, die Tür öffnete und schmunzelnd hinter sie trat. Seine Miene ward jedoch rasch ernst, da er sich vorstellte, was in der naiven Seele webte. Er störte Elisabeth und geleitete sie in das Privatkontor des hohen Chefs, einen in samtene Finsternis getauchten Raum.

Orgelton.

„ZUR ERDE WILLST DU?"

„Ja, Herr!"

„UND EIN ENGEL BLEIBEN?"

„Ja, Herr!"

„ES WIRD DICH HART ANKOMMEN."

„Ja, Herr!"

„UND WIRST DU SCHLECHT, HAST DU DEN HIMMEL DIR VERWIRKT."

„Ja, Herr!"

„WAGST ES TROTZDEM?"

„Ja, Herr!"

„ZUM LETZTEN MALE: WAGST ES TROTZDEM?"

„Ja, Herr!"

„SO WILL ICH DENN AUF DER KANZLEI DEINE PAPIERE FERTIG MACHEN LASSEN, AUF DASS DU KEINE SCHEREREIEN HABEST MIT DER WELTLICHEN OBRIGKEIT."

Digitized by Google

„Tausend Dank, Herr!“
Posaunenstoß.
Die Audienz war beendet.
Elisabeth fiel zu Boden und in tiefen, tiefen Schlaf.

* * *

Als Elisabeth erwachte, war sie auf Erden, aber es dünkte sie, als sei sie im Himmel; denn das Paradiesbett, das ihr als Lagerstatt diente, hatte seinem Namen alle Ehre angetan.

Sie verspürte das wohlige Gefühl, prächtig geschlummert zu haben, dehnte sich, streckte sich, gähnte und rieb die verschlafenen Augen. Dann richtete sie sich auf und hielt Umschau.

Gelbliche Möbel, sanft glänzend und mit dunkelfarbenen Verzierungen verbrämt. Koffer und Körbe, Kleider und Mäntel und Hüte. Elisabeth ringelte sich zur Seite. Da stand ein kleiner Tisch mit Marmorplatte, und auf der Marmorplatte lag ein kleines, rundes, güldenes Ding, das hatte Ziffern, tickte und war an einer glitzernden, feinmaschigen Kette befestigt. Behutsam nahm sie es in die Hand und horchte daran. Es ward ihr unheimlich, und sie legte es wieder fort. Miteins fiel ihr Blick auf ein junges, blondsträhniges Mädel, das ihr aufmerksam und aus nächster Nähe zuschaute. Zu Tode erschrocken barg sie sich unter der dunkelgrünen Steppdecke, lupfte jedoch alsbald das Näschen und machte „Kuckuck!“ Niemand antwortete. Sie schob nun den Kopf ans Licht und blinzte nach der fremden Dame, die ein nämliches tat.

Digitized by Google

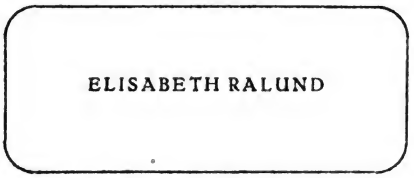
„Was treibst du hier?“ fragte Elisabeth. Die andere bewegte gleichzeitig die Lippen und starrte die Fragerin an. „Wer bist du?“ forschte Elisabeth weiter. Die Fremde hielt ihre Augen auf Elisabeth geheftet. Die Uhr tickte, das Herz klopfte. Elisabeth faßte Mut, sprang aus dem Bett und auf die Dame zu. Beide standen sich im Nachtgewand gegenüber und blitzten einander an. Elisabeth mußte lächeln. Die andere ebenfalls. Elisabeth streckte die Hand aus und stieß nicht auf die ihr entgegengestreckte der Unbekannten, sondern auf etwas Hartes. Sie befühlte das Harte und vergaß darüber, die Fremde zu beobachten. Das Harte war der Einsatz eines großen Kastens. Der große Kasten besaß einen Griff. Elisabeth zog daran, der Kasten ging auf, und sie erblickte in seinem Inneren: Röcke, Blusen, Kleider, Mäntel, sämtlich sorgsam aufgehängt; in dem oberen Fach: Hüte.

Elisabeth nahm eins nach dem anderen heraus, musterte und befingerte Stück um Stück und gab dann alles in den Schrank zurück, wagte aber nicht, die Tür zu schließen — der Fremden wegen.

Auf dem Stuhl neben dem großen Kasten leuchtete eine silberne Handtasche. Nach langem und vergeblichem Drücken sprang sie auf, und Elisabeth schüttete den Inhalt auf den Teppich des Zimmers und kauerte sich dazu. Da fielen ihr die Hüte ein. Flugs suchte sie den allerschönsten heraus, setzte ihn blitzblatz aufs Haar und machte sich über die Schätze her, die das Täschchen barg. Eine metallene Dose mit weißem Staub und einer niedlichen Quaste ergriff sie zunächst und überlegte, wozu der Staub wohl verwendet werden möchte. Daß all der Kleinkram einer Bestimmung

Digitized by Google

dienen müsse, war ihr klar, und da der wache Instinkt ihr zuraunte, daß nichts dem Weibe wichtiger sei, als sich zu putzen und zu schmücken, so tupfte sie mit spitzen Bewegungen ihre schelmig spielenden Zehen voll des weißen Staubes, wobei das Hantieren mit Dose und Quaste sie mehr ergötzte als das Pudern selbst. Als sie es müde ward, versuchte sie sich an dem juchtenen Portemonnaie und leerte es. Ein besonderes auf der Rückseite angebrachtes Fach entspie ein Heft perforierten englischen Pflasters, und Elisabeth vergnügte sich damit, abgetrennte Blättchen auf Kinn und Stirn zu kleben. In große Verwunderung sank sie, als sie im gleichen Fach feine Kärtchen entdeckte, auf denen



gedruckt stand. Fürs erste wußte sie nichts damit anzufangen, dann jedoch tauchten aus dem Bronnen ihres Ichs verworrene Erinnerungen an Schrift und Schriftzeichen, an Worte und Buchstaben auf, so daß sie die schwarzen Lettern miteinander verbinden und enträtseln konnte, und augenblicklich erfaßte sie, daß Elisabeth Ralund etwas sei, was zu ihrer eigenen Person in starker Beziehung stehen müsse; denn eine Elisabeth war sie stets gewesen, und „Ralund" klang ihr vertraut wie eine uralte Melodie. Gegenwartverloren steckte sie Geld und Visitenkarten zurück,

Digitized by Google

beschnupperte ein batistenes Taschentuch und nahm befriedigt von dem eingestickten Monogramm „E. R.“ Kenntnis.

Das gute Mädchen ahnte nicht, wieviel Kopfzerbrechen ihr Name den Himmelvater gekostet hatte. Alles, was wonnesam klang, war bereits vergeben an die bei Bühne, Kino und Brettl betätigten Damen, insonderheit an die Königinnen des Films, — und der bestrickende Reiz einer Ausländerin sollte ihr keineswegs angezaubert werden. Weil aber der Herrgott, der alles weiß, auch sehr wohl wußte, daß der Name eines Menschen nicht allein die Umgebung, sondern hauptsächlich den Träger des Namens und somit hinwiederum die Nächsten beeinflußt, so hatte er sich für das schlichte, unverfängliche „Ralund“ entschieden.

Elisabeth ergriff ein mattgoldenes Rund, das aus zwei durch einen Stift verbundenen leicht elliptischen Scheiben bestand, und klappte es auseinander. Als sie in der flimmernden Miniatur-Schale abermals das zudringliche Augenpaar der fremden Dame auf sich gerichtet fand, ward sie böse und verspürte Lust, davonzulaufen, und in diesem Augenblicke war es ihr, als habe sie sich vor tausend und abertausend Jahren in der nämlichen Lage befunden: sie sah sich im Hemd auf dem Teppich knien und mit einem Taschenspiegel spielen. Rasch sprang sie auf, flitzte an den großen Kasten, dessen Bezeichnung „Schrank“ ihr jetzt einfiel, und schloß dessen Tür, daß sie der geheimnisvollen Dame Aug in Auge gegenüberstand, die Haare wirr, den Hut schräg aufgestülpt.

„Das bin ich?“ staunte sie und musterte ihr Gesicht trat zurück und musterte die Gestalt.

Digitized by Google

„Das bin ich....", wiederholte sie und stierte sich an. Dann behauchte sie die Spiegelfläche. Das war sie selbst! Unheimlich! Gar, als sie den Mund aufklappte und ihre schneeigen Zähne zu zählen begann, wurde sie von namenlosem Entsetzen gepackt. Sie drehte sich abseits und betastete unsicher ihren Körper. Sie bestand, so schien es ihr, aus einer plastischen Masse und war zu „begreifen", — betrachtete sie sich dagegen im Spiegel, so war sie ein Bild, so war sie etwas Unwirkliches, war eine Fläche. Seltsam: Körper und Fläche zugleich — Fleisch und Bild! Oder war sie weder das eine noch das andere? Existierte sie, ehe sie sich im Spiegel erblickt und mit den Fingern „begriffen" hatte? Sie ward aus sich nicht recht klug und empfand sich als „Erscheinung".

Schämig hob sie das Nachtgewand und nahm ihre Füße in Augenschein, trat sodann vor den Spiegel hin und verglich die Wirklichkeit mit dem Wiederschein. Und sie gefiel sich. Ein jähes Gefallen an ihrem Körper, an ihrer Verkörperung, an ihrer körperlichen Erscheinung entbrannte; sie streifte das Hemd ab und prüfte ihre Nacktheit.

War sie nun das, was sie sah; oder war sie das, was da fragte, ob sie es sei?

Ohne zu zaudern, ergriff sie Besitz von sich, indem sie erst die eigenen Hände und hierauf im Spiegel ihren Mund küßte und zärtlich stammelte: „Elisabeth — —"

Sie war ihrer Schönheit inne geworden; war sich ihres Ichs bewußt geworden.

Und als sie nun Wäsche, Mieder, Rock, Strümpfe und Kleider auf einem Stuhle wahrnahm, als habe sie sich ihrer am Abend zuvor entledigt, kleidete sie

Digitized by Google

sich mit unverlorener Selbstverständlichkeit an, und es boten ihr nicht einmal die neumodischen Strumpfhalter irgendwelch technisches Hemmnis. In die Schuhe allerdings schlüpfte sie unter Stirnrunzeln. Waren das Schuhe, diese grotesken Gebilde?

Jetzt schritt sie, ein wenig abgespannt und dennoch leuchtende Antlitzes — wie ein Kind, das die vom heiligen Christ gespendeten Geschenke in Gewahrsam gebracht hat, — durch das Gemach, raffte die Vorhänge des Fensters zur Seite und ließ die Musik der Straße auf sich einströmen.

Das Leben! Das lebendige, zuckende, malmende, tönende Leben! Wuchtige Sinfonie.

Hier mußte Großes geschaffen werden. Hier, wo so viel Geräusch erzeugt wurde, mußte Großes geschaffen werden. Hier hatte keiner Zeit, Zeit zu haben. Hier eilte, jagte, fieberte man. Straßenbahnen quietschten, Automobile preschten dahin, Fuhrwerke knarrten, Pfiffe von Lokomotiven.

Elisabeth, die Automobile nicht und nicht Lokomotiven kannte, die aber mit wachem Ohr auf alle die trotzig wütenden Laute achtete, stammelte überwältigt: „O Erde!"

Sie fühlte sich ein Teilchen der Menschheit und ballte entschlossen die jungen Fäuste. In die Welt wollte sie sich hineinstellen, um sich von ihr umbranden zu lassen; wollte helfen an dem gigantischen Werk, das hier bereitet wurde. Und sie wollte sich den ihr zugedachten Packen Arbeit und Ernst geduldig aufbürden lassen.

Und wie zwei Menschen, die Großes im Schilde führen, ihre Gläser heben und aufs Gelingen des Unternehmens trinken, so trat Elisabeth, auf kippelnden

Digitized by Google

Absätzen, zum Spiegel hin, um sich ihr Vorhaben ins Angesicht hinein zu bestätigen. Da aber wurde sie durch den noch ungewohnten, prickelnden Reiz ihres Persönchens dermaßen gefesselt, daß sie den starken Entschluß aus dem Sinn und sich lächelnd in ihrem Ebenbilde verlor.

Nein, was das für dünne Strümpfchen waren, und was die stumpfen Halbschuh' für hohe Absätze hatten! Man mußte sich einen durch die Schuhchen bedingten Gang aneignen und Trippelschrittchen tun.

Elisabeth stakte durchs Zimmer, befühlte den duftigen Blusenstoff, schlang die Uhrkette wie aus alter Gewohnheit um die Hüfte... da bemerkte sie den vom Spiegel reflektierten großen Lederkoffer.

Was war das, und was war darin versteckt?

Das Schloß schnappte auf, und ein Allerlei bot sich dem rosigen Gesicht Elisabeths dar: Flaschen, Behälter, Gegenstände, Dinge, deren Namen und Zweck sie noch nicht kannte. Am zähesten wurde ihre Wißbegier durch eine grüne Tasche angelockt, welche, ohne daß Elisabeth es geahnt hätte, die Ausweispapiere, das bare Geld und die Sparkassenbücher enthielt und die ihr von allerhöchster Stelle mit Umsicht gefüllt worden war.

Die vernickelten Parfüm- und Essenzen-Behältnisse sagten dem Jungfräulein in höherem Grade zu, während sie sich beim Betrachten der überaus wichtigen Papiere nicht das mindeste dachte. Kosend schlichen ihre Finger über das glatte Metall, und sie zeigte sich mit dem Besitz der mirakulösen Schätze ganz und gar einverstanden. Die Bürsten und die Kämme beäugte sie kühl und gemessen; die zur Nagelpflege

Digitized by Google

erforderlichen Apparate flößten ihr schwärzliches Mißtrauen ein. Ein kleiner Schrecken, der über ihren Rücken rieselte, als sie den Einsatz lüftete und den unteren Teil des Koffers leer fand, verflüchtete sich ins Nichts, denn schon hatten ihre unersättlich wandernden Pupillen eine Tafel wahrgenommen, auf der zu lesen war:

EINMAL DEM ZIMMERKELLNER
ZWEIMAL DEM STUBENMADCHEN
DREIMAL DEM HAUSKNECHT

Diese verdächtigen Sätze murmelte Elisabeth vor sich hin, als gelte es, eine Lektion auswendig zu lernen, — bis sie ihnen die Kenntnis um eine Rangstufenleiter irgendwelcher Großmächte des Universums entnehmen zu müssen glaubte. „Dreimal dem Hausknecht". Dies war der Potzöberste. Auf ihn folgte das Stubenmädchen. Dem Zimmerkellner einmal. Ein einziges, armseliges Mal? Inwiefern? Was ist einmal?

Elisabeth tüftelte; dann brachte sie das schwarz umsäumte Knöpfchen, das über der Tafel angebracht war, in Zusammenhang mit der Schrift und fummelte an dem Knöpfchen herum. Es war beweglich und sank ein Stück in die Wand hinein. Elisabeth probierte, wie tief es in die Wand zu drücken gehe. Das Knöpfchen leistete Widerstand. Na, gut. Immerhin gespaßig, daß es heraus hopste, so oft man es auch bedrängte. Es schien ein halsstarriger Wicht zu sein.

Hier klopfte es gegen die Zimmertür.

Elisabeth erschrak zur Säule, hielt den Atem an und muckste sich nicht.

Das Klopfen schwoll an.

Digitized by Google

Elisabeth verhielt sich mäuschenstille.

Da rumpelte es noch einmal grob gegen die Tür, und dann trabten ein Paar aufgeregte Beine von dannen.

Der kleinen Elisabeth war es unbehaglich. Sie klinkte auf, lauschte und stob auf unsicheren Fersen den Korridor entlang — ratlos, wohin. Doch blieb ihr keine Zeit zum Überlegen; denn Stimmengewirr ertönte, Menschen polterten die Treppe herauf und drangen näher. In ihrer Herzensnot öffnete Elisabeth das am Ende des Korridors gelegene Kabinett, ließ pubbernd das Schloß zuschnellen und fühlte sich fürs nächste gerettet. Ihr war, als habe sie etwas Verbotenes angezettelt. Der Raum indessen war nicht darnach angetan, das Gefühl der Sicherheit zu stärken: ein zweites Kabinett schien sich dem ersten anzugliedern, — — vielleicht würde sie in diesem zweiten geborgen sein. Elisabeth rüttelte an der Tür. Die Tür hielt stand, und eine Stimme rief: „Ja, Kuchen!“

Elisabeth stieß einen Schrei aus, flüchtete auf den Gang zurück und geriet in einen Schwarm leidenschaftlicher Persönlichkeiten, die allesamt unter tiefernsten Ausrufen etwas Bedeutsames zu vollziehen sich den Anstrich gaben. Etwelche verlautbarten das vertrauensvoll klingende Hauptwort „Polizei“, andere wieder säuselten unter Kopfschütteln, daß da etwas nicht in Ordnung sei, und eine kurze, dicke Gestalt, die ein Uneingeweihter niemals als einen Vertreter des Menschengeschlechts begutachtet hätte, rief ohne Unterbrechung: „Quatsch!“

Diesen Dickerich beobachtete Elisabeth mit ausnehmendem Wohlwollen, und sein ewiges „Quatsch!“

Digitized by Google

berührte sie geradezu anheimelnd. Daß manche Menschen wenig Menschenähnliches an sich haben, war ihr noch nicht kund.

Schließlich vertrubelte sich der Schwarm, und Elisabeth konnte unauffällig in ihr Zimmer huschen.

Und was tat sie nunmehr? Stellte sie Überlegungen an, grübelte sie nach, schritt sie mit sich zu Rate? Nein, sie pflanzte sich vor dem Spiegel auf, vergewisserte sich ihrer Schönheit und war recht sehr zufrieden.

Das Vergnügen währte nicht lange.

Ohne angepocht zu haben, traten drei Menschen ein, die sich höchlich überrascht zeigten, eine Dame vorzufinden. Der kurze Dicke von vorhin suchte seine fettige Sprache, ward ihrer habhaft und ließ mehrere, miteinander verkoppelte Sätze vom Stapel, wobei er sowie die beiden andern unverwandt Elisabeth anglotzten. Nachdem er die Sätze herausgequetscht und trotz erwartungsvoller Pause keine Antwort empfangen hatte, ließ er abermals etliche miteinander verkoppelte Sätze vom Stapel.

Elisabeth betrachtete ihn gründlich. In seiner Mitte war ein Bauch angebracht, den ihm so leicht keiner nachmachte. Unter dem Kinn befand sich eine Filiale des Bauches, eine Zweignebenstelle oder Tochteranstalt oder Dépendance des Bauches. Womöglich war es aber auch umgekehrt, und Das unter dem Kinn war der eigentliche Bauch, wogegen Das in der Mitte nur ein gemästeter Senker des Bauches war. Oder war es gar kein Bauch, sondern ein Gefäß? Zweifellos war es ein Gefäß? Zweifellos war es ein Gefäß, und das ganze Geschöpf bildete ein wandelndes Gefäß.

Digitized by Google

Weil Elisabeth in blödem Schweigen verharrte, tuschelte das Bauchgefäß auf seine Begleiter ein und versetzte als letztes Wort ein gewichtiges: „Ausländerin!"

Er apostrophierte die harmlose Elisabeth auf Französisch, und als dies nicht verfing, auf Englisch. Elisabeths Mund formte Sauersüßigkeit. Die Situation wurde ärgerlich. Der Dicke schwenkte einen Wisch und bedeutete der jungen Dame auf Esperanto, sie möge die Geneigtheit bezeigen, das Formular baldgefälligst auszufüllen.

Elisabeth sagte: „Quatsch!"

Annitzo war die Reihe, sauersüß zu schmunzeln, an dem Dicken, und obschon es ihn hart ankam, sich in Gegenwart des Hausknechts und des Portiers anulken zu lassen, verfügte er doch über genügend diplomatische Fähigkeiten, einer exzentrischen Ausländerin gegenüber den Kavalier herauszubeißen, wiederholte also höflich grienend das Ersuchen um Ausfüllung des Meldezettels und zog sich unter Kratzfüßen und mit seinen gleicherweise, wenngleich nicht eben höflich grienenden Trabanten zurück.

Elisabeth hatte zwar verstanden, was die Wamme von ihr heischte, und die ihr ungeläufigen Redewendungen erraten, war jedoch durch die Körperlichkeit sowie die Kostümierung jenes Vertreters der ihr aus dem Gedächtnis entschwunden gewesenen Gattung „Mann" so eisern festgeklammert, daß sich ihr Denkapparat ausschaltete.

Worauf eine Pause in ihr erfolgte.

Dann packte sie halb unbewußt Tinte und Federhalter und versuchte zu schreiben. Sie bekriekelkrakelte die

Digitized by Google

Rückseite des Papiers mit Grund- und Haarstrichen, wie sie es vormalen in der Klippschule gelernt hatte, geriet in Schwung und federte aufs Geratewohl „Elisabeth“ hin, ließ aber notgedrungen die restlichen Rubriken frei, da sie beim besten Willen nicht imstande war, sie auszufüllen.

Dies getan, strich sie durch das Zimmer, ergriff ein Paar auf dem Tisch schlummernde Handschuh' und ergründete tapfer deren Sinn und Bedeutung. Hierauf besann sie sich des eindrückbaren Knöpfchens, konnte sich nicht verkneifen, von neuem damit zu spielen, und tupfte dreimal.

Es war nichts zu hören und zu sehen.

Da tupfte sie einmal, aber drei Atemzüge lang; und als sie fertig war mit Drücken, hatte sich ein schwarzgekleidetes Wesen mit gelblichem Gesichte vor sie hingezaubert und rasselte: „Befehlen?“

„Ich habe Hunger,“ sagte Elisabeth einfach.

Blödes Mondkalb, dämliches! dachte der Kellner und versetzte laut:

„Sehr wohl!“

„Kann ich etwas zu essen haben?“ fragte Elisabeth bescheiden.

„Sehr wohl, sehr wohl,“ rasselte der Kellner und dachte: Die ist gut, die kann so bleiben! und wetzte davon.

Auch dieser Mensch schien kein Mensch zu sein. Um ihn auftauchen zu lassen, brauchte man ja nur einmal zu drücken.

Hihi, das mit dem Knöpfchen war drollig!

Ich muß doch gleich noch einmal drücken! durchzuckte es Elisabeth.

Digitized by Google

Und sie drückte.

Nicht lange, so kam der nämliche schwarze Mensch geschossen.

„Befehlen?“

„Ja!“ erwiderte Elisabeth schlicht.

„Bitte!?“ machte der Kellner.

„Bist du eigentlich ein richtiger Mensch?“ wollte Elisabeth fragen, aber ihre Kehle wurde rechtzeitig durch einen hemmenden Strang abgeschnürt, und so begnügte sie sich mit dem treuherzigen Satz:

„Ach, aber das ist komisch!“

Sie meinte die Tatsache, daß der schwarze Mensch auf der Bildfläche erschien, sobald man drückte.

„Ja,“ fuhr Elisabeth selbstvergessen fort, „wenn ich nun aber drücke, solange du hier bist?“

Der Kellner dachte — wie alle oberflächlichen Naturen, die vor einer ihnen neuartigen Lage stehen: Die ist lütitit; während Elisabeth das schwarze Knöpfchen bedrängte — sehr gespannt, was die Folge sein werde.

Nichts war die Folge. Nur der Ober sagte, um überhaupt etwas zu sagen: „Gnädige belieben zu scherzen.“

„Wie heißt du?“ fiel es Elisabeth ein.

„Ich bin der Zimmerkellner, gnä Frau.“

„Du bist der Zimmerkellner? Und dich muß man einmal drücken?“

„Gnä Frau belieben zu scherzen!“

„Gnä Frau? Quatsch! Ich habe Hunger.“

„Ich fliege auf beschwingten Füßen!“ dichtete der Ober und hüpfte von dannen, Elisabeth in einem Nebel von Unerklärlichkeit zurücklassend.

Digitized by Google

Dann erschien er dienernd mit dem Kaffee und wischte auf beschwingten Plattfüßen wieder hinaus.

Und Elisabeth trank Kaffee und aß Butterschnitten, als habe sie niemals etwas anderes gegessen und getrunken.

Es mundete ihr ausdermaßen.

Gesättigt erhob sie sich, nahm den Hut ab, riß die Heftpflaster von Nase und Kinn, knotete das Haar, setzte wiederum den Hut auf und verließ ihr Zimmer — bestrebt, sich mitten in den Weltenstrudel zu stürzen. Sie gab gut Obacht, und ihre Aeuglein tummelten sich wie junge Eidechsen. Weder entgingen ihr die auf den Treppenabsätzen aufgehängten Gemälde, noch die beiden aus der Portierloge schlunzenden Pupillen.

Auf der Straße angelangt, musterte sie das Haus, das ihr als Unterkunftsstätte diente. „Hotel Exzelsior" ... gnä Frau, Exzelsior, Zimmerkellner, einmal drücken, Quatsch.

Innig prägte sich Elisabeth den Namen „Exzelsior" ein und suchte gerade das zu ihrem Zimmer gehörige Fenster auszukundschaften, da brüllte eine tierische Stimme „Höööööh!", und ein von zwei Gäulen gezogener Wagen fuhr auf sie los.

Sie flüchtete quiekend auf den Trottweg, stieß mit einem Individuum zusammen, das irgend etwas in seinen Bart brabbelte, erschrak abermals und stöckelte nunmehr die Straße hinab.

Da war vielzuviel Sehenswertes vorhanden, als daß sich Elisabeth mit Einzelheiten hätte abgeben können. An die Menschen gewöhnte sie sich ziemlich rasch. Männer waren vertreten in allen Sorten und Preis-

Digitized by Google

lagen. Große, kleine, dicke, krumme, bebrillte, beklemmerte, hagere, bärtige, kahle, alte, junge, hübsche, häßliche, eilige, langsame, wohlgekleidete, schäbige.

Da knatterten Karreten vorüber, vor die nichts gespannt war, nicht einmal ein Roß. Und die prusteten und tuteten und stanken dabei wie die Pest. Und der eine Wagen ohne Pferde war wie eine kleine Burg und fuhr ganz langsam, und hinten lief lauter Wasser heraus und machte die Straße pitschnaß. Dann wieder rollten Wagen vorbei, die wurden von Pferden gezogen, und diese Wagen waren zehnmal so lang wie die Tiere und waren von allen Seiten geschlossen. Man konnte nicht erspähen, was drin war. Aber in großen Buchstaben stand an die Wände gemalt, wer sie bewohnte. So ohne Fenster. Er hieß Emil Lutterbeck und war Spediteur.

Und dann gab es Männer, die strampelten eifrig mit den Beinen auf einem Stuhle ohne Lehne herum, und der Stuhl war nicht größer als die Sitzfläche, und hinten und vorn waren Räder angebracht, und die drehten sich, und es klingelte, wenn man ihnen über den Weg lief.

Und dann gab es mächtige Wagen, die fuhren auf Schienen und waren mit einer Stange an Drähten festgebunden, damit sie nicht umkegelten, und diese Wagen fuhren ganz von allein; nur vorne stand ein Mann mit einer Schirmmütze und wackelte mit den Händen. Und auch diese Wagen klingelten, wenn man ihnen zu nahe trat.

Und die Häuser. Die waren meist offen, so daß man hineinschauen konnte. In jedem Hause besaßen sie etwas anderes. In dem einen Eßwaren, in dem

Digitized by Google

anderen schöne Kleider, im dritten Gläser und Tassen, im vierten Spielsachen.

Elisabeth erkannte vieles wieder, und auch die Namen rutschten in ihr Gedächtnis. Es war ihr, als sei sie vor langen, toten Jahren die nämliche Straße dahergewandelt und vor den nämlichen Schaufenstern stehengeblieben. Wie durch brodelnden Dunst sah sie in die Vergangenheit. Aber sie empfand das Vergangene nicht als vergangen. Das Leben, das sie vorzeiten geführt, war von ihr abgebröckelt. Elisabeths Aufenthalt im Himmel, von dem sie gleicherweise nichts wußte, hatte die genossene und erlittene Wirklichkeit aufgelöst und unwirklich gemacht. Eine Kruste hatte sich auf alle Dinge gesenkt. Elisabeth traumwandelte.

Und je weiter sie in die Wirklichkeit drang, und je deutlicher ihr die festen Formen der Welt und die harten Äußerungen des Lebens ins Hirn rauschten, um so rätselvoller ward ihr's zu Sinn.

War sie schon immer und immer auf der Welt gewesen und hatte geträumt?

Unerklärbar: alles das, was sie sah, erblickte sie zum allerersten Male — und dennoch nicht zum allerersten Male.

Die Menschen waren ihr alte Bekannte. Hin und wieder schrak Elisabeth auf, als habe sie gestern den gleichen Weg zurückgelegt.

Beherzt streifte sie Unentschlossenheit und Zagen ab und stapfte hinein in die Welt. Sogar das Sich-fortbewegen in den hochabsätzigen Schuhen war ihr plötzlich altvertraut.

Vor einem Obstladen verweilte sie. Herrliche Äpfel, rotwangig und prall, lagen zur Schau.

Digitized by Google

Elisabeth griff hinein, langte sich den saftigsten und biß zu.

Dann schritt sie kauend weiter.

Mählich stumpfte ihre Aufmerksamkeit ab. Menschen und Dinge wirkten wie durch ein Schaufenster genossen auf sie ein. Schemen, mit denen sie keine Gemeinschaft hatte. Sie war allein.

Ihre Füße ermüdeten, und sie begehrte nach Hause.

Darum versuchte sie, den Weg zurückzufinden, den sie gepilgert war.

Dort war der Obstladen. Ha, die Äpfel! Dieweil ihr Hunger sich gesteigert hatte, griff Elisabeth abermals in den Korb und langte sich eine Frucht. Aber diesmal kam sie nicht glimpflich davon; denn eine Frau mit blauer Schürze preschte heraus und gellte:

„Bei mir wird nich geklaut!"

Elisabeth bezog mit Recht diesen Satz auf sich und guckte der Frau aufmerksam in das Mundwerk. In der oberen Reihe fehlten zwei Mittelzähne, und die übrigen waren angeschimmelt.

„Sie sinn wohl nich bei Troste, he? Nee, mei Freilein, das gibt's nich bei uns. Bei uns wird berappt! Umsonst is der Tod. Da könnte jedes kommen und sich Appel klaun, verschtande-wuh?"

Elisabeth mühte sich, den Sinn zu erfassen, doch ging er ihr nicht ein.

„Also: wolln Se gutwillig berappen oder nich? Zwee Neigroschen hab ich zu kriechen. Sonst hol ich de Bollezei!"

Elisabeths Mund formte die eigenartigen Wortgebilde nach.

Und schon hatte sich Volk angesammelt.

Digitized by Google

„Unsereener muß ins Kittchen — — bei den Reichen is es Kleptemanie!"

Elisabeth fühlte sich keineswegs als Brennpunkt der Aufmerksamkeit. Was denn? Sie strengte sich redlich an, aus der Sachlage klug zu werden, und war sich im Dunkeln, wohinein die Frau abzielte. Also ging sie ihres Weges weiter.

Jetzt wurde die Alte fuchtig und schien entschlossen, ihr aufgewühltes Inneres in Handgreiflichkeiten umzumünzen.

Da trat ein Herr hinzu, drückte der Hökerin Geld in die Hand und deckte Elisabeths Rückzug.

„Darf ich Sie ein Stück begleiten?"

Elisabeth nickte.

Und der Herr begleitete.

In Elisabeth reifte eine Freude heran — darüber, daß sie nicht mehr mutterseelenallein durch das Gewaber der Straße zu irren brauchte; und ihren Füßen kehrte die Kraft wieder.

Der Mensch ihr zur Seite richtete Fragen an sie und begehrte allerlei zu wissen.

Elisabeth antwortete einsilbig und ausweichend, verhehlte indessen nicht, daß sie hungrig sei, und ließ sich willig in eine stille Konditorei, die am Wege lag, dirigieren.

Nun saß sie dem wildfremden Manne gegenüber und war rechtschaffen froh, ausruhen zu dürfen.

„Wer bist du?"

„Ich heiße Pogge, bin Doktor der Chemie, Vorname: Günther."

Ein Herr trat auf, lief wieder weg und kehrte zurück. Er besaß eine sprechende Ähnlichkeit mit jenem

Digitized by Google

Wesen, nach welchem man einmal drücken mußte, hieß mit Namen „Ober“ und brachte Fleischbrühe nebst knusperigen Törtchen, die Pasteten genannt wurden.

Während er Bissen für Bissen hinunterschluckte, erkundigte sich Doktor Pogge nach Elisabeths Namen, Herkunft und Beschäftigung.

„Ich bin die Elisabeth!“ antwortete Elisabeth, wie wenn das als bekannt vorausgesetzt werden müsse.

Pogge gab sich mit solch lakonischem Bescheide nicht zufrieden.

Elisabeth entsann sich des Monogrammes und fuhr fort:

„Mit R fängt es an.“

Weiter reichte ihr Wissen nicht.

Und Pogge, dem sich — just wie seiner blonden Gefährtin — eine neue Welt auftat, wähnte, einen Anhaltepunkt zum Enträtseln der sonderbaren Kleinen aufgestöbert zu haben: sie war das Kind reicher Eltern, noch nie unter Leute gekommen, verhätschelt und ungezogen, kindlich und kindisch. Sie führte ihn an der Nase, — da bestand kein Zweifel. Aber er verlor die Geduld keineswegs.

„Schön. Sie fangen mit R an. Also Elisabeth R. Sagen wir Rindfleisch. Und was tun Sie, Fräulein Rindfleisch?“

Elisabeths Miene versteinte, ihre Augen wurden starr wie Glas, und sie versank in Brüten.

„Was ist denn, kleines Fräulein? Mein Gott, was haben Sie? Ist etwas nicht in Ordnung? Gelt, Sie haben vergessen, zu Hause das Gas abzudrehen oder die Wasserleitung?“

Digitized by Google

Da bebten Elisabeths Nasenflügel, um ihren Mund blitzte es, und unvermittelt schluchzte sie laut auf, bettete das Haupt auf die Marmorplatte und vergrub es in schlingernden Händen.

Pogge saß ratlos. Was er sich da soeben zusammengereimt, schien nicht zu stimmen. Hier handelte es sich um ein Geheimnis. Die Begriffe „Hypnose" und „Somnambulismus" surrten ihm durch das Oberstübchen. Was sich in Elisabeth abspulte, konnte er freilich nicht ahnen.

Als sie nach ihrem Namen suchte und sich im Geist in ihr Zimmerchen zurückversetzte und sich die kleinen bedruckten Kärtchen buchstabieren sah, da fielen ihr der Spiegel ein und das Erwachen und das Liegen im Bett und ein Zipfelchen des geträumten Traumes, und ganz flüchtig und ganz aus der Ferne tat sich ihr ein schmaler Spalt auf, und sie schaute sich und schaute die Gespielinnen, und die Audienz in Gottes Privatkontor lohte auf, — — und alles das zerrann augenblicklich ins Nichts, ehbevor Elisabeth es festzuhalten vermochte. Und ohne daß ihr die spärlichste Erinnerung ward an die Vorgänge im Himmel und ohne daß sie ahnte, welchen Grund ihr Erdenwallen habe, überrieselte sie wehe Ahnung ihrer Verlassenheit, und sie fühlte sich unsäglich einsam und fremd und nicht zu den Menschen und zu den Stätten der Menschen gehörig.

Pogge redete ihr brüderlich zu und koste sie mit guten Worten.

Und als sich Elisabeth verstört reckte und hinauseilte, zahlte er schleunigst und trabte hinterdrein. Er war so hilflos wie sie.

Digitized by Google

Schweigend trotteten sie durch das Gewühl, bogen, wie auf Verabredung, in ein ruhiges Gäßchen ein, steuerten den Anlagen des Hermann-Sudermann-Denkmales zu und rasteten auf einer Bank im Grünen.

Pogge hatte sich unterweilen eine Erklärung zurechtgelegt und war überzeugt, daß unglückliche Liebe im Spiel sei. In diesem Sinne redete er auf die Verweinte ein, und Elisabeth, wie durch das Plätschern eines Springbrunnens gesänftigt, lauschte ihm.

„Mußt dir das nicht so zu Herzen nehmen!" schloß er. „Es gibt eine so ungeheure Fülle von Jünglingen auf der Welt, — — muß es denn grad der eine sein? An Liebe stirbt man nur auf dem Theater und in den Gedichten. Sei vernünftig und vertraue mir!"

„Du bist ein lieber Mensch," sprach Elisabeth, obwohl sie es nur im Innern zu denken vermeinte.

Und Pogge lugte rasch, ob ein unerwünschter Beobachter käme, und küßte das kleine Blonde herzhaft auf den Mund.

Elisabeth ließ es ohne Widerstreben geschehen.

Weil jedoch ein Arbeitsmann vorüberstrich, der sicherlich ohne Hintergedanken das tiefsinnige Volkslied pfiff: „Die Männer sind alle Verbrecher", fuhr Pogge fort, auf Elisabeth einzureden, und zwar nicht eben geistreiche Dinge.

* * *

Kann man den Doktor Pogge einen sympathischen Menschen nennen? Das kann man wohl kaum. Auf den ersten Blick schien er unsympathisch, wo nicht gar abstoßend. Er hatte etwas Ungeschlachtes und sah

Digitized by Google

aus wie der Entwurf zu einer Holzskulptur. Das kantige Dach seines Schädels war über ein breites, nahezu quadratisches Gesicht gestülpt, und in malerischer Hilflosigkeit starrten die Ohrwascheln in die Luft. Unter einer derbgeformten Nase sproß der blonde Bart, wie Gott ihn sprießen ließ, und verhüllte nur unzulänglich die leicht geschwollene Oberlippe. Bei näherem Studium entdeckte man allerdings mancherlei Angenehmes in Pogges Physiognomie. Da waren zunächst die großen blauen Augen, die Güte und Frohsinn verrieten, von zahllosen Kicherfältchen umgittert. Diese Augen in ihrer blankgeputzten Biederkeit waren Gucklöcher — nicht nur für ihren Besitzer, damit er sich seine privaten Bilder von der Welt zurechtpinsele, sondern auch für jeden, der sich die Mühe nicht verdrießen ließ, durch sie hindurch in das mit dem Titel eines Doktors der Chemie ausstaffierte Individuum Günther Pogge zu schauen. Und auf Grund seiner Augen können wir schließlich nicht umhin, genanntem Herrn mit einer gewissen Sympathie entgegenzutreten. Ein lockerer Zug um die Nasenflügel, die in gefitztem Zustand dem ganzen Kerl etwas Schalkhaftes gaben und von steter Bereitschaft zum Lachen zeugten, dürfte unser Wohlwollen für Herrn Pogge nicht unbeträchtlich erhöhen.

Seine Eltern sind tot. Er steht allein auf der Welt, obwohl er Geschwister hat. Kümmert er sich um sie? Nein. So wenig, wie sie sich um ihn bekümmern. Seit je war Günther ein Kuckuck im Neste der Pogges. Als er auf die Welt kam, machten bereits zwei Söhne und eine Tochter der Mutter zu schaffen, während der Vater draußen in der Vorstadt einen Kramladen

Digitized by Google

betrieb, der das fürs Leben Nötigste knapp abwarf. Kaum war die Mutter, eine geborene Priebisch, der Sorge um die Kleinen ledig, nahm sie dem Vater, einem schwerfälligen und mit Geistesgaben nicht eben verschwenderisch gesegneten Menschen, die Zügel aus der Hand und vergrößerte das Geschäft. Dienstmädchen von Beruf, scheute sie sich vor den niedrigsten Verrichtungen nicht und fungierte als ihre eigene Aufwartung, Scheuerfrau und Verkäuferin. Sie brachte das Unternehmen in Schwung und den trägen Alten auf den Trab, früh die Erste und abends die Letzte, unermüdlich und geriffen. Unter der Hand und auf eigene Faust betrieb sie einen zinswütigen Leihverkehr, der es ihr ermöglichte, den Nachbarladen hinzuzukaufen und einen im größeren Stil angelegten Abzahlungs-Bazar aufzumachen. Mit dem Gedeihen der Firma Pogge wuchs die Geldgier der Mutter. Sie raffte und raffte, war bei Auktionen wohl auf dem Plan, vermittelte Darlehnsgeschäfte, gab mit hinterhältiger Großmut auf Borg und nahm statt fälliger Summen bereitwillig Möbel oder getragene Kleidungsstücke in Empfang. Die Firma Pogge wuchs sich zum Ramsch-Laden aus und florierte prächtig — ohne das Hinzutun Pogges, der von seiner Frau, geborenen Priebisch, zu Markthelferdiensten verwendet wurde und alles mit sich geschehen ließ, was der gedeihlichen Entwicklung seines Bazars und dem dadurch bedingten Anschwellen des Kapitals und dem dadurch ermöglichten Wohlleben nicht abträglich war. Den Priebischs steckte die Schacherei seit Generationen im Blut. Sie wußten, wo Barthel den Most holt. Ein närrisches Geschlecht. Dürr und unscheinbar, mit spitzigem Kinn und messerscharfer Nase.

Digitized by Google

Niemand ahnte ihnen an, was ihnen für Qualitäten innewohnten.

Der älteste Sohn, ein verjüngtes Abbild seiner Mutter, bezog das Gymnasium. Der zweite Pogge, seinem Bruder ähnlich bis aufs Haar, stand im Begriff, die vierte Klasse der Volksschule zu überspringen und es dem Bruder nachzutun. Die Schwester, ihrerseits eine waschechte Priebisch, ging ins sechste Jahr, als Günther zum Erstaunen des Vaters in die Erscheinung trat. Mit abgekühlter Nachdenklichkeit blickte er aus seinen haselnussenen Äuglein den rotgetünchten Schreihals an und stellte fest, daß hier ein technischer Mißgriff der Allmutter Natur vorliegen müsse. Denn ein Pogge war dieser Schößling nicht. Und ein Priebisch erst recht nicht. Der nachträglich bescherte Säugling ging nicht mit rechten Dingen zu. Der alte Pogge schüttelte das mit einer unzweckmäßig steilen Stirn verbrämte Haupt und wandte sein Interesse wichtigeren Dingen zu, und vermutlich ist damals von seiten der Eltern kein Sterbenswörtlein gewechselt worden über Günthers Herkunft.

Das Kind war eben da, und somit gut.

Später, als es größer ward und abseits stand von seinen Geschwistern, war der älteste Sohn der Familie Pogge, der die Rechtswissenschaft als Studium erkiest hatte, eines Nachmittags hinter verschlossenen Türen unvermuteter Zeuge, wie sein Vater der Mutter schimpfwortwechselnderweise allerhand Gemeinheiten an den Kopf pulverte. Er lauschte mit Widerstreben, dann jedoch mit schwellender Neugier und erfuhr neben anderen Intimitäten aus dem elterlichen Eheleben die Bestätigung eines lange gehegten Zweifels an der

Digitized by Google

Poggehaftigkeit seines Bruders Günther. Indessen: wer des vierschrötigen Knaben geheimer Papa war, das blieb nach wie vor in magisches Dunkel gehüllt, und niemalen hat man Näheres über Günthers Herkunft gehört. Die Tatsache freilich, daß er sozusagen eingewandert war, bewirkte ein Mißverhältnis unter den Geschwistern — nicht in der Weise, daß sie sich von ihm zurückgezogen oder ihn in einen Winkel gedrängt hätten, vielmehr von Günther aus, der eine leichte Befangenheit der Gegenpartei wittern mochte und ein wortkarges Wesen annahm, was hinwiederum zur Folge hatte, daß er sich den Geschwistern geflissentlich entfremdete. Aber er war zu robust, als daß er sich Kummer über unwägbare Sentiments gemacht hätte. Er kapselte sich einfach ein und verzichtete auf Kameraderie. Ueberdies hatte er in der Mama, die alle Hände über ihn hielt und ihn offensichtlich als ihren Liebling behandelte, einen starken Rückhalt bei allen Fährlichkeiten seiner Jugend, und er litt weder unter dem Schulzwang noch unter den verkniffenen Demütigungen, die der Vater ihm aufzuerlegen nicht müde ward.

Die Firma Pogge hatte inzwischen ein eigenes Geschäftshaus bezogen und buchte saftige Bilanzen. So sah sich Günther, nachdem er das Abitur hinter sich hatte, in der angenehmen Lage, seinem Hang zur Einsiedelei nachgeben zu dürfen und sich vom Elternhaus loszureißen. Mit stattlichem Monatswechsel ausgerüstet, siedelte er in eine andere Stadt über, ließ sich, mündig geworden, sein Erbteil auszahlen und löste alle Bande, die ihn mit der Familie verknüpften. Vor seinem Weggange von daheim steckte ihm die

Digitized by Google

Mutter eine erbsengroße schwarze Perle zu, angeblich ein Besitztum der Linie Priebisch. Günther witterte ein Geheimnis. Die Mutter beschwor ihn, das Erbstück dermaleinst seiner Frau zu schenken, doch keinen Tag früher, als sich ein Kind unter ihrem Herzen rege. Pogge gelobte es.

Nun hatte er sein Studium vollendet, stand in Unterhandlungen mit zwei Farbwerken, deren eines in Pfilla, einem Dörfchen, wenige Stunden von der Stadt entfernt, das andere im Süden Deutschlands gelegen war, und wartete der Entscheidung.

In der Zeit zwischen Beginn und Abschluß des Studiums war mancherlei geschehen, was ihm die Freude am Dasein gemehrt hatte.

Er hatte sich verliebt und hatte sich verlobt. Das war wie am Schnürchen und hübsch der Reihe nach gegangen, ohne Überstürzung und doch unfaßlich rasch. Und daran waren Tiffut und Schindler schuld, und daß er den Tiffut kennen lernte, das war ein Zufall. Zufall? Nichts auf dieser Erde ist Zufall. Was uns Menschenkindern zufällt, ist plangemäß und logisch, von einem allerhöchsten Regisseur inszeniert, und mag es noch so absurd und zusammenhanglos erscheinen. Vielleicht liegt dem blödesten Zufall, wende er sich zum Guten oder Bösen, tieferer Sinn zugrunde als unseren Spekulationen und Weisheiten, und am Ende verbirgt sich hinter dem blinden Walten der Geschicke ein uns unerratbares System raffiniert gesponnener Fäden. Im übrigen, halten zu Gnaden, ist das Leben wohl zu natürlich, als daß es künstlicher Zufälligkeiten bedürfte.

Digitized by Google

Den Tiffut aber hatte Günther Pogge folgendermaßen kennengelernt:

Kaum war er ein Vierteljahr in der fremden Stadt anwesend, da eilte er, kurz bevor die Kaufleute ihre Rolläden herabließen und Feierabend machten, hinunter auf die Straße, um sich etwas zum Abendbrot zu holen. Er suchte nicht lange, sondern stürmte in das erste beste Delikatessengeschäft. Vor der Ladentafel stand, als einziger Kunde, ein glattrasierter junger Mann mit randloser Brille, etwa in Pogges Alter, und schäkerte mit der koketten Verkäuferin. Pogge überflog die in Därme gefüllten, gargekochten und zum Teil geräucherten Blut-, Fleisch- und Speckwürfel, die unter dem Sammelnamen Wurst, in appetitlichen Ovalschnitten und mit Petersilie garniert, feilgehalten werden.

„Bitte, mein Herr?" zirpte die Verkäuferin.

„Geben Sie mir ein halbes Pfund von dieser da!" wies Pogge auf ein in Krapplack und Weißflockigkeit leuchtendes Prunkstück, dem man die Abstammung von einem unratstarrenden Borstentier unmöglich anmerkte. Aber der Glattrasierte wendete sich an Pogge und sprach:

„Nein. Nicht. Nehmen Sie das nicht. Nehmen Sie diese getrüffelte Leberwurst, ich bitte Sie darum."

„Ja, aber... wer sagt Ihnen denn, daß ich Appetit auf Leberwurst habe? — Bitte, Fräulein, schneiden Sie mir von der Salami ab."

„Pardon, mein Herr, ich rate Ihnen angelegentlich davon ab. Daheim auf Ihrem Zimmer angelangt, würden Sie den Kauf jener Salami gräßlich bereuen."

Digitized by Google

Und zur Verkäuferin: „Schneiden Sie dem Herrn auf meine Verantwortung von der Leberwurst ab!“

Das Fräulein hatte einen aus Schelmerei und Neugier gemischten Blick in Pogges belustigt aufflammende Pupillen; der Glattrasierte dagegen war mit seiner Ansprache noch nicht zu Ende und erklärte, derweilen die Leberwurst in leckere Scheiben zu sinken begann:

„Ohne mich des Vergnügens, Sie zu kennen, teilhaft zu schätzen, mein Herr, halte ich mich für befugt, in die immerhin wichtige Wahl Ihrer Abendmahlzeit entscheidend einzugreifen, und lege Ihnen, teils als Sachkundiger, teils als am Umsatz vorliegenden Delikatessengeschäftes absolut Unbeteiligter, den heute morgen frisch eingetroffenen Roquefort hitzig ans Herz.“

Pogge, der im allgemeinen schwer beeinflußbar war und nur ungern aus sich herausging, tat dem Glattrasierten den Gefallen, wohl mehr aus Jux denn aus stiller Zuneigung zu französischem Käse. Auch mochte ihm bei seiner Feinhörigkeit für Untertöne nicht verborgen geblieben sein, daß der Fremde kein alberner Schwätzer, sondern ein über die konventionelle Form souveräner Geist war, der es mit seinen Ratschlägen offenbar gänzlich ernst meinte.

Während Roquefort und Wurst von den flinken Pfötchen der Verkäuferin in Papier gehüllt wurden, maßen sich beide Herren mit einem langen Blick; Pogge, die Nase sitzend wie „Bist du nun zufriedengestellt?“, der Fremde nahezu bösartig.

Die Szene war noch nicht beendet. Als Pogge seine Brieftasche zog, fragte der Fremde:

„Sie studieren?“

Digitized by Google

„Ja."

„Was? Wenn ich fragen darf."

Pogge fühlte sich in Gegenwart der Ladnerin geniert und verspürte zudem wenig Lust, einem Beliebigen Auskunft über seine Privatverhältnisse zu erteilen, kurzum, er log ohne Überlegen:

„Kunstgeschichte!"

„So? Kunstgeschichte? Sehr schön. Wann und wo starb Lionardo da Vinci?"

Jetzt wurde Pogge ärgerlich. Zum Henker, was war das für eine törichte Manier, andere Menschen am hellichten Tage zu examinieren! Er zahlte, nahm sein Päckchen und brummte:

„Das weiß ich nicht!"

„Ei, ei."

Dieses Doppel-Ei rann dem Glattrasierten mit einem so ehrlich tadelnden Bedauern über die Lippen, daß Pogge, genau genommen wider seinen Willen, angestrengt nachdachte und wie ein folgsamer Schüler, der den Lehrer nicht enttäuschen möchte, zur Antwort gab:

„Ich glaube, 1519 auf einem Schloß in der Touraine."

„Ich glaube? Das muß man wissen!"

„Wissen Sie es denn?"

„Nein. Aber wie hieß die Schwiegermutter Alexanders des Großen?"

„Ich weiß nicht!" Und Pogge schritt zur Tür.

Der Fremde folgte ihm auf dem Fuß:

„Wann ist die zweite Auflage des Gargantua erschienen?"

Digitized by Google

Pogge trat hinaus auf die Straße, der Fremde hinter ihm.

„Darf ich Sie ein Stück begleiten?“ fragte der Glattrasierte.

„Nein!“ stieß Pogge heraus, machte kehrt und eilte in entgegengesetzter Richtung davon. Er hörte noch den andern etwas rufen, das klang wie „Bewahren Sie mir ein freundliches Angedenken!“

„Ich werde mich hüten,“ dachte Pogge und schimpfte vor sich hin. Dann wiederholte er das Wort „Ekelhafter Kerl!“ an ein dutzendmal — laut, deutlich und ohne Rücksicht auf ironische Anteilnahme irgendwelcher Passanten. Das „Ekelhafter Kerl!“ wuchs sich in weiterem Verfolg zu einem alles andere denn sanftmütig gehaltenen Monolog aus, bis Pogge schließlich, in jähem Umkippen seiner Stimmung, das Komische seines gereizten Zustandes sowie das Groteske des erlebten Auftrittes empfand, in rosiger Laune die Treppen zu seiner Behausung emporklomm, auf das angeregteste mit sich selber scherzend, die ominöse Leberwurst neben Roquefort auspapierte und während des Abendbrotes ein gewisses Bedauern nicht zu unterdrücken vermochte, daß der seltsame Herr, der sich nach Alexanders des Großen Schwiegermutter zu erkundigen die Geneigtheit hatte, den Imbiß nicht mit seinem Prüfling teilte. Und dies war nicht das letzte Mal, daß Pogges Gedanken um den Glattrasierten kreisten, und es war auch nicht das letzte Mal, daß er mit ihm zusammentraf.

Keine vier Wochen später strolchte Pogge, dem die Wanderlust im Blute saß, den Flußlauf aufwärts. Er war mit der Straßenbahn bis zur Endstation gefahren,

Digitized by Google

trug den Rucksack auf dem breiten Rücken, einen Knotenstock in der Faust und seinen graugrünen Lodenanzug, wie stets bei solchen Gelegenheiten, am Leibe. Auf dem Haupte aber saß, keck und verwittert, „Old Shatterhand", der unzertrennliche Begleiter und treue Freund auf allen Fahrten: ein weicher Filz mit schmaler Krempe, der erste, in Obersekunda erstandene Hut, ein wahres Prachtstück von Kopfbedeckung und mit der idealen Eigenschaft behaftet, dem jeweiligen Kopfumfang seines Meisters auf den Zentimeter gewachsen zu sein. Im Ränzel aber verwahrte Pogge außer Thermosflasche und fettdicht eingewickelten Brötchen Skizzenbuch und Zeichengeräte, die er bei passender Gelegenheit und meist an solchen Orten, die dem normalen Auge durchaus unmalerisch erschienen, zu ebenso sparsam-verschwiegener wie künstlerisch beachtenswürdiger Entfaltung zu bringen wußte.

So strolchte er denn ein acht, neun Kilometerchen flußaufwärts, durch dichtes Gestrüpp, über felsige Hänge, waldentlang. An einer Böschung, dicht bestandenen Kiefernforst hinter sich, machte er Rast, streckte sich ins Gras, hieb in den Mundvorrat ein und begann zu skizzieren.

Er hatte kaum eine Stunde gesessen und gezeichnet, da knackte es hinter ihm in den Zweigen, und eine Stimme ertönte:

„Demnach können wir unser kürzlich vorzeitig abgebrochenes Gespräch in Muße fortsetzen!"

Und das war wiederum der Glattrasierte, dem zu begegnen Pogge gewißlich nicht erwartet hatte. Nachdem er das Delikatessengeschäft, welches die flüchtige Bekanntschaft mit dem ekelhaften Kerl herbeigeführt,

Digitized by Google

eine Weile gemieden, dann aber, unter Verachtung seines kindischen Trotzes, häufig aufgesucht hatte, freilich ohne den Fremden je persönlich anzutreffen noch irgendwelche wissenswerten Tatsachen über ihn erfahren zu haben, stand das Gesicht des zum Mittelpunkt einer Anekdote verblaßten Menschen mit randloser Brille oft und oft vor Pogges Geist, und der Wunsch, dem sonderbaren Kauz in die Wege zu laufen, hatte Wurzel geschlagen in dem sonst menschenscheuen Beflissenen der Chemie.

Und da war nun der Vermißte leibhaftig vor Pogge aufgepflanzt und tat, als sei man vor kaum zehn Minuten getrennt worden. Pogge brachte eilig sein Skizzenbuch in Sicherheit. Der andere war ausnahmsweise so taktvoll, darüber hinwegzusehen, ließ sich neben dem verblüfften Wandersmann nieder und knüpfte ohne Umschweife an das naturgegebene Vorbild der Poggeschen Bleistiftskizze an, wobei er nicht geringe Kenntnisse von graphischen Dingen an den zur Küste gehenden Tag legte; und es stellte sich heraus, daß er Tiffut heiße und Kunstmaler sei seines Zeichens. Und da sich auch ansonsten allerlei herausstellte, was Seelen einander geneigt stimmt, schritten die beiden im Abenddämmer, freundwillig verbrüdert und in angeregtes Geplauder verstrickt, der Stadt zu.

Seit jenem Tage hielten es die zwei miteinander und veranstalteten ihre Pilgerfahrten gemeinsam. Während Pogge die Führerschaft auf den Streifen durch Feld und Wald übernahm und dem Sapperloter Tiffut in wirtschaftlichen Fragen belehrend und mit onkelhafter Güte zur Seite stand, machte es sich dieser zur Aufgabe, den schüchternen Freund in Museen,

Digitized by Google

Theater und andere Stätten der Kunst zu führen und ihn weltmännisch aufzupolieren, und Pogge ließ sich das nicht nur gefallen, sondern er fand daran Gefallen.

Noch ehe er Tiffut kennenlernte, hatte er unter seiner Duckerigkeit gelitten und die mönchische Zurückgezogenheit beklagt. Alle Versuche, in die große Welt einzudringen, waren kläglich gescheitert, und sogar der Gang zum chemischen Institut, den er unter grimmigem Zusammenbeißen der Zähne unternahm — nicht aus Abneigung gegen das Studium, nein bewahre: aus Bange vor den unbekannten Menschen, die er als lästig oder gar feindlich empfand, — sogar der tägliche Gang ins Laboratorium kostete ihn etliche Überwindung. Die Wahl eines Gasthauses, wo er regelmäßig zu Mittag tafeln könne, hatte ihn vermocht, eine volle Woche lang auf warmes Essen zu verzichten, und als er sich endlich am achten Tage aufraffte, war er, die Blicke zu Boden gerichtet, in ein am Wege gelegenes Lokal eingedrungen, auf den nächsten freien Tisch zugesteuert, hatte in dem Bewußtsein, einen feuerroten Kopf zu haben, auf irgendeine Stelle der Speisekarte gedeutet und prompt hinuntergewürgt, was der Kellner ihm vorsetzte. Im Laufe der nächsten Tage, sobald er sich einigermaßen in dem Restaurant heimisch zu fühlen begann, hatte er einen kühnen Vorstoß unternommen, um einen rückenfreien Eckplatz an der Wand zu ergattern, und seit ihm dies gelungen war, fühlte er sich leidlich wohl während der Mahlzeiten.

Zuweilen ertappte er sich dabei, wie er an den Spiegelscheiben großer, eleganter Kaffeehäuser vorüberstrich und sehnsuchtsvoll hineinlugte, wo Herren und Damen in buntem Gemisch Süßigkeiten schleckten und

Digitized by Google

Mokka nippten, als müßte das so sein, — aber einzutreten in ein solches Etablissement, das hatte er nie übers Herz gebracht.

Wie gern er auch das Komödienhaus aufgesucht und sich die Darbietung eines Shakespeareschen Lustspieles angesehen hätte: der Gedanke, unter wildfremden Leuten sitzen zu müssen, schreckte ihn immer wieder davon ab.

Nicht minder schwer als die Wahl eines Gasthauses war ihm die eines Barbiers geworden; denn da er, entgegen seiner sonstigen Übung in praktischen Dingen, weder mit Messer noch mit Apparat zurechtkam, was wohl auf einige am Kinn und Hals unvorteilhaft angebrachte Wirbel zurückzuführen war, und da er sich außerdem eines kräftigen Haarwuchses erfreute, so war er wohl oder übel auf einen Barbier angewiesen und verließ ihn selten, ohne nicht mit einer Zahnpasta oder einem neuen Kopfwaschwasser beglückt worden zu sein.

Pogge war ein Mensch, der schwerlich „nein" sagte — ein Umstand, den sich seine Wirtin klüglich zunutze machte, indem sie die einzelnen Posten der monatlichen Rechnung phantasievoll nach oben abrundete.

Pogge wehrte sich nicht dagegen und ließ Kellner, Friseur und Wirtin in dem Wahn, einen leicht zu betimpelnden Jüngling vor sich zu haben, und muckste mit keiner Wimper, wenn er in wörtlichem oder übertragenem Sinn eingeseift wurde. Daß die Wirtin ihren Studiosus nicht für voll nahm, ist im übrigen darauf zurückzuführen, daß sie ihn mehrfach dabei überraschte, wie er mit Stock und Hut, zum Ausgehen parat, auf dem Kanapee hockte und vor sich hin stierte. Viertel-

Digitized by Google

stundenlang konnte er so sitzen, unfähig, den Entschluß zum Ausgehen zu fassen.

Mit Tiffuts Bekanntschaft änderte sich dies, und Pogge gewann eine gewisse Sicherheit im Auftreten. War er anfänglich nur in Begleitung des gewandten Freundes zum Betreten gastlicher Lokalitäten zu veranlassen gewesen, so unternahm er jetzt hie und da einen Bummel auf eigene Faust, hängte seinen Hut ohne jedwedes Ungeschick auf den Haken und benahm sich mit Zuversicht und Gewandtheit, namentlich seit Tiffut für Vervollkommnung und modische, dabei ungeckenhafte Renovierung der Garderobe Pogges Sorge getragen hatte, von Krawatten und Oberhemden ausgehend.

Seinem Tiffut verdankte Pogge viel, nicht zuletzt den Umgang mit Malersleuten und insbesondere mit Rolf Schindler, dem graphischen Kompagnon Tiffuts, und mit Schindlers Kusine, dem Fräulein Marianne Hardeland, das, seines Zeichens gleichfalls Schülerin der Akademie, in Tiffuts und Schindlers gemeinsamem Atelier ein- und ausging.

Sämtliche fahrplanmäßigen Etappen einer ordentlichen Liebschaft wurden pünktlich eingehalten, und als Reiseziel schwebte eine baldige Heirat vor. Über kurz oder lang mußte sich entscheiden, ob Pogge nach Bayern ziehen oder in der Nähe seines bisherigen Aufenthaltsortes verbleiben würde, und sobald der Vertrag mit einer der beiden in Frage stehenden Fabriken perfekt war, sollte die Hochzeit gerichtet werden. Marianne brannte darauf, und ihr Bräutigam nicht minder. Einstweilen hatte sie Malkittel und Palette an den Nagel gehängt und den Wohnsitz im elterlichen

Digitized by Google

Hause aufgeschlagen, gedachte jedoch nach vollzogener Vermählung ihre Talente keineswegs einrosten zu lassen, sondern in steter Übung zu höchster Entfaltung zu bringen.

Dem Bräutigam war nicht so frohgemut zu Sinn wie der von Vorbereitungen zur Ehe umprasselten Marianne. Er war benommen von dem tiefen Eindruck, den das Mädchen mit den Rehaugen in ihm erweckt hatte. Betropft lag er in seinem Schreibtischsessel und spintisierte. Das himmlische Mädchen ging ihm wie ein Mühlrad im Kopf herum.

Und dieses himmlische Mädchen hieß nicht Marianne, sondern Elisabeth.

Tiffut, der seinen Leib über Pogges Ottomane genießerisch hingegossen hatte, las artig in den Briefen eines französischen Malers, die er für einen lächerlich niedrigen Preis einem Antiquar ausgespannt hatte, schielte beim Umblättern über die Rundung seiner Brillengläser hinweg nach dem trotz seiner Bedrücktheit einfältig lächelnden Freund und wartete geduldig, bis es dieser für an der Zeit hielt, seinem gärenden Herzen Luft zu schaffen. Pogge sog eine gewisse Beruhigung aus der bloßen Tatsache, daß Tiffut im Zimmer anwesend war. Der schweigende Freund gab ihm einen gewissen Rückhalt und verscheuchte die fledermausgrauen Skrupel. Als er mit sich im Reinen zu sein und eine sachliche Schilderung des heute morgen erfolgten Zusammentreffens mit Elisabeth sowie des Zustandes im eigenen Ich zu entwerfen fähig zu sein glaubte, erhob er sich und stiefelte, vor sich hinsprechend, im Zimmer auf und ab — mit festen Tritten, um sich den Anschein des Imklarensseins zu geben; den Oberkörper leicht

Digitized by Google

vornüber gebeugt, damit sich Konzentration einstelle. Und es ging über Erwarten gut. Die Sache war nicht so verwickelt, wie er anfänglich gefürchtet hatte. Gewiß, es war kein alltägliches Abenteuer, aber lag es nicht in seiner Hand, einen Abschluß-Strich zu ziehen und „Punktum" zu sagen? Was hatte er sich denn eingebrockt? Nichts hatte er sich eingebrockt, gar nichts. Ein harmloser Austausch von diversen Küssen legt nirgendwelche Verpflichtungen auf, man schwenkt den Hut, ruft „Gott befohlen!", und vorbei ist vorbei.

„Wenn die Geschichte so einfach wäre, wie du dir und mir vormachst, lieber Günther, dann würdest du wahrscheinlich weniger Worte nötig haben. Leider besitzt du keine leichte Achsel, auf die du etwas nehmen kannst. Ein Mensch wie du — — — mir schwant Schwarzes."

„Es handelt sich nicht um eine Liebelei, Paul. Es handelt sich darum, einem arglosen Menschenkind bei seinen ersten Gehversuchen ins Leben behilflich zu sein. Du ahnst ja nicht, wie hilflos sie ist. Wahrhaftig, ich glaube, sie ist vom Himmel herabgeschneit."

„Schön. Dann räume ihr ein paar Ecksteine aus dem Weg und zeige ihr, wo Dornen sind, aber bleibe dabei sachlich und bleibe Herr der Situation!"

„Das will ich ja."

„Dann hättest du sie, entschuldige, nicht küssen dürfen!"

„Warum nicht?"

„Wegen Marianne."

„Warum wegen Marianne nicht? Glaubst du etwa, es ändere sich irgendetwas in meinem Verhältnis zu Marianne?"

Digitized by Google

„Ich habe so eine Ahnung."

„Unsinn!"

„Lieber guter Günther! Ich weiß, wie töricht es ist, wenn man seine unbefugte Nase in die Innenarchitektur anderer Leute steckt. Ich weiß es. Und doch, auf die Gefahr hin, daß ich mich mit dir verkrache, bitte ich dich: laß deine Finger von der märchenhaften Dame, die vom Himmel herabgeschneit ist! — Du hast Mariannen gegenüber eine Verantwortung."

„Was soll denn werden — mit ihr?"

„Mit wem?"

„Mit Elisabeth!"

„Ach so. Sehr einfach. Du vertraust die junge Dame mir an. Ich werde schon dafür sorgen, daß sie auf den rechten Pfad geleitet wird. Übrigens bezweifle ich, daß sie so über die Maßen unerfahren und kindlich ist, wie du das schilderst."

„Das wirst du nicht tun. Versprich mir, daß du sie nicht...., daß du ihr nicht..."

„Was denn, daß ich mich nicht in sie verguckе? Daß ich sie nicht verführe? Meinst du das?"

„Hm."

„Traust du mir das zu?"

„Offen gestanden..."

„Wir können es ja darauf ankommen lassen."

„Nein, ich lasse es nicht darauf ankommen!"

„Bist du denn die Gouvernante der jungen Dame?"

„Nein, aber ..."

„Aber du bist schon eifersüchtig."

„Unsinn!"

Digitized by Google

„Günther, ich lasse mich vierteilen, wenn du nicht schon bis über beide Ohren ..."

„Ach, das hat doch mit Verliebtheit nichts zu tun. Die Sache ist doch so: ....nämlich ... siehst du, Paul ... ich habe ..."

Pogge suchte nach Worten, stampfte auf und nieder, äugte stirnrunzelnd nach dem Bücherbord, nahm eine blau-weiß gewürfelte Vase herab und trug sie zum Schreibtisch.

„Stelle dir einen Kunstfreund vor, Paul, der ein besonders seltenes Stück einer alten Sammlung erworben hat und davon begeistert ist. Er würdigt die edle Materie. Seine Fingerspitzen streichen in hellem Entzücken über das köstliche Gefäß hinweg. Er ist kindisch vor Freude und küßt das Ding ab, nicht wahr?"

„Mit dem Unterschied, daß dein Fund ein Gefäß ist mit recht lebendigem Inhalt. Na, schön. Verstehen werden wir uns doch nicht. Nimm dich denn in Gottes Namen der Kleinen an, aber, bester Günther; denk an Marianne!"

Günther warf einen Blick auf die Taschenuhr.

„Um fünf Uhr brechen wir auf!"

„Ich begleite dich. — Sei friedlich. Ich will euch nicht stören. Nur betrachten will ich mir einmal das Mädchen. Ich warte mit dir, bis sie kommt, halte mich abseits und verleugne mich mit gewohnter Diskretion. Das Angucken wirst du mir doch nicht verwehren?"

„Aber gern bin ich nicht einverstanden."

„Ich verspreche dir dafür auch, daß ich euch nicht heimlich nachschleiche. Aber sehen muß ich sie unbedingt, deine Himmelskönigin."

Digitized by Google

Günther erwiderte nichts. Aber in dem Blick, mit dem er Tiffut maß, lag die Entschlossenheit, Elisabeth zuliebe mit allem zu brechen.

* * *

Nachdem sie eine gute halbe Stunde vergeblich gewartet hatten, brach sich ein Lächeln Bahn in Tiffuts Angesicht, und Pogge dachte allerhand dumme Gedanken, wie sie sich bei Geprellten einstellen, die an eine Prellerei nicht glauben möge. Sollte ich mich in der Zeit geirrt haben? dachte er, oder hatten wir einen andern Treffpunkt verabredet? Er dachte das fast mechanisch und ohne besondere Anteilnahme. Er dachte es in leichter Zermürbtheit und in einer gewissen Scheu vor dem eigenen Denken. Tiffut lächelte diskret und blickte in die Richtung, aus der Elisabeth laut Pogges Behauptung kommen mußte. Schließlich sagte er:

„Sie hat dich versetzt."

„Unsinn. Wer weiß, was sie aufhält. Geh doch, wenn du keine Lust hast, länger zu warten."

„Ich leiste dir Gesellschaft, bis sie kommt."

„Wenn ich wenigstens wüßte, wo sie wohnt."

„Danach hättest du dich umsichtigerweise erkundigen sollen."

„Wer denkt denn an alles? Übrigens war sie ja auf und davon, ehe ich mich's versehen hatte."

„Wo habt ihr euch denn voneinander verabschiedet?"

„In der Magdeburger Straße."

„Vielleicht steht sie noch am selben Fleck, wo du sie verlassen hast."

Digitized by Google

„Mach keine schlechten Witze."

„Das soll weder ein guter, noch ein schlechter Witz sein. Aber bei deinem Wundermädchen scheint mir das Unwahrscheinlichste wahrscheinlich."

„Das Wahrscheinlichste ist, daß sie durch irgend etwas verhindert ist, pünktlich zu sein. Auf jeden Fall warte ich hier, bis sie kommt."

Tiffut lächelte nicht mehr.

„Und wenn es darüber Nacht wird."

Das war das letzte, was Pogge bis auf weiteres sagte. Er brütete vor sich hin und flocht schwärzliche Betrachtungen ineinander. Die Möglichkeit, daß Elisabeth ein Unglück zugestoßen sei, war nicht von der Hand zu weisen. Vielleicht... nein, nicht ausmalen!

Pogge war einmal Zeuge gewesen, wie ein alter Mann vom Auto erfaßt und überfahren wurde. Das war eine Sache von wenigen Sekunden gewesen und war ganz geräuschlos vor sich gegangen. Das Auto hatte geschwiegen, und der alte Mann war ohne einen Laut zusammengebrochen. Kein Schrei, kein Seufzer. Dann hatten sie ihn in das Auto geladen, und zwei Minuten später sah niemand dem Schauplatz an, daß ein Mensch aus der Liste der Lebenden getilgt worden war. Ein wenig Blut, das war alles.

Man kann ja auch den Fuß brechen. Oder verstauchen.

Oder man kann rasendes Nasenbluten haben.

Oder Kopfschmerzen.

Ach nein, Kopfschmerzen sind wohl kein triftiger Hinderungsgrund, ein Stelldichein in den Wind zu schlagen.

Digitized by Google

Warum kommt Elisabeth nicht? Hatte sie in die Verabredung gewilligt, ohne es ernst zu meinen? War es eine Laune von ihr gewesen? Oder hatte sie nachträglich bereut, Pogges Bekanntschaft gemacht zu haben? Oder wenn auch nicht gerade bereut, so doch wenigstens... Hatte sie sich eines anderen besonnen? Die Frauensleute sind wetterwendisch. Erst greifen sie mit beiden Händen zu, und hernach tun sie, als läge ihnen nicht das mindeste daran. War Elisabeth eine von denen, die „ja" sagten, wenn sie „nein" meinten? Oder was? Saß sie daheim, ohne die Entschlußkraft aufzubringen, ihr Wort zu halten? Fürchtete sie, einem Fremden ins Garn zu laufen? Hatte sie sich ernüchtert? Oder witterte sie, daß die Entscheidung über Pogges Schicksal in ihrer Hand lag?

Oder war ein Onkel zu Besuch gekommen, dem sie nicht entwischen konnte?

Oder hatte die Frau Mama Verdacht geschöpft und ihrer Tochter Stubenarrest anbefohlen?

Welch grausame Einrichtung, dieses Wartenmüssen. Es weicht die Nerven auf und entfesselt giftige Gelüste. Da steht man, hält Maulaffen feil und kiekt in die Luft. Menschen trotten vorüber, schäkernd, zwei und zwei, Arm in Arm, satt, zufrieden, üppig, herausfordernd, flegelhaft.

Es war eine Stunde über die vereinbarte Zeit, und Pogge gab dennoch die Hoffnung nicht auf.

Daß Elisabeth kommen werde, dessen war er gewiß.

Elisabeth hatte keine Eile. Auch war ihr der kunstvolle Begriff „Zeit" ein böhmisches Dorf. Stunde und Ort der Verabredung mit Pogge hatte sie sich wohl

Digitized by Google

eingeprägt und war gesonnen, prompt zur Stelle zu sein, aber es pressierte ihr nicht. Die Sorge um Ausfüllung des albernen Meldezettels hatte eine höhere Macht ihr gnädig abgenommen. Desgleichen schien der Himmelsvater eingesehen zu haben, daß übergroße Naivität und mangelnde Praxis in weltlichen Dingen Elisabeths Werdegang hemmen würden: er begnadete infolgedessen das kleine Dummchen mit Erleuchtung und Seifensiedern und pflanzte ihr etliche Erfahrungen ein, die von rechtswegen hätten mühsam erworben werden müssen. Ohne die Absicht, sich weiterhin in Elisabeths Leben einzumischen, gab er ihr dennoch einen sanften Rippenstoß, um wenigstens die nun einmal angeknüpfte Beziehung zu Pogge nicht ins Leere verpuffen zu lassen.

Elisabeth fühlte sich von magischen Kräften umzingelt, warf sich ins Gewühl der Straße und erreichte ohne Suchen und ohne Hast den Platz, wo Pogge Posto gefaßt hatte.

Tiffut hatte den Freund im Stich gelassen, da seine Neugier in der langen Wartefrist davongeschwommen war. Zudem hatte er jedweden Glauben an die Zuverlässigkeit des Wundermädchens verloren und spürte keine Lust, sich Pogge zuliebe nasführen zu lassen.

„Ei, du bist schon da?“ rief Elisabeth fröhlich und reichte ihre Hand hin.

„Ja, ich bin schon da,“ erwiderte Pogge strahlend. „Aber das ist ja nebensächlich. Die Hauptsache ist, daß d u da bist!“

„O, Elisabeth ist immer pünktlich.“

Nicht der schäbigste Bodensatz von Unwillen war auf Pogges Seelengrund zurückgeblieben, aber sein praktischer Sinn war es, der sich gebieterisch zum Wort

Digitized by Google

meldete und eine Wiederholung des beinahe ins Wasser gefallenen Stelldicheins auszuschalten suchte.

Ohne erst seinen Plan in weitausholender Darlegung zu entwickeln, zog Pogge mit Elisabeth nach seiner Behausung in der Zrinystraße, ignorierte Frau Weinreichs moralisch geblähte Nasslöcher, setzte Elisabeth auf einen Hocker, sich selber dem Mädchen gegenüber und begann ein geradezu polizeimäßiges Verhör. Der Drang, Klarheit zu erhalten über das somnambulistische Fräulein Elisabeth R., beeinträchtigte Pogges Zartgefühl. Es galt jetzt, ohne Umschweife und ohne Sentimentalität festzustellen, was und wer die junge Dame sei.

Allerlei Wissenswertes wurde aus Elisabeths verschlossenen Pforten gelockt.

Zunächst die Tatsache, daß sie im Exzelsior wohne, ohne zu wissen, wie sie da hineingeschneit sei; daß sie ohne Begleitung und ohne Anhang lebe und sozusagen tendenz- und herrenlos dahinvagabundiere. Eine Zwischenfrage Elisabeths, ob die auf den meisten Straßen der Stadt in Höhe des ersten Stockwerks ausgespannten Drähte dem Zusammenhalt der Häuser oder dem Nichtumkippen der pferdelosen Karreten dienten, wurde kalt in die Versenkung gewiesen, und unbeirrt schritt Pogge seinem Ziele zu: der Ergründung des mysteriösen Mädchens Elisabeth.

Sobald er seiner Sache sicher zu sein glaubte, — daß nämlich die junge Dame weder eine abgefeimte Schwindlerin, noch eine ultraviolette Hysterikerin war —, pflog er mit Frau Weinreich, seiner erprobten Wirtin, eine dahingehende Unterredung, daß er noch am heutigen Tage einen Wohnungswechsel

Digitized by Google

vornehmen und Elisabeth in dem bisher von ihm innegehabten Zimmer unterbringen oder aber für die junge Dame einen geeigneten Aufenthaltsort ausfindig machen werde.

Frau Weinreich, einigermaßen konsterniert und auf Seitensprünge ihres Mieters durchaus unvorbereitet, erklärte sich fanatisch bereit, der elternlosen Waise fördernd zur Seite zu stehen.

Hierauf stoben beide davon, Pogge und Elisabeth.

Stoben nach dem Hotel Exzelsior, woselbst Pogge in seiner Eigenschaft als Kavalier die Rechnung beglich, eine Droschke beorderte, unter Elisabeths und des neugierigen Portiers Assistenz Koffer und Körbe packte und alles miteinander — die Eigentümerin ein-, den Portier ausgeschlossen — in das Gefährt verstaute. Dann ratterte das Paar zurück nach der Zrinyistraße, und Pogge begab sich, nachdem er Elisabeth dem Schutze der Weinreich anvertraut hatte, auf die Wohnungssuche.

Diese Aufgabe war rasch gelöst.

Ehe nämlich Pogge eine Inspektion sämtlicher von den Witwen und Altjungfern des Viertels zur Verfügung gestellten Lokalitäten antrat, besann er sich eines bequemeren und stieg kurzerhand auf die Straßenbahn, welche hinaus auf die Vorstadt fuhr.

Tiffut und Schindler hausten im Westen. Die Straße hieß unwiderruflich Hühnerbeinstraße und gab sich Mühe, wie eine ordentliche Straße auszusehen. Aber es war nicht berauschend. Eine Straße mit vierstöckigen Mietskasernen hat es schwer auf der Welt — namentlich, wenn sie Hühnerbeinstraße heißt. Immerdar wird sie trostlos bleiben. In der Morgen-

Digitized by Google

frühe klebt der Dunst vom Abend zwischen grauen Wänden. Eine Frau mit Zeitungen verschwindet hinter jener Tür. Jalousien werden hochgezogen, Männer gehen auf die Arbeit, ärmliche Kinder zur Schule. Ach, so ein Vormittag in der Hühnerbeinstraße... Die Sonne wirft ganz nebenbei ein paar verächtliche, dünne Strahlen auf die Dächer. Das Pflaster holpert. Gras hat sich in den Klinzen angesiedelt. Welke Frauen gehen einholen. Bettzeug lehnt aus lehmigen Fenstern. Dort oben links kämmt ein junges Mädchen, das nicht lächeln kann, das Haar. Unlustig trollt ein Hund vorüber und beschnuppert schmierige Winkel. Die Sonne rückt höher und höher und zeigt noch immer keine Neigung, der öden Straße von ihrem Glanz abzugeben. Ein Teppich wird geklopft. Es riecht nach Kummer und ranzigem Öl. Die Häuser liegen da wie Blei und sind einander fremd. Sie belauern sich. Feindschaft brütet rings. Zwei glibbrige Weiber klatschen miteinander. Die Klingel eines Ladens scheppert blechern. Jemand ruft mit leiernder Stimme Bücklinge aus. Alfred Kubin pendelt dahin. Die Straße ist in Moll. Sie hat keine Farben. Eine jämmerliche Tragik. Man möchte weinen. Hier leben? Nein. Lieber tot.

Und in Nummer 18 hatte Tiffut sein Domizil.

Wie? In diese angekalkte Ziegelwüste hatte er sich verirrt? Tiffut hatte es über sich gebracht, in eine Häusergruft zu krauchen? Ach, wer sie beobachtet hätte, die beiden Maler Tiffut und Schindler, wie sie beklommen vor dem Torweg der Nummer 18 standen — damals, als sie auf die Atelierfuche gegangen waren! Sie hatten kaum zu sprechen gewagt, so muffig

Digitized by Google

und zeratmet schien ihnen die Atmosphäre. „Hier lauern Krankheitsbazillen im Hinterhalt," hatte Schindler geäußert und war nur mit Mühe von Tiffut zu überreden gewesen, nicht auf der Stelle Reißaus zu nehmen, sondern in das Haus zu dringen. Vier krächzende Treppen klommen sie hinauf und erfuhren, oben angelangt, daß sich die Atelierräume im Hinterhaus befänden. Wären sie nicht zu zweit gewesen, wer weiß, ob Tiffut und Schindler nicht dem abscheulichen Gebäude die Rücken gekehrt hätten. So aber, in dem Bestreben, den bitteren Kelch bis zur Neige zu leeren, waren sie durch den Hofeingang ins Freie geschlüpft und einer Überraschung teilhaftig geworden, die niemand erwarten konnte: inmitten eines verwilderten, strauchdurchwucherten Obstgartens erhob sich, ein Stockwerk hoch und grün umsponnen, das Hinterhaus; links, in gebührendem Abstand, ragten die fensterlosen Giebel einer Seitenstraße, während der Garten rechter Hand von Magazinen und Schuppen abgegrenzt wurde. In auflohender Freude über den pittoresken Anblick stieß Schindler einen Jodler aus. Donnerkeil, das war ein Motiv, wie er es dieser hundsbanalen Gegend nicht zugetraut hätte! Und in diesem Kastell sollte man wohnen dürfen? Tiffut jedoch war die brüchige Steintreppe hinaufgesprungen und setzte einen unförmigen Klöppel in Bewegung, der die geheimnisvollen Bewohner dieser romantischen Villa ins Dasein rufen sollte. Und eine Frau öffnete die Pforte, es war die Hausmeisterin der Vordergebäude, und sie sah aus wie ein Indianerweib und sagte, jawohl, es sei hier richtig, und die Herren möchten sich das Atelier anschauen. Fünf Minuten später

Digitized by Google

hatten Schindler und Tiffut gemietet. Der ganze erste Stock stand ihnen zur Verfügung. Es war ein Riesenraum, halb Atelier, halb Zimmer. Am Nachmittag räumten sie ein, und zwei Tage später fand die feierliche Einweihung der neuen Residenz statt. Der Atelierraum war durch einen mächtigen Gobelin abgeteilt; diesseits Tisch, Korbstühle, Ofen, Bücherbord, Sofa, Küche mit Geschirr und Waschzeug; jenseits Staffeleien, Podium, Holzstöcke, Stichel, Leinwand, Pinsel, Malkästen, Gerätschaften, ein Kanapee, dem Fenster zu ein selbstkonstruiertes Zeichenpult von drei Metern Länge; und hinter einem Verschlag der Stolz des Hauses: ein antiquiertes Paradebett. Die Wände bis zu zwei Drittel der Höhe einfarbig grün und das letzte Stück mit wildbewegten Friesen bemalt. Gerahmte Holzschnitte und Aquarelle, mit Tusche ornamentierte Tonkrüge, Gipsmasken und unverwelkliche Kränze schufen Behaglichkeit. Später kam noch ein französischer Liegestuhl hinzu, dessen Sitz dicht über dem Fußboden schwebte und in dem man, laut Tiffuts Zeugnis, ganze Jahre in süßem Nichtstun verbringen konnte, eine so intensive Faulheit ging von ihm aus.

Mußte man sich vorerst mit Kerzen und Petroleum behelfen, so sorgte Schindler, dessen Schwager ein Installationsgeschäft leitete, dafür, daß in Kürze eine elektrische Leitung gelegt wurde. Es war ein Märchenreich, mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattet. Hier ließ es sich gut sein. Die Squaw sorgte für Ordnung und Reinlichkeit, mußte sich freilich von Tiffut, welchem die technische Leitung des Ateliers anvertraut war, belehren lassen, daß der anscheinend herrschenden Unordnung ein weise ausgetüfteltes System zugrunde-

Digitized by Google

liege und daß die peinliche Ordnungsliebe der Malersleute in einer für Uneingeweihte allerdings schwer wahrnehmbaren Liederlichkeit bestehe. Worauf sich Friederike, die Indianerin, auf makellose Herstellung einer den verwöhntesten Hausfrauengaumen genügenden Sauberkeit beschränkte.

Ein Jahr lang hatten Tiffut und Schindler einhellig zusammen gehaust.

In wirtschaftlicher sowie auch in künstlerischer Beziehung profitierte Tiffut Erhebliches von seinem Teilhaber und Ateliergenossen. Denn Tiffut, der geborene Porträtist und Karikaturenzeichner, schanzte alle Aufträge, denen er sich nicht vollkommen gewachsen fühlte, seinem Kameraden zu, dessen Stärke im Kunstgewerblichen lag und der überdies in der Technik des Holzschneidens, Lithographierens und Radierens von beispielloser Virtuosität war. Dann erfuhr Tiffut von Hilde Pfaff, daß sie in anderen Umständen sei, und so schaffte er sie aufs Land zu weitläufigen Verwandten, wo sie in guter Obhut und Kost das Kind gebar. Nun waren sie selbdritt oder selbviert tagsüber im Atelierraum zusammen. Seit Mariannes Weggang sorgte Hilde für den Haushalt, dessen niedere Obliegenheiten nach wie vor von der Squaw erledigt wurden. Und neuerdings war dem Unternehmen noch eine Bereicherung erstanden in Gestalt von Katja Brügge, deren sich Schindler bemächtigt hatte.

Im Hinterhaus der Hühnerbeinstraße 18 fand Unterschlupf, wer dessen benötigte. Auch Pogge.

Er brauchte nicht viel Worte zu machen, um Kanapee nebst Zubehör zu requirieren. Denn da Schindler das Sofa als Schlafapparat, Tiffut aber

Digitized by Google

das Bett nachtsüber zu benutzen pflegte; so stand für unerwartete Einquartierung jederzeit der unvergleichliche Liegestuhl zur Verfügung, wenn man Pogge das Kanapee als dauernde Schlummerstatt bewilligte. Außerdem und für alle Eventualitäten besaß die Firma Schindler & Tiffut eine Hängematte. Man litt also keine Not und durfte obendrein sicher sein, daß Pogges Anwesenheit — längst erprobt und gebilligt — keines Malers Arbeitskraft vermindern oder sonstwie nervenstörend bemerkbar werden würde.

Tiffut erkundigte sich absichtlich nicht nach Elisabeth. Er war erfahren genug, aus Pogges Wohnungswechsel die erforderlichen Schlüsse zu ziehen. Schindler jedoch konnte sich nicht verkneifen, des Chemikers überraschenden Auszug aus Frau Weinreichs Fluren in ausführlicher Darlegung motiviert zu wünschen, und Pogge schilderte denn unter allgemeiner Spannung seine diesbezüglichen Erfahrungen mit Elisabeth und brachte die Neugier Hildes wie Katjas zum Sieden.

Nachdem er sich mit seinem Schützling Elisabeth für den Nachmittag des folgenden Tages zu Besuch angesagt hatte, flitzte er davon.

Tiffut rief ihm nach: ob er nicht in Ansehung der weinreichischen Tugendhaftigkeit fern von Elisabeth auf dem ihm gütigst überlassenen Künstlerkanapee zu herbergen gedenke? Doch Pogge war schon über alle Berge.

Kurz vor Schließung der Haustür meldete er sich im Atelier zur Stelle und kündigte an, daß er morgen umräumen werde. Elisabeth, sagte er, bleibe bei Frau Weinreich wohnen.

Digitized by Google

Sie würden ihm beim Umzug helfen, versicherten Tiffut und Schindler. Katja aber, der Tiffuts kurzer Bericht über Elisabeth nicht genügt hatte, forderte:

„Nun erzähl nur endlich ein bißchen von deiner Donna!"

„Gott, was soll ich euch erzählen? Morgen werdet ihr sie ja sehen!"

„Ist sie hübsch?"

„Ist sie elegant?"

„Ich glaube, sie ist hübsch. Und elegant ist sie auch. Was man so elegant nennt."

„Ist wahr, daß sie nicht einmal weiß, wie sie heißt?"

„Sie heißt Elisabeth Ralund."

„Ralund? Das ist doch ein ganz netter Name."

„Aber daß sie Äpfel klaut, na, weißt du, das find' ich höchst eigentümlich."

„Das imponiert mir gerade. Das ist großzügig. Nächstens mach' ich das auch."

„Das wirst du bleiben lassen, Käte."

„Du sollst nicht immer Käte zu mir sagen. Ich heiße Katja. Wie alt ist sie denn? Ist sie noch sehr jung?"

„Ja, sie ist noch ziemlich jung."

„Ist sie gebildet? Ich meine, ob sie studiert oder so was?"

„Ich glaube nicht."

„Ach, da geht sie wohl ins Geschäft? Denn ein Verhältnis hat sie doch nicht."

„Katja!"

„Na, sie kann doch nicht von der Luft leben. Unsereins muß sich doch auch sein Brot verdienen."

Digitized by Google

„Nicht zu knapp.“

„Was hat denn die Weinreich dazu gesagt? Das hat ihr wohl nicht gepaßt?“

„Gepaßt hat es ihr wohl nicht. Aber das war nur im Anfang. An einer Dame verdiente sie nichts, hat sie gesagt.“

„Da hat sie recht.“

„Warum denn?“

„Meine Wirtin sagt es auch immer.“

„Na, und dann?“

„Was dann?“

„Ich meine die Weinreich.“

„Ja, als ich ihr sagte, daß ich gern ein paar Mark zulegen würde für die Wohnung, da schien sie zufrieden. Und ehe ich ging, hab' ich ihr kurz auseinandergesetzt, daß Elisabeth ohne Eltern und ohne — —“

„Ach? Das ist eine Waise?“

„Ja.“

„Und da hat die Weinreich gesagt, daß sie das junge Mädchen schützen wolle, nicht wahr?“

„Woher weißt du das?“

„Kenn' ich. Da kann sich deine Elisabeth freuen.“

„Inwiefern?“

„Weil die Weinreich ein altes Ekel ist.“

„Ich bin aber ganz gut mit ihr ausgekommen.“

„Du bist aber auch geduldig wie ein Laubfrosch.“

„Na, wir werden ja sehen, ob sie sich vertragen. Ich kann sie ja jederzeit anderswo unterbringen.“

„Wenn die Olle bloß nicht petzt.“

„Was soll sie denn petzen? Ach so. Hm. Ich muß sie eben instruieren, daß sie sagt, ich sei umgezogen.“

Digitized by Google

„Einstweilen sitzt Marianne bei ihren Eltern."

„Kann aber doch jederzeit auf einen Sprung herüberkommen."

„Ei weih. Das gibt einen — —"

„Einen was?"

„Einen Kladderadatsch."

„Was ihr bloß wollt? Marianne ist meine Braut und bleibt meine Braut, und wenn's an der Zeit ist, werde ich ihr schon reinen Wein einschenken. Vor der Hand wüßte ich nicht, inwiefern sich meine Stellung zu ihr ändern sollte."

„Erlaube mal!"

„Fängst du schon wieder an, Paul?"

Alle schwiegen, und da keine behagliche Stimmung mehr aufkommen wollte, gingen Hilde und Katja nach Hause. Die Männer aber suchten ihre Pritschen auf. Tiffut und Schindler sprachen noch ein Weilchen über Hildes morgigen Geburtstag. Dann schliefen auch sie.

Als sie am nächsten Vormittag zu dritt bei Frau Weinreich erschienen, um Pogges Habseligkeiten abzuholen, war Elisabeth ausgeflogen, und die Wirtin wußte zu vermelden, daß die junge Dame mit dem ersten Sonnenstrahl aus den Federn und in ihr Straßenkleid geschlüpft sei. Pogge fand Elisabeths Morgenpromenade nicht im geringsten verwunderlich, zumal Elisabeth hinterlassen hatte, daß sie gegen Mittag zurückkehren werde. Dieweil die Papierstreifen, die er ihr zum Einnähen in die Haarschleife und zum Verwahren in Tasche und Rockfutter bereitgelegt hatte, vom Tisch verschwunden waren, durfte er dessen gewiß sein, daß Elisabeth heilen Fußes nach der Zrinystraße zurückfinden werde. In schöner Antiqua nämlich

Digitized by Google

hatte er auf den Streifen Frau Weinreichs Adresse niedergeschrieben.

Elisabeth aber erfuhr indessen, daß die irdischen Institutionen wenig Ähnlichkeit haben mit den himmlischen.

Sie war die Zrinyistraße entlang geschlendert, dann in eine Nebenstraße eingebogen und auf verwickelten Pfaden ins Freie gelangt, in einen Park.

Hier war es grün und luftig. Hier konnte man nach Herzenslust atmen. Um ein steinernes Mannsbild herum waren Bänke gestellt, auf denen vereinzelte Lebewesen saßen und guter Dinge waren. Kinder spielten mit Ball oder Reifen. Vögel zwitscherten. Ein hochbetagtes Pärchen trippelte dahin. Im Weiher tummelten sich Schwäne. Drei kleine Mädchen waren emsig beschäftigt, indem sie sich zu zweit von der jüngsten Schwester umkreisen ließen. Elisabeth lauschte ihrem Singsang. Er lautete:

Wir wollen die goldne Brücke baun.
Wer hat sie denn zerbrochen?
Der Goldschmied, der Goldschmied
Mit seinen sieben Töchterlein.
Kommt alle herein, kommt alle herein,
Die letzte wird gefangen
Mit Spießen und mit Stangen!

Die zwei größeren hatten sich die Hände gereicht und wichen nicht vom Fleck. Die kleine turnte unaufhörlich um die Schwestern und mußte sich bei Beendigung des Liedes wohl oder übel gefangen nehmen lassen. Endlich war sie dessen überdrüssig und beharrte darauf, die Rolle einer Fangenden zu übernehmen,

Digitized by Google

was zur Folge hatte, daß eine der älteren die Runde machte und zuguterletzt „mit Spießen und mit Stangen“ verhaftet wurde.

Nachdem Elisabeth geraume Zeit zugeschaut hatte, gab sie es auf, den Sinn des Spiels zu ergründen. Daß die geradezu fanatische Beschränkung auf drei Personen die Folge eines Mangels an Mitwirkenden war, blieb der nachdenklichen Spaziergängerin verborgen.

Sie wandelte weiter bis an ein zierliches Blumenboskett und nahm auf einer Bank Platz, die mit der Inschrift geschmückt war: „Für Kinderwagen verboten.“

Als sie sich ausgeruht und eben weiterzupilgern entschlossen hatte, trat ein Herr auf sie zu, der im Gebüsch in Bereitschaft gelegen haben mußte, zückte den Hut und fragte, ob er das gnädige Fräulein begleiten dürfe.

Anstatt zu antworten, ergriff Elisabeth das Hasenpanier und flüchtete in den Wald hinein — bis an ein Gewässer, das eilig dahinplätscherte; gewahrte einen Mann, der regungslos und breitspurig dastand und einen langen Stab über die Wellen hielt, fiel in Staunen und hastete stadtwärts zurück. Etliche Reiter trabten auf einem Parallelwege an ihr vorbei. Spechte hämmerten. Sonnenlicht rieselte durch das Laub und machte in Spinnweben gebettete Tautropfen glitzern. In den Zweigen tirilierte jemand. Elisabeth erhob die Stimme und wetteiferte mit den Vögeln des Waldes. Sie verließ den geschotterten Pfad und stapfte durch Farren und moderndes Laub, unentwegt singend. Was

Digitized by Google

sie sang? Sie sang: „Frühling, wie bist du so schön, eia popeia — Frühling, wie bist du so schön, hopsassa, tralala!“ Das sang sie mit munterer Stimme. Dann erreichte sie eine Lichtung, warf sich ins Gras und zog, da es ihr warm geworden war, die Bluse aus, streifte Mieder und Hemd herab und nahm sozusagen ein partielles Sonnenbad. Kecke Strahlen umhüpften Arme und Brust des jungen Mädchens, und Elisabeth freute sich der allerliebsten Kurzweil.

Keine fünf Minuten.

Denn schrecklich aus dem Boden geschossen reckte sich ein Mensch vor ihr, welcher die Staatsgewalt verkörperte und mit paragraphengeschwängerter Stimme heischte:

„Augenblicklich ziehn Se sich an!“

Der Gendarm war ein schlechter Psycholog, und Elisabeth hätte auch ohne kategorischen Imperativ Hemd und Bluse in Ordnung gebracht.

„Ich muß Ihnen in Ordnungsstrafe nehmen. Wegen Verletzung eines öffentlichen Anstandes.“

Elisabeth sprang schweigend auf ihre zwei Beine, von oben bis unten in Schamröte lohend.

„Ausübung von Unzucht von Einzelpersonen über siebzehn Jahre ist mit Geldstrafe zu ahnden, umgewandelt in entsprechender Haft. Was haben Sie zu Ihrer Entschuldichung vorzubringen?“

Elisabeth entsetzte sich vor dem wilden Mann. Ein Sturzbach von Tränen prasselte über ihre Wangen.

„Antwort! — Wird's bald?“

Elisabeth griff in ihr Silbertäschchen, klaubte einen Papierstreifen heraus und reichte diesen stumm dem Gendarmen hin.

Digitized by Google

Der Gendarm las: „Abzugeben Zrinyſtraße 26 bei Frau Weinreich.“

Nachdem er dies umſtändlich geleſen hatte, wich er einen Meter zurück und ſagte: „Dann allerdings freilich!“, ohne dieſen zweifellos bemerkenswerten Aphorismus näher zu erleuchten. Hierauf gab er das Papier zurück, wiſchte ſich einen Anflug von Menſchenliebe aus den Schnurrbarthaaren und kommandierte:

„Folchen Sie mir!“

Porzellanäugig ſtieg Eliſabeth mit dem böſen Menſchen durch den Wald. Die Vögel ſangen nicht mehr, und auch die Sonne war fahl.

Eliſabeth dachte dunkel: Dieſer Mann iſt mächtig und voller Gefahren. Sein iſt, was da kreucht und fleucht, die Tiere auf den Bergen und die Rinder im Tal. Ich will ihm gefügig ſein, auf daß er nicht ſchelte. Vielleicht wohnt Gutes im Bronnen ſeiner Seele.

Der Gendarm dachte dunkel: Möbius hat ſo ein Bild in der guten Stube hängen. Da iſt ein junges Mädchen drauf, bei der man alles ſieht. Aber da iſt ein Goldrahmen drum, und da iſt es eben Kunſt. Möbius ſagt es ſelber. Sonſt hätte es ja auch ſeine Frau nicht gelitten. Aber im Leben geht das doch nicht. Wo ſoll denn das hinführen? Dabei macht das Frauenzimmer einen ganz propperen Eindruck. Das mit der Adreſſe will mir allerdings nicht in den Kopf. Aber vielleicht iſt das Fräulein krank. Oder ein bißchen verrückt. Ich werde ſie laufen laſſen. Aber die Adreſſe will ich mir für alle Fälle notieren. Da kann ich gelegentlich mal Recherchen anſtellen. Nun wir werden ja ſehen.

Digitized by Google

Wider Elisabeths Erwarten bemühte sich der Gendarm, seiner Stimme einen außerdienstlichen Klang abzulisten, indem er nach diplomatischem Hüsteln die Frage aufwarf, ob das Fräulein von hier aus direkt die Zrinyistraße zu erreichen willens sei und ob das Fräulein Bescheid wisse, wie man am raschesten dahin gelange. Dann erläuterte er an Hand des Stadtplanes die gegenwärtige Lage und geleitete Elisabeth bis an einen Viadukt, der, wenn man sich immer geradeaus hielt und dann bei der Bedürfnisanstalt linker Hand einbog und bis zur zweiten Querstraße ging, so sieht man die Elektrische schon von weitem fahren.

Elisabeth tat also und war um die Mittagsstunde daheim.

Pogge empfing sie ohne Vorwurf, ließ sich mit aufbäumender Lustigkeit die Historie von dem unzüchtigen Sonnenbad berichten und führte die hungrige Jungfrau zum Mittagessen in sein altgewohntes Stammlokal. Während der Mahlzeit bereitete er sie auf die Feier von Hildes Geburtstag vor und gab einen kurzen Abriß über Charakter und Sinnesart der vier Atelier-Insassen.

Doch Elisabeth hörte nur mit halbem Ohre zu. Das merkte er. Und nun richtete sie an ihn die Frage, warum das Geld koste.

„Was meinst du denn?“ fragte er mit Milde.

„Ach,“ sprach Elisabeth und mühte sich, den todtraurigen Unterton aus ihrer Kehle zu bannen, „der Mann auf dem elektrischen Wagen war ungut zu Elisabeth und wollte, daß Elisabeth wieder absteigt. Da hat Elisabeth gefragt, was sie tun muß, wenn sie mitfahren will, und da hat der Mann geantwortet, man müsse einen Fahrschein lösen.“

Digitized by Google

„Ja, du Dummchen, hast du denn gedacht, man läßt dich gratis Straßenbahn fahren?“

Es erwies sich, daß Elisabeth gar nichts gedacht hatte. Sie war der Meinung, die elektrischen Wagen seien halt dazu da, daß man mit ihnen führe, — wie sie geglaubt hatte, Äpfel würden zum Hineinbeißen hingelegt.

Pogge hielt den Zeitpunkt für gekommen, seinem Pflegling ein Privatissimum zu erteilen über volkswirtschaftliche Fragen, über das Wesen des Geldes, über Leistung, Arbeit, Wert, Lohn und dergleichen.

Dann machten sie sich auf nach der Hühnerbeinstraße.

Unterwegs kaufte Pogge einen Korb Maiglöckchen für Hilde Pfaff und benutzte diesen Umstand, seiner lernbegierigen Schülerin einen Begriff einzuimpfen von Zwischenhandel und Spesen, und Elisabeths Hirnmaschinerie stellte sich vom „Oh!“-Sagen um ins „Aha!“-Sagen.

Als sie des Hintergebäudes ansichtig wurde, sagte sie wiederum „Oh!“ und vergaß, den Mund zu schließen.

Die Mädchen hatten das Atelier festlich hergerichtet. Der Zeichentisch, mit Schöllers Hammer-Papier gedeckt, war in die Mitte des Wohnraumes gerückt worden und wimmelte von Blumen, Kuchen und Obst. Natürliche Girlanden schmückten die Wände. Auf dem Fensterbrett standen sieben Reserve-Kaffeetassen von abenteuerlichen Dimensionen. Friederike hatte sie geliefert an Stelle von Bowlengläsern. Die Bowle selbst, aus Veilchen und Mosel bereitet, hatte Unterkunft gefunden in Hildes Kinderbadewanne.

Digitized by Google

Elisabeth, allerseits herzlich empfangen, wurde von Tiffut geschickt und launig über die anfängliche Verlegenheit, in den Mittelpunkt eines Zirkels gestellt zu sein, hinweggeführt und durch steckbriefartige Schilderungen über die unterschiedlichen Anwesenden orientiert.

„Ich selbst heiße Tiffut, spiele Laute, zeichne, male, porträtiere, bin Vater eines Sohnes, den man mir zu Ehren Paul taufen wird, sobald die erforderlichen Schritte eingeleitet sein werden, und sie sind eingeleitet, wie ich heute meiner Hilde nicht ohne Rührung eröffnen durfte. Denn die Sache ist die, daß weder das Hildemädchen noch ich in den Umständen leben, einen gutbürgerlichen Haushalt zu führen, weil wir nämlich kein Geld nicht haben, sondern im Gegenteil an einem unerschöpflichen Überfluß von Dalles zehren, aber das hat nunmehr ein Ende, denn nächsten Monat wird mir eine Erbschaft ausgezahlt, die uns ermöglichen tut, eine Ehe nach allen Regeln der Kunst einzugehen — — oder mit anderen Worten: mein Geburtstagsgeschenk für Hilde ist, daß wir heute in einem Monat teils standesamtlich, teils standesgemäß verheiratet sein werden. Was mich aber persönlich anbetrifft, so dürfte Ihnen, verehrtes Fräulein, dieses von mir eigenhändig gepinselte Selbstporträt restlos Aufschluß über mich geben. Betrachten Sie bitte das Meisterwerk. Was fällt Ihnen auf Anhieb sowohl an dem Bilde wie an dem leibhaftigen Original unangenehm auf? Sie sind so höflich, zu schweigen? Gut, so lasse man mich's erläutern. Was an Paul Tiffut auffällt, ist: Sein Gesicht besteht aus zwei Partien, ist sozusagen falsch geleimt. Die Stirnpartie bis hinunter zur Nase mag um die Ecke schleichen. Die untere Hälfte dagegen,

Digitized by Google

besonders das Maulwerk könnte einem Schurken gehören, der ich allerdings nur intermittierend bin, wie Ihnen Fräulein Pfaff zu bestätigen in der wenig beneidenswerten Lage ist. Die Mischung aus Gut und Böse — fassen Sie bitte den diabolischen Zug um die Mundwinkel ins Auge! — bis zur Vollendung herauszuarbeiten, war mein eifrigstes Bestreben, und ich muß sagen, es ist mir dasselbe gelungen. Ich meine: auf der Leinwand. Denn ich bin der weitaus talentierteste Porträtist Mitteldeutschlands. Um übrigens meiner Demaskierung die Krone aufzusetzen, will ich kurz verraten, daß meine spiegelnde Brille, die mich — wie ich wohl weiß; denn zu diesem Zweck trage ich sie — scharfsinniger und intelligenter erscheinen läßt, als ich wirklich bin... kurzum, passen Sie auf: Ich lege jetzt meine Brille ab und schaue Ihnen mit den mir von Natur eigenen Augen ins Gesicht. Nun? Was bemerken Sie? Sie hüllen sich in Lächeln? Gut. Auf keinen Fall jedoch dürfte Ihnen verborgen geblieben sein, daß meine Verschmitztheit einer gewissen Harmlosigkeit Platz macht, sobald ich entblößten Auges Ihnen gegenüberstehe..."

Hilde und Pogge, die Tiffuts oratorische Ausbrüche gewöhnt waren, begleiteten den Schwadroneur mit Lachsalven und Zwischenrufen. Elisabeth jedoch, von dem zähen Willen beseelt, zu lernen und zu begreifen, nahm des Malers Selbstbildnis in beide Hände und versenkte sich hinein. Nachdem sie es eingehend mit dem lebenden Original verglichen hatte, wendete sie sich flüsternd an Pogge und fragte ihn, warum so etwas gemalt würde. Tiffut, der die Frage gespitzten Ohres aufgeschnappt hatte, antwortete für

Digitized by Google

Pogge. Er schwang das Bild, holte ein Buch vom Bücherbord, kniete vor Elisabeth nieder und verkündete:

„Bücher werden geschrieben, Lieder werden komponiert, Bilder werden gemalt — und niemand weiß, warum. Das Buch hier — was ist es? Papier und Druckerschwärze. Einst war es Tinte. Ein Mann ist durch den Wald gegangen, und in ihm hat es geklungen. Daraus ist ein Buch geworden. In jeder besseren Leihbibliothek zu haben. Einst war es Tinte. Und ehe es Tinte ward, war es im Blut des Dichters. Ist es ein Buch? Nein, es ist auch jetzt noch Blut. In jeder besseren Leihbibliothek zu haben. Rauchende Eingeweide in Form von toten Buchstaben. Warum? Wozu? Aus gar keinem Grunde! Dieser Gedichtband ist zwecklos und überflüssig. Niemand braucht ihn. Niemand wird satt davon. Lyrik kann man nicht aufs Brot schmieren. Lyrik hat keine Daseinsbefugnis. Dichter sind Narren. Sie laufen durch die Nacht und ertappen eine einsame Rose, wie sie schluchzt. Und das schreiben sie auf. Und wir beziehen die schluchzende Rose aus der Leihbibliothek, pro Woche einen Groschen. Warum? Wozu? Unfug! Und gar erst die Maler! Herr Tiffut verfertigt ein Porträt von sich. Haha. Als ob es nicht genug Photographen gäbe! Oh, warum malt Herr Tiffut mit den aneinandergeklebten Gesichtshälften seine Physiognomie? Er weiß es nicht. Niemand weiß es. Aus gar keinem Grunde tut er's. Er tut es bloß so. Und die ganze Kunst, Fräulein Elisabeth, ist: bloß so!"

„Ich kann schön singen," sagte Elisabeth.

„Desto besser!" erwiderte Tiffut und stellte Buch und Bild an ihre alten Plätze zurück. „Singen, tanzen,

Digitized by Google

malen und dichten — das sind die Dinge ohne Warum. Vor allem aber ohne Wozu. Was keinen Zweck hat, ist Kunst. Hoch die Kunst!"

Schindler brachte seine neueste Arbeit herbei und reichte sie zur Begutachtung Pogge hin, der sie an Elisabeth weitergab.

„Das ist eine Kaltnadel-Radierung."

„Eine Kalknadel-Radierung?"

„Eine Kaltnadel-Radierung!"

Wiederum ergriff der von pädagogischem Ehrgeiz gestachelte Tiffut das Wort.

„Also: eine Kupferplatte wird mit einer Deckschicht aus Wachs und Asphalt überzogen, und auf dieser Schicht zu arbeiten, ist für Schindler eine Wonne. Durch das Bekrakeln wird der Kupferuntergrund bloßgelegt. Man gießt eine Säure in die Kanäle, und die Säure frißt Striche in die Platte hinein. Diese Striche sind — kein Wunder bei dem rein Mechanischen des Verfahrens — gleichgültig, belanglos und ledern. Bestenfalls erzielt man Aquatinta-Töne und ähnliche Mätzchen. Dagegen bei der Kaltnadel-Radierung... Der Name rührt daher, daß ein Verbrennungsakt... Sie haben vielleicht schon von Oxydieren gehört? Nein? Pogge wird Ihnen Bescheid geben... Also, was ich sagen wollte: Bei der Kaltnadel-Radierung nimmt man ein Stück jungfräuliches Kupfer und gräbt Furchen hinein. Es ist eine Art leidenschaftlichen Boxens. ‚Graben' ist zu spärlich ausgedrückt. Ja, eine Art Boxkampf mit der Platte ist es — —"

Schindler ergriff das Wort und Elisabeths Hand, zog das Mädchen hinter sich in den Atelierraum und

Digitized by Google

setzte ihm mit abgeklärter Sachlichkeit die Grundlagen der mannigfachen Reproduktionstechniken auseinander.

Drüben stimmte Tiffut, der seine Laute bei sich hatte, ein Lied an, ohne es über die erste Strophe hinauszubringen.

Johann Gottlieb Seidelbast,
der war ein Gymnasiast,
liebte die Elisabeth,
diese war so jung und nett.

Pogge bat sich einen anderen Sang aus, Hilde schlug „Die Sklavenhändler" vor, ein fragmentarisches Gedicht von ganz besonderer Art, und Tiffut zupfte mit schmalzigem Pathos:

Was nützet mich mein Wünschen und Gedanken,
die teure Heimat noch einmal zu sehn?
Ach nein, ach nein, das Schiff fing an zu schwanken,
der Mastbaum brach, wir müssen untergehn.
Ich rettete mein einzig junges Leben
auf einen Mastbaum, den ich schnell ergriff...

Tiffut legte die Laute weg und explizierte den Inhalt der folgenden Strophen in abscheulich verhunzter Prosa. Er liebte es, innerhalb seines Repertoires immer neue Variationen zu ersinnen. Der Mastbaum ward Stecken und Stab des Schiffbrüchigen. Ein Vierteljahr lang schwamm der Bursche in den Fluten, tagsüber Ausschau haltend nach etwaigen Kauffahrteischiffen, nachts von giermäuligen Haifischen angeknabbert. Bis endlich ein riesiger Dampfer den Kurs auf den treibenden Mastbaum hielt und den am Verschmachten befindlichen Jüngling an Bord nahm. Der Mastbaum aber sackte

Digitized by Google

weg. Zum Unglück war der Kapitän des Dampfers ein Schwerverbrecher. Er lieferte den armen Schiffbrüchigen an Sklavenhändler aus, und diese verschacherten ihn nach Afrika.

Zehn Jahre lang war ich im Sklavenlande
bei schwerer Arbeit und bei schwacher Kost.
Da kam ein Herr aus fernem deutschen Lande,
der kaufte mich und noch sechs Deutsch' dazu.

Und endlich sah der vom Schicksal mißhandelte Bruder die Heimat wieder. Tiffut war ganz erpicht auf Rührseligkeiten. Er verschmolz „Heidegrab" und „Seemannslos" zu einer quitschnassen Orgie und heulte dabei wie ein besserer Schloßhund.

Entsetzt kam Elisabeth herübergestürzt, um den flennenden Maler zu beschwichtigen, entnahm jedoch dem Benehmen der übrigen, daß es sich lediglich um einen Jux Tiffuts handelte, der nunmehr als Krönung der weinerlichen Stunde die Ballade vom Kloster stapellaufen zu lassen bestrebt war. Hilde schenkte Kaffee ein und verteilte die Tischplätze.

„Wir heulen viel zu wenig!" behauptete Tiffut und tunkte ein gewichtiges Stück Kuchen ein. „Wir sind zu äußerlich geworden; unsere Zeit kennt keine Zerknirschungen mehr."

„Tritt doch zum Katholizismus über!"

„Katholik sein, ist vielleicht die letzte Zuflucht."

„Ich möchte Katholik sein."

Elisabeth verstand „Katholizein" und kaute an dem vertrackten Wort. „Katholizein, das stelle ich mir über die Maßen verlockend vor."

Digitized by Google

Katja, die ihre Kindheit in München verbracht hatte, sang: „Maria, voll Gnaden, dein Herz ich verehr'. Kein Leid kann mir schaden, wenn ich dich verehr'."

„Das klingt, als ob die Engel singen," sagte Elisabeth leise.

„Der Katholizismus ist die einzige Organisation, die wahrhaft entwicklungsfähig ist. Sein Fundament ist weit und mächtig. Es ist die Religion der Glückseligkeit."

„Der Kuchen ist auch nicht schlecht. Nachher singen wir die Ballade vom Kloster."

„Immer das schauderhafte Dings!"

„Du bist nicht kompetent, Hilde."

„Was bedeutet ‚kompetent'?" fragte Elisabeth.

„Das bedeutet: sie ist nicht zuständig, nicht maßgeblich, nicht sachkundig."

„Selbstredend bin ich das. Paul muß bloß immer alles besser wissen."

„Warum sagt man denn ‚kompetent', wenn es dasselbe ist wie ‚sachkundig'?"

„Weil es vornehmer klingt. Ich wollte das Hildemädchen nicht verletzen."

„Ach du."

„Ja natürlich, du Schimpansin."

„Ihr habt so komische Ausdrücke. Was ist das nun wieder?"

„Ein Schimpanse ist ein Affe."

„Und so nennst du deine..."

„Meine Frau? — Ja."

„Wann habt ihr denn Brüderschaft geschlossen?"

„Wir haben doch nicht Brüderschaft geschlossen!"

„Fräulein Ralund sagt aber ‚Du' zu dir."

Digitized by Google

„Das sagt sie zu allen."

„Darf man das nicht?"

„Nein, Elisabeth. Du mußt Herrn Tiffut mit ‚Sie' anreden."

„Ach, seid keine Schimpansen. Laßt doch die kleine Elisabeth reden, wie ihr der Schnabel gewachsen ist."

„Auf gehts! Jetzt wird die Ballade vom Kloster gesungen!"

„Beherrsch dich doch, bis es Bowle gibt!"

„Warum denn?"

„Dazu paßt sie besser als zu Kaffee."

„Meinethalben. Du, Rolf, ich habe gestern ein paar Meter ganz billige Leinwand bestellt. Die reicht für hundert Porträts."

„Unser Junge braucht Hemdchen."

„Ist gut, Hilde. Sollst etwas abkriegen. Wir haben nämlich einen Sprößling, Fräulein Elisabeth."

„Oh, Sie haben ein Kind?"

„Ja, es läßt sich nicht abstreiten. Wenn Sie Lust haben, dürfen Sie mal meine Hilde besuchen."

Es trat eine Windstille im Gespräch ein. Dann sagte Elisabeth träumend: „Ich möchte auch ein Kind haben."

Katja lachte laut auf, Hilde seufzte tief und Elisabeth schämte sich.

„Tiffut ißt uns den ganzen Kuchen weg."

„Aber Paul, der soll doch für heute abend reichen."

„Laßt gut sein. Ich hole neuen. Also, wie war das? Sie wollen ein Kind haben, Fräulein Elisabeth? Das ist einfacher, als Sie glauben."

„Aber nur für den männlichen Teil. Wir Frauenzimmer haben es auszubaden."

Digitized by Google

„Lamentiere nicht, Hilde!“

„Ach ja, ich wünsche mir ein Kind. Oder darf man das nicht? Ist das unanständig?“

„Nein, Fräulein Ralund, aber unmoralisch, so lange man nicht verheiratet ist.“

„Dann heirate ich.“

„Wen denn?“

„Das weiß ich nicht. Muß es denn heute sein?“

Hilde, die der kleinen Elisabeth gegenüber zunächst eine feindselige oder zumindest abwehrende Haltung eingenommen hatte, sich aber von dem Augenblick an, wo diese über die Existenz eines kleinen Tiffuts erfreut war, der Fremden verbündet fühlte und die Unterhaltung an der Klippe „Marianne“ vorbeizusteuern suchte, brachte ihre Geburtstagsgeschenke herbei, und breitete sie vor Elisabeth aus, die unerklärlicherweise in Trübsal sank, mit Tränen zu kämpfen schien und sich Poggos Anteilnahme mit dem Worte „Weihnachten“ erwehrte.

„Aber heute ist doch nicht Weihnachten, Fräulein Ralund!“

„Laßt sie doch!“

„Seht ihr, das kommt davon. Hättet ihr mich nur meine Romanze singen lassen. Für die Folgen übernehme ich keine Garantie.“

„Hör auf mit deiner gräßlichen Kloster-Ballade.“

„Ich hab' ja noch gar nicht angefangen.“

„Also, sei friedlich!“

Doch Elisabeth bettelte, daß gesungen werden möchte, und als Katja „Maria, voll Gnaden“ wiederholte, zwitscherte Elisabeth mit, und es ward offenbar, daß sie eine Stimme von perlendem Liebreiz besaß.

Digitized by Google

Das verdroß Katja, die sich ein wenig gekränkt fühlte, weil Hilde auf Elisabeths Seite übergeschwenkt war; sie ließ sich aber nichts anmerken, um in Schindler nicht den Argwohn einer Eifersucht aufdämmern zu lassen.

Im Verlaufe des Nachmittags war von allerhand Dingen die Rede. Es wurde gefachsimpelt und getratscht. Tiffut hatte Blühers „Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft" gelesen und brüstete sich mit „Verdrängungen" jeglicher Art; auch entwickelte er die Theorie von einer Unterscheidung in zwei Frauentypen, „Kalypso" und „Penelope" und entfesselte dadurch die rednerische Begabung Hildes wie Katjas, die beide eine Registrierung unter die Peloponnesischen, wie Hilde sagte, mit Hohn zurückwiesen. Von den Frauen im allgemeinen kam man auf die anwesenden Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts zu sprechen und auf die Ehe im besonderen, und bei dieser Gelegenheit rutschte das Wort „Marianne" über die Lippen. Arglos erkundigte sich Elisabeth nach Marianne, und die durch Tiffuts Zublinkern zum Widersprechen gereizte Katja gab die Tatsache preis, daß Marianne Pogges Verlobte sei.

„Du hast eine Braut," sagte Elisabeth nach kurzem Zögern und sprach den Satz ohne Fragezeichen.

Tiffut suchte zu interpellieren, indem er erklärte, Katja sei das zweitdümmste Schimpansenmädchen Deutschlands. Das erste behalte er sich einstweilen vor.

Es half nichts. Elisabeth empfand die dräuende Wolke und richtete abermals ihre Frage ohne Fragezeichen an Pogge.

Digitized by Google

Pogge, der aufgesprungen war, entgegnete, daß er ihr alles auseinandersetzen werde, wenn es an der Zeit sei. Er war vor den Kopf geschlagen und stammelte.

Schindler nahm Katja ins Gebet. Katja schmollte. Pogge war ihr nicht böse; früher oder später hätten seine Beziehungen zu Marianne sowieso zur Sprache gebracht werden müssen. Deshalb hatte er auch vermieden, die Malersleute zu instruieren. Er wollte die Sache ihren Gang gehen lassen. Katja verteidigte sich gegen Schindlers Vorwurf, sie sei eine Klatschbase. Dabei verwendete sie die Redensart „Auf die lange Bank schieben". Elisabeth schnappte es auf und machte sich die „lange Bank" plastisch klar. Sie fühlte sich verraten und verkauft und wußte nicht, was beginnen. Sie setzte ihren Hut auf und sagte, sie wolle nach Hause. Man beschwor sie, zu bleiben. Sie ließ sich nicht umstimmen. Pogge redete ihr zu. Sie kehrte ihm den Rücken. Tiffut nahm ihre Hand. Hilde gab ihr gute Worte. Schindler stand verlegen. Katja sagte: „Laßt sie doch. Vielleicht..." Niemand erfuhr, was sie mit dem „Vielleicht" hinunterschluckte. Aber eben dieses Vielleicht zementierte Elisabeths Willen. Sie wünschte plötzlich „Guten Abend" und zog die Tür hinter sich ins Schloß. Pogge, der bis dahin gehofft hatte, der Zwischenfall werde sich irgendwie beheben lassen, polterte die Treppe hinunter und bat Elisabeth, seine Begleitung zu dulden, zumal sie ohne Hilfe kaum zu Frau Weinreich finden würde.

Elisabeth sprach kein Wort, und auch, als Pogge mit fiebernder Beredtsamkeit über Marianne und sich Rechenschaft ablegte, blieb sie in kühler Zugeknöpftheit. Aber es war nur Verwirrung, Ratlosigkeit, Schrecken.

Digitized by Google

Und um diese Achse rotierten tagelang alle Zwiegespräche zwischen ihr und Pogge, und je mehr Elisabeth in Pogges Zerrissenheit leuchtete, desto fester schloß sie ihn in ihr Herz. Ja, Pogge litt, und Elisabeth litt mit ihm. Er war verlobt. Marianne hieß die Braut. Die Hochzeit stand vor der Tür. Es sollte noch die Entscheidung abgewartet werden, ob Pogge von den Farbwerken Siebenkreuz, eine halbe Stunde Bahnfahrt von Mariannes Heimatsort entfernt, verpflichtet werden würde oder ins Bayerische dampfen mußte. Elisabeth hatte den gemächlichen Trott der logisch verketteten Ereignisse gekreuzt. Pogge liebte sie heiß. Ein schalkhafter Brief Mariannes warf ihn zu Boden. Er fühlte sich schuldig. Vor Marianne hintreten und beichten? Die Verlobung rückgängig machen? Von Elisabeth lassen? Das nicht. Er würde es nicht über sich gewinnen. Nein, er war kein Lump. Er bestand auf Reinlichkeit. Marianne sollte alles erfahren. Vielleicht wüßte sie Rat... „Ich werde der Marianne schreiben. Damit sie im Bilde ist. Nein, nicht schreiben. So etwas erledigt man mündlich. Also gut. Bei nächster Gelegenheit fahre ich nach Pfilla und mache reinen Tisch. Es wird bittere Stunden geben für Marianne — und auch für mich. Aber diese Quälerei muß ein Ende haben. Marianne ist aus härterem Holz geschnitzt als Elisabeth. Sie wird es verwinden. Ich will ihr alles eingestehen. Vielleicht schreibe ich ihr erst vorsichtshalber."

Er schrieb ihr nicht. Er schob es auf die lange Bank. Die Tage sickerten dahin. Elisabeth lebte sich auf der Welt ein. Pogge war ihr Bruder und Herzliebster.

Digitized by Google

Sie vertraute ihm grenzenlos. Vor Mariannes Schatten bangte ihr nicht. Pogge würde schon Mittel und Wege finden, einen Bruch zu verhindern. Daß er sie nicht preisgeben werde, hatte er Elisabeth geschworen. Die Tage sickerten dahin. Jeder neue gebar Überraschungen. Ein Gendarm kam und hielt Nachforschungen nach Elisabeth. Frau Weinreich entsetzte sich zu Tode und war nur mit Mühe von der Grundlosigkeit ihrer pessimistischen Wallungen zu überzeugen. Marianne schrieb Briefe von daheim. Pogge brauchte sie nicht zu verbergen. Elisabeth las sie. Auch Photographien Mariannes bekam sie zu Gesicht. Pogge war Eigentümer einer Zeiß-Kamera. Elisabeth wurde des mehreren photographiert und durfte beim Entwickeln zugegen sein. Und kopieren und tonen helfen. Da war die Kamera, ein schwarzes Kästlein mit spähendem Auge; man knipste, wechselte die Kassette, öffnete sie bei rotem Licht, tat die Platte in Bäder, deren chemische Zusammensetzung Pogge weitschweifig enthüllte, und dann trat das Unerhörte ein: auf der milchigen Glasscheibe keimten graugesprenkelte Schatten und Tupfen, hier und da und dort, mehrten und gabelten sich, dunkelten nach, wurden tiefschwarz, wucherten und klitterten ineinander. Profane Erklärungen lehnte Elisabeth ab. Chemie war ihr ein Greuel. Von Säuren und Salzen mochte sie nichts wissen; ebenso wenig von Eiweiß, Traubenzucker und Kohlehydraten. Was kümmerte es sie, ob Spinat mit Spiegelei alkalische Substanzen enthielt oder Glycerophosphate? Das Mystische war süß. Gleichwohl gab sie sich Mühe, Pogges Zufriedenheit zu erringen, und sie erglühte vor Stolz, wenn er ihren guten Willen oder eine richtige Antwort lobte.

Digitized by Google

Welten taten sich vor ihr auf. Tiffut zeichnete sie. Schindler schnitt sie in Holz. Im Atelier wurde manches in Elisabeths Kenntnissen enthaltene Loch gestopft. Sie lernte das kleine Einmaleins des Lebens. Sie hörte von Hilde Pfaff, wie es zugeht, wenn man einem Kinde das Leben schenkt. Sie wurde von Pogge mit Wahrheiten, von Tiffut mit Anderthalbwahrheiten beschenkt. Sie erfuhr, was die Sonne ist und der Mond; was Sternschuppen sind und Planeten; was Mode ist und was Konvention. Was Renaissance ist und Stil; was E. T. A. Hoffmann ist und Daumier. So füllte sich Elisabeth, ohne das Dummsein ganz zu verlernen.

Was ihr ungetrübten Genuß bereitete, war das Schachspiel. An drei Nachmittagen voller Konzentration war sie von Pogge in die wesentlichen Grundzüge dieses überirdischen Zeitvertreibes eingeweiht worden. Sie war mit Hingabe dabei, empfand den Verlust des armseligsten Bauern als Meuchelmord, sofern sie durch eigenen Leichtsinn seinen Tod verschuldet hatte; war gekränkt, wenn ihr von Pogge ein unbedachter Zug erlassen wurde, machte sich kleine Finessen zu eigen, führte ihren Lehrer gern hinters Licht und kicherte in heller Schadenfreude, wenn es ihr gelungen war, dem Partner ein Schnippchen zu schlagen. Im Gegensatz zu Tiffut, der sich mit wahrer Vollendung tapsig stellen konnte, geriet Pogge trotz dem Vorsatz, schonungsvoll zu operieren, in Spielhitze und bedrängte mitunter die kleine Elisabeth dermaßen energisch, daß sie zornschnaubend sämtliche Figuren vom Brett herunterfegte, mit den Füßen stampfte und ihren niederträchtigen Gegner mit Blicken durchlöcherte; doch legte sich die schäumende Leidenschaft im Nu, wenn Pogge

Digitized by Google

gutmütig schmunzelte und ihr mit gefitzter Nase einen Versöhnungskuß offerierte.

Eine zweite Leidenschaft Elisabeths, immer neues Gaudium verursachend, war ihre Neugier. Kein Menschenauflauf ohne Elisabeth. Kein gestürzter Droschkengaul ohne Elisabeth. Kein auf den Schwanz getretener Hund ohne Elisabeth. Kein randalierender Trunkenbold ohne Elisabeth.

Einmal fuhr eine Straßenbahn an ihr vorüber, und Elisabeth erspähte mit hurtigen Äuglein, daß eine ohnmächtige Frau in das Innere des Wagens transportiert wurde. Sie mußte der Elektrischen hinterherstieben, um den weiteren Verlauf der Begebenheit zu verfolgen. Der enge Rock hinderte sie am Laufen. Sie schürzte ihn bis über die Knie und warf die Beine in die Luft wie ein Straßenjunge. Als sie die an einer Haltestelle verweilende Straßenbahn eingeholt hatte, war die Frau wieder bei Besinnung, und Elisabeths Eifer war umsonst gewesen.

Ein andermal war sie aus lauter Neugier in eine Hochzeitsgesellschaft hineingeraten, die zur Kirche wollte. Mitten unter den festlich aufgetakelten Bürgern hörte sie die Rede des Pfarrers, vergoß ausgiebige Tränen der Rührung mit der das Elternhaus verlassenden und einem schnurrbärtigen Manne anhangenden Frau und gratulierte — durchaus im Banne der weihevollen Zeremonie und wie zur Sippschaft gehörig — den Neuvermählten, drückte Onkeln und Tanten die biederen Flossen und verließ gehobenen Herzens die kühle Kirche.

Eines Morgens, als sie für Pogge einen Gang zum Postamt besorgte, fand sie einen jungen Sperling. Er

Digitized by Google

lag auf dem Fahrdamm und piepste jämmerlich. Von einem Dach, ganz in der Nähe, tönten Lockrufe der Spatzenmama, die ihren Sohn anfeuern wollte. Damit er nicht von Geschirren überfahren würde, nahm ihn Elisabeth auf und in die Hand. Wie sie den armen Kerl zu retten vermöchte, war ihr fürs erste noch rätselhaft. Auf der Post wurde sie von einem Beamten angesprochen: „Was haben Sie denn da? Das ist doch ein Sperling! Den können Sie uns geben. Wir haben eine Katze." Über diese rohen Worte erschrak Elisabeth so heftig, daß sie ihren Auftrag vergaß und mit dem verschüchterten Spatz in der Hand auf und davon sprang. Sobald sie sich geborgen glaubte, setzte sie das Tierchen auf eine Gartenmauer und erlebte die Genugtuung, es fortflattern zu sehen.

Die zur Feier von Hilde Pfaffs Geburtstag gebraute Veilchenbowle ward nachträglich getrunken, und Elisabeth, die unerschütterlich behauptete, entsetzlich viel Alkohol vertragen zu können, holte sich bereits beim dritten Glas einen Schwips und lallte, daß sie den Frühling im Bauch habe.

In diesem Stadium erwachte übrigens ein tiefes, längst in ihr schlummerndes Mißtrauen gegen die Sprache. Sie legte sich auf die Lauer und biß sich fest in Ausdrücken und Phrasen, die ihr rabendunkel oder blitzhell waren. So nahm sie Anstoß an den Wörtern „Bizeps" und „Velociped" und stolperte dabei über die eigene Zunge, suchte den Redensarten „jemandem nicht das Wasser reichen", „den kürzeren ziehen", „über den Strang schlagen" auf den Grund zu dringen; machte aus ihrem Herzen keine „Mörder-

Digitized by Google

grube und wünschte jeden, der ihr nicht philologisch zu dienen vermochte, dorthin, wo der „Pfeffer wächst".

Wieder in nüchterner Verfassung, lernte sie Tiffuts Schauerballade kennen. Diese lautete:

An das Kloster klopft es leise.
Ein alt Mütterlein tritt ein.
„Hört, mein Sohn der ist verwundet,
Möcht gern seine Pfleg'rin sein."

„Liebe Mutter," sprach die Nonne,
„Euer Sohn, der lebt nicht mehr.
Eben jetzt ist er verschieden.
Seine Leiden waren schwer."

Und die Mutter tritt ans Bette,
Hebt das Leichentuch herab — —
Einen Schrei, und sie sank nieder!
Mönche grub'n für zwei ein Grab.

Im Gegensatz zu Tiffut, der die Verse durchaus parodistisch auffaßte und mit einem Walzerrefrain zierte, nahm Elisabeth den Text bitterernst und sang mit ihrer schönen Stimme ergriffen mit.

Unter Pogges Anleitung drang sie in etliche technische Errungenschaften der Gegenwart ein und wurde mit Grammophon, Fernsprecher und ähnlichen ungeheuerlichen Apparaten vertraut, die ihr jedoch bei weitem nicht so zusagten wie die Zeiß-Kamera.

Durch Frau Weinreich erfuhr sie, wie man Knöpfe annäht und was Anstand und Sitte ist und wie man aus Zigarrenbauchbinden kunstreiche Obstschalen kleben kann und wie man Hausschuhe strickt.

Digitized by Google

Sie lernte das Wachsein. Sie merkte auf. Sie begriff. Pogge gab ihr das Buch Hiob zu lesen, alle Philosophie enthaltend, die je gedacht wurde und je gedacht werden wird. Tiffut gab ihr „1001 Nacht“ zu lesen, und sie erkor sich die Geschichte vom Fischer und dem Geist in der Flasche zur Lieblingslektüre. Elisabeth wuchs. Ihre Tage tropften nicht mehr dahin. Das Leben rauschte Melodien. Und der Kandelaber heißer Liebe entflammte.

Nachts träumte sie sich zurück in die Kindheit; träumte von Puppen und vom bösen Ludwig; träumte von einer schwarzen Perle, die irgendwann eine Rolle in Elisabeths Leben gespielt hatte; träumte vom Himmel und den Gespielinnen.

Stärkster Eindruck in jenen Tagen: ein Theaterbesuch.

Pogge und Tiffut hatten des ausführlichen beratschlagt, ob es empfehlenswert sei, Elisabeth mit der bunten Welt des Scheins vertraut zu machen. Das Mädchen jedoch durchkreuzte alle einschlägigen Erziehungsmaßregeln, indem es heimlich zwei Karten für „Alt-Heidelberg“ besorgte und unter Frau Weinreichs Fittichen das Spectaculum an sich vorüberrauschen ließ. Anlaß des Theaterbesuches war wohl nichts weiter als der kindliche Vorsatz, den Freunden durch Weltgewandtheit und Unternehmungslust zu imponieren. Insgeheim graute sich Elisabeth vor dem Begriff „Bühne“, und der Entschluß, ins Komödienhaus zu steigen, wurde recht eigentlich zum Reifen gebracht, als sie sich klar machte, wie sehr sie sich vor Pogge blamieren könnte ob ihrer Unkenntnis in Dingen des Theaters. Unter Frau Weinreichs Bedeckung brauchte

Digitized by Google

Elisabeth kaum solche Bedenken zu hegen. Sie tat einen Schal der Wirtin um, faßte den Operngucker mit zagen Fingern und drückte sich in eine Nische des zweiten Ranges, scheu wie ein noch nicht flügge gewordenes Reh. „Alt-Heidelberg". Vor Aufregung und Staunen verstand Elisabeth nichts — mit Ausnahme der Worte „Karl-Heinz" und „Käthe". In der Pause fühlte sich Frau Weinreich bemüßigt, ihrer Pflegebefohlenen den Inhalt des Stückes auseinanderzubrezeln. Sie war gut im Bilde, hatte sie doch den prächtigen Kitsch bereits viermal genossen. Elisabeth ging also einigermaßen vorbereitet in den zweiten Akt hinein und lebte so intensiv mit den auf der Bühne agierenden Personen mit, daß ihr das helle Wasser aus den Augen brach. Sie war völlig aufgelöst, und wie Käthe mit dem Schrei „Karl-Heinz!" an der steinernen Bank zusammenknickte, das blieb ihr lange im aufgewühlten Seelchen haften. Daß die Darstellerin der Käthe eine arrogante Ziege war und nach der Vorstellung mit dem Korpsdiener der Borussia in ein Automatenrestaurant soupieren ging, davon wußte Elisabeth nichts. Der starke Eindruck vom Schicksal zweier Menschen wurde allenfalls durch Frau Weinreichs Geständnis verdünnt, daß auch sie, hach ja, in jüngeren Jahren zur Bühne habe gehen wollen; und und als im Verlauf der weiteren Unterhaltung ruchbar wurde, daß die Schauspieler und Schauspielerinnen mitnichten eigene Erlebnisse gestalteten, sondern lediglich ihre „Rollen" auswendig lernten und mit Hilfe der Souffleuse die Worte des Dichters interpretierten, keimte in Elisabeth der Wunsch, eben-

Digitized by Google

falls auf der Bühne stehen und in Gegenwart eines hundertköpfigen Publikums an einer steinernen Bank in die Knie sinken zu dürfen. Als sie dann um Mitternacht in ihrem Bettchen lag, schmolzen Pogge und Karl-Heinz ineinander, und am folgenden Morgen überraschte sie die Freunde mit der sensationellen Nachricht, daß sie, Elisabeth Ralund, demnächst im Komödienhaus die Käthe spielen werde. Es sei alles vorbereitet, versicherte sie. Sie brauche es nur noch auswendig zu lernen. Sie werde unter dem Namen Ly Ralund auftreten.

Pogge schimpfte auf die Weinreich, lachte dann aus vollem Halse, beherrschte sich unter Elisabeths protestierenden Blicken und versprach, ihr behilflich zu sein. Elisabeth wurde denn in der Tat durch ihren umsichtigen Mentor an Theaterluft gewöhnt und, ohne daß sie eine ernüchternde Absicht zu wittern vermochte, von Bühnengelüsten kuriert; denn Pogge verstand es, die Schattenseiten der Mimerei sozusagen ins rechte Licht zu rücken.

Durch häufiges Zusammensein mit Hilde Pfaff richteten sich Elisabeths Gedanken vom poetischen Tand des Rampenlichtes auf die Sorgen und Nöten prosaischer, erdgebundener Wirklichkeit. Tiffuts Kind war zehn Monate alt und ließ der jungen Mutter wenig Muße zu privater Beschäftigung. Es war ein Bub, „Heinz" geheißen. Was er an Windeln verkonsumierte, grenzte an das Komische. Ein halbes Jahr lang hatte Hilde ihn gestillt, und er war hübsch rund geworden dabei. Jetzt bekam er Haferschleim und süßen Grießbrei einfiltriert. Hilde legte ihn immer noch

Digitized by Google

einmal pro Woche auf die Wage und buchte mit Stolz das stetige Wachsen des Körpergewichtes. Nie hätte Elisabeth geglaubt, daß ein kleines Kindelein einer Frau so ausgiebig zu tun gäbe und daß der Stuhlgang eines zehnmonatigen Menschen die allerwichtigste Angelegenheit für die unmittelbar interessierte Mutter bilde. Sie lernte das Trockenlegen, Abhalten, Klystieren, Baden und Füttern eines Kindes und gewann dem Verkehr mit einem Baby reine Freude ab.

Eines Tages lief ein Schreiben Mariannes ein, in welchem sie die gesamte Malerkolonie zu einem Besuch einlud. Nach kurzem Kriegsrat kam man dahin überein, die Einladung zwar anzunehmen, zuvörderst aber Pogge und Schindler vorauszuschicken. Tiffut sollte nachfolgen; und was mit Elisabeth geschehe, das sollte veranlaßt werden, sobald Pogge den Boden bereitet und seiner Braut Rechenschaft abgelegt hätte.

Die Lage wurde dadurch vereinfacht oder kompliziert — Pogge kannte sich nimmer aus —, daß kurz nach dem Brief aus Pfilla ein endgültiger Bescheid der Farbwerke Siebenkreuz erging, demzufolge Herr Dr. chem. Günther Pogge unter ersprießlichen Bedingungen verpflichtet wurde. Mithin war der Hochzeitstag fällig. Um die Aussprache mit Marianne möglichst hinauszuzögern, teilte Pogge seiner Braut mit, daß er unaufschiebare Wege zu erledigen habe und persönlich mit dem Direktorium der Farbwerke unterhandeln müsse, ehe er den neuen Posten beziehe; darum entsende er einstweilen seinen Freund Schindler, mit dem sie auf ein paar Tage fürlieb nehmen möge. Er selbst folge im Laufe der nächsten Woche nach.

Digitized by Google

Dieser Brief, eine Arbeit zäh verworrener Stunden, zeichnete sich trotz eines erkünstelten Humors durch Nüchternheit aus.

Aber Marianne merkte nichts.

* * *

Pfilla: Ein Elysium nicht so sehr für den Zeichner wie für den Maler. Schindler, der schon mehrfach Gast gewesen war bei Pfarrers, allerdings immer nur auf Nachmittage und ohne handwerkliche Utensilien, stapfte durch die stumpfen, verhaltenen Farben der Landschaft.

Pfilla: Der Grundbaß sommergrüner Büsche und Bäume klang zusammen mit dem Ziegelrot der Häuser, dem Blau und Weiß der Fensterrahmen sowie den Ockermelodien patinierter Strohdächer. Seitlich von Dorf und Pfarre ragte die Mühle auf erhöhter Plattform — wie ein jugendlicher, eben aufgeschossener Steinpilz —, von Robinien umhügelt. Die Pfarre, weinumsponnen und mit tief herabgezogenem Dach, lag in halber Höhe zwischen dem hingeschütteten Dorf und der alles überthronenden Kirche. Die Tür stöhnte, als Schindler den Messinggriff herniederdrückte. Kuhglockengebimmel. Jette schnurrte herbei. Schindler, froh begrüßt, trat ein in das hohe Gewölbe. Holzbänke, mit rosaroten Herzen auf blauem Grund. Rechts der Eingang zum Keller. Ehemals war das Haus eine katholische Pfarre gewesen, und die evangelischen Seelenhirten saßen erst seit dem Jahre 1596 hier.

Jette schritt dem städtischen Besucher hinterdrein ins erste Stockwerk. Ein Korridor mit vielen Türen. Die erste führt ins Arbeitskabinett des Pfarrers Hardeland. Schindler begrüßte den großen schlanken Herrn,

Digitized by Google

der wie ein Seebär ausschaut und zwei helle Augen aus seinem gemeißelten, von graumelierter Bartkrause umrahmten Antlitz blinken läßt.

Das schmucklose Zimmer in seiner peinlichen Sauberkeit ist ein Spiegelbild von des Pastors Seelenverfassung. Zwischen den Fenstern ein Schreibtisch. Weiße duftige Gardinen, seitlich durch schwarze Samtbänder gerafft. Auf den Simsen blühende Kakteen, Myrtenstöckchen, Aloë und langstengeliger Amarillis mit lachsfarbenen Dolden.

Jette benachrichtigte derweilen die Pastorsfrau, und Schindler wird ins Wohnzimmer gebeten.

Frau Hardeland ist eine stattliche Frau mit lose gescheiteltem Haar, Hornbrille, sanftem Unterkinn, dicken Ohrringen und mit ein wenig allzu roten Bäckchen, die sie gern pudert. Die Augen hat sie sich bei ihrer Lieblingsbeschäftigung, der Teneriffa-Arbeit, überanstrengt. Aber das tut ihr keinen Abbruch. Und der Teneriffa-Arbeit ebensowenig. Teneriffa-Arbeit ist, wenn man ein Knäulchen Häkelgarn nimmt und Knoten schlingt und die Knoten aneinanderreiht und immerzu ein Elfenbeinschiffchen hindurchsteckt. Man kann dies stundenlang tun, und es ergeben sich daraus die bemerkenswertesten Taschentuch-Umrandungen. Das Seltsame dabei ist, daß die Teneriffa-Arbeit der Frau Pfarrer gar keine Teneriffa-Arbeit war, sondern „Frivolitäten"-Knüpferei. Das Wort „Frivolitäten-Arbeit" ging jedoch der guten Frau Hardeland dermaßen wider den Strich, daß sie ihre Lieblingsbeschäftigung aus eigenen Stücken mit einem schöneren Namen versah. Außer der fälschlichen Teneriffa-Arbeit hatte die Frau

Digitized by Google

Pfarrer ein zweites Steckenpferdchen: die Reinlichkeit. Frühmorgens um sechs Uhr erhebt sie sich, spült den Mund, drückt ein weißes Spitzentuch, „Barbe“ geheißen, auf die Haare, denen man die langen Blondzöpfe immer noch anmerkt, schlüpft in einen gesteppten Morgenrock, stellt frische Blumen auf Tisch und Fensterbrett, pinselt den Staub aus Fugen und Ritzen, wischt und poliert, inspiziert Küche und Garten, wäscht sich, putzt sich und deckt eigenhändig die Kaffeetafel. Jeden Tag, den Gott werden läßt, verwendet sie ihr allerbestes Porzellan, und der Grundsatz ist: Der König muß jederzeit an Pfarrers Mahl teilnehmen können. Fleisch und Wurst werden unerbittlich mit frischer Petersilie garniert. Wenn Großreinemachen stattfindet, vergeht ein voller Abend mit dem Putzen der Reißzwecken, die zum Befestigen der Küchenspitze dienen. Ja, ja, die Frau Pfarrer hält auf Reinlichkeit.

Und sie sagt allen Menschen etwas Liebes.

Schindler wird mit den Worten empfangen: „Nein, sehen Sie aber gesund und munter aus! Vortrefflich, wie Sie sich herausgemacht haben!“ Dann läuft Jette, Marianne holen, die oben im Turmstübchen einquartiert ist.

Sie hat Verdruß gehabt und entschuldigt sich mit kargen Worten bei Schindler. Etwa vor einer Stunde, gibt sie an, sei der Wäschereisende dagewesen und habe acht Kisten mit Musterkollektionen ausgepackt. Die Frau Pastor sekundiert ihrer Tochter. Der Mensch sei ins Plappern gekommen, und sie hätte ihn gewähren lassen, um ihn endlich loszuwerden. Dann, als die Frau Pastor in die Küche geschloffen war, um nach dem Rechten zu sehen, sei der Mensch anzüglich

Digitized by Google

geworden und habe sich erfrecht, zweideutige Witze zu drechseln. Wenn Marianne verheiratet sei — dies des Reisenden Worte —, wolle er die Kundschaft nicht aus den Augen verlieren, und, falls ein Hausfreund benötigt werde: Karte genügt, komme sofort.

Mariannes schlechte Laune legte sich, als Schindler von der Stadt berichtete und von Pogge. Das Mädchen konnte den Tag der herannahenden Trauung kaum mehr abwarten. Von Tiffuts löblicher Absicht, Hilde Pfaff zum Altar zu führen, waren Hardelands schon brieflich unterrichtet worden, und so mangelte es denn in keiner Weise an Gesprächsstoff.

Jette hatte inzwischen ein Zimmer hergerichtet für den reisigen Malersmann, und Schindler ließ sich häuslich nieder.

Gegen Abend langte ein Eilbrief an, welcher die Botschaft enthielt, daß Pogge am folgenden Mittag in Pfilla erscheinen werde.

Marianne frohlockte. Dem Maler dämmerte Peinliches.

In der Tat war es böse bestellt um Pogge. Er gedachte, reinen Tisch zu machen, und gewann es nur mühsam über sich, mit Marianne zu brechen. Doch sein Beschluß war besiegelt. Er mochte kein Feigling sein. Anderseits wollte er die Affäre ihren natürlichen Gang gehen lassen und ein künstliches Zerwürfnis vermeiden. Nach einigem Hin und Her war er mit sich übereingekommen, daß es das Sicherste sei, Elisabeth und Marianne zu konfrontieren.. Dieserhalb hatte er mit Tiffut verabredet, daß Hilde und Elisabeth, die als Fräulein Pfaffs eben erst aufgetauchte Jugendfreundin ausgegeben werden sollte, in Begleitung

Digitized by Google

Tiffuts einen Tag später als Pogge selbst nach Pfilla reisen sollten. Es war ein Gewaltmittel, und es hatte aller Überredungskraft bedurft, Tiffut dem Unterfangen gefügig zu machen.

Daß etwas nicht in Ordnung sei, fiel der Frau Pastor im Hui auf, und obwohl sie ihre Beobachtungen für sich behielt, um das Herz ihrer Tochter nicht unnötig zu belasten, spürte Marianne dennoch die Bedrücktheit Pogges, der es sichtlich vermied, mit seiner Braut unter vier Augen zu reden.

Da ereignete sich etwas an sich ganz Geringfügiges, dessen Folgen niemand zu übersehen vermochte.

Mariannes Wange, offenbar von einem Insekt gestochen, entzündete sich und zeigte eine winzige Schwellung. Die Schwellung rötete sich und gewann an Umfang. Das Abendbrot wurde in Abwesenheit des Mädchens eingenommen.

Tiffut, Hilde und Elisabeth trafen ein.

In Elisabeth sah es nicht minder kunterbunt aus denn in Pogge. Als er ihr eröffnet hatte, daß sie ihm zuliebe bei Hardelands einkehren müsse, wagte sie nicht, aufzubegehren. Seinen Willen zu erfüllen, hielt sie für heiliges Gesetz. Sie war folgsam und artig wie ein Kindchen. Aber abgesehen davon, daß sie ihrem Gebieter zu widersprechen sich niemals unterfangen hätte, war sie von bodenloser Neugier erfüllt, Marianne kennenzulernen. Die Reise nach Pfilla schien ihr ungefährlich. Stillschweigend nahm sie an, daß Pogge ihr allein zugehöre und seiner Braut innerlich längst entfremdet sei; ja, es reizte sie sogar, in das Heim der ausgeschiedenen Rivalin zu dringen und die für Pogge so ungemein notwendige Entscheidung zu ertrotzen.

Digitized by Google

In Pfilla angelangt, wurde sie wankelmütig und bezichtigte sich häßlicher Regungen. Gleichviel: Pogge hatte ihr den Gang aufgetragen, und sie gehorchte.

Ein Glück, daß Tiffut und Hilde bei ihr waren. Ohne diese zwei hätte sie Kehrt gemacht.

Nach herzlichem Empfang durch die alten Hardelands ward Elisabeth Zeit, in der Ferne Umschau zu halten und Beziehungen anzuknüpfen zu den neuen Menschen und der neuen Umgebung. Unter dem prüfenden Blick der Pastorsfrau duckte sich Elisabeth unwillkürlich. Um so behaglicher fühlte sie sich im Gespräch mit dem Pfarrer und nahm den Vorschlag, einen kleinen Rundgang zu erledigen, bereitwillig an.

Marianne blieb unsichtbar. Sie saß in ihrem Erkerstübchen und kühlte die entzündete Wange, ohne Linderung zu finden. Hilde, die ihr Guten Tag sagen wollte, wurde von Frau Hardeland auf morgen vertröstet. Marianne habe gebeten, für heute allein bleiben zu dürfen.

Der Pfarrer führte die beiden Mädchen durch sein Reich. In sorglich geschnittenen Rabatten hatte er dankbare, immerblühende Flox gezogen, fleischfarbene Geranien und lachende Sommerrosen, und bald würde der Fliederbaum in blauer Pracht stehen. Asternbeete führten hinunter bis zum Friedhof, dessen Gräber so angelegt waren, daß die Häupter der Toten gen Osten wiesen. Die Inschriften der einzelnen Ruhestätten waren sozusagen am falschen Ende angebracht. Rittersporn wucherte. Buchsbaum flankierte die Wege. Wacholder hatte sich trüppelweise angesiedelt. Die Städterinnen wurden an die Gruft eines unbekannten

Digitized by Google

Toten geführt, deren Steinplatten jahrelang in jeder Neumondnacht aufgekratzt und gelockert worden waren.

Durch den Gang mit Malern hatte Elisabeth profitiert und lief nicht wie die meisten Menschen blind vorüber an den Buntheiten der Welt. Dankbar schweiften ihre Augen über die Landschaft, die schmuck und heiter war, gleich einem Liede Schuberts. In keuschem Hellgrün leuchteten die Wiesen und verloren sich, nicht fern, am Saum des uralten Waldes, der als dunkles Band das Blickfeld abschnitt. Blau brannte der Himmel hernieder auf Hütten, Häuser und Villen, die ihre satte Wohligkeit nicht verhehlten. Elisabeth empfand die Sinfonie aus Grün und Rot und Weiß und Gelbbraun. Dort freilich, wo der Maler Ausschnitte, Konturen, Kompositionen sah, blieb sie an Einzelheiten gebannt, und die pausbackig im Wind geblähte Wäsche war für sie nicht der Kontrast zu braunen Reisigbündeln, die vor einer scharlachrot getünchten Stalltür gestapelt waren, sondern zerfiel in blütenweiße Unterröcke und Hemden, in grelle Schnupftücher und blaugemusterte Schürzen; und während Schindler, der mit Tiffut der schweigenden Gruppe sich zugesellte, halb unbewußt erwog, wie die den First des Schulhauses überragende Leiter zu fixieren sei, verfolgte Elisabeth das Treiben einer Hühnerfamilie auf dem Dunghaufen desselben Gebäudes. Aber im Gegensatz zu Schindler und Tiffut, die nur Auge waren, hatte sie ein Ohr für die ländliche Musik. Der Wind klagte weich wie ein Cello. In der Schmiede hämmerte es in Synkopen. Ein unermüdlicher Hahn krähte fortissimo. Und auch ihr Herz hörte sie pochen, das unvernünftige.

Digitized by Google

Der Arzt des Ortes schritt grüßend daher. Frau Hardeland hatte nach ihm geschickt. Der Pfarrer schloß sich ihm an.

Unbehagliches brütete.

Im Wohnzimmer hockte Pogge, anscheinend in ein Buch vertieft. Man redete mit gedämpfter Stimme. Elisabeth bewegte sich auf Zehenspitzen dahin. Ihr verlegenheitsgeborenes Interesse für die Gegenstände und Möbel des Raumes wich einer ungeheuchelten Wißbegier. Mit komischer Gründlichkeit, wie sie wohl von ausgescholtenen Knaben oder unfreiwilligen Büßern bewiesen wird, wendete sich Elisabeth der viereckigen Decke des runden Mitteltisches zu, zog die Streifen nach, welche das Bischofslila in quadratische Felder teilten, und studierte eingehend die in den jeweiligen Karrees eingestickten Blumenmotive. Sie ward sich des Teppichmusters mit einer Intensität bewußt, als hänge ihr Lebensglück davon ab. Sie berechnete den Winkel, in welchem der ovale Kirschbaum-Spiegel der Wand abgeneigt war; versenkte sich in die Ornamentierung des Sofas und untersuchte im Geiste die Schubfächer des aufklappbaren Sekretärs.

So ward sie kaum inne, daß der Arzt und hinter ihm der Pfarrer das Zimmer betraten. Der Pfarrer schritt an eine Vitrine, deren Rückwand alte Porzellane und kristallene Erbstücke spiegelten und deren übrigen drei Seiten gläsern waren; entnahm ihr eine Karaffe mit gutem Kirschwasser und füllte schweigend die Gläser.

Pogge erkundigte sich flüsternd nach Mariannes Befinden.

Digitized by Google

O, erwiderte der Doktor, der Zustand gebe zu Befürchtungen keinerlei Anlaß. Er habe der Patientin essigsaure Tonerde anempfohlen. In zwei, drei Tagen sei die Entzündung behoben.

Man trank einander zu. Der Arzt entfernte sich. Frau Hardeland deckte den Tisch. Marianne liege zu Bett, berichtete sie. Ob Pogge ihr nicht ein Viertelstündchen Gesellschaft leisten wolle?

Pogge furchte die Stirn.

Marianne sehne sich nach ihm, verriet die Pastorsfrau.

Pogge winkte ab. Er möchte Marianne nicht belästigen.

Die Pastorsfrau widersprach mit Sanftmut; von einer Belästigung könne doch wohl kaum die Rede sein.

Pogge äußerte, Marianne werde sich genieren, ihn zu empfangen, da sie ja im Bett liege.

Die Pastorsfrau warf gütig lächelnd ein, daß sie in Anbetracht der nahen Hochzeit ein Auge zukneipen werde.

Pogge äußerte, er wolle morgen früh zu Marianne hinaufklettern.

Gegen Abend wiederholte sich diese Szene.

Marianne ließ ihren Bräutigam zu sich bitten, und Pogge weigerte sich, ihrem Verlangen zu entsprechen.

Es war ein gequälter Tag. Beizeiten ging man auseinander. Die Pastorsfrau setzte sich an Mariannes Bett. Ihren Verdacht behielt sie für sich. Ihren Verdacht? Ja, sie war ihrer Sache sicher. Mit Pogge war es nicht geheuer. Was war diese Elisabeth für ein Mädchen?

Digitized by Google

Vorm Schlafengehen tauschte Frau Hardeland ihre Gedanken mit dem Gatten. Elisabeth war beiden über die Maßen sympathisch. Papa Hardeland besaß einen untrüglichen Instinkt für Menschenwerte. Er versicherte, die Hand für Elisabeth ins Feuer legen zu können. Sie sei ein Geschöpf ohne Falsch und ohne Makel. Er würde es gern sehen, wenn sie und Marianne gute Freundinnen würden.

Marianne fieberte.

Pogge lag wach und rekapitulierte die letzten Wochen, ohne ein Ergebnis zu erzielen. Er wußte nicht, wo ein und wo aus.

Elisabeth schlummerte.

Wie Pogge eine Aussprache mit Marianne vermieden hatte, so war er einem Zusammensein mit Elisabeth ausgewichen. Elisabeth hatte sich nicht zu verstellen brauchen, und als die Frau Pfarrer sich erkundigte, was Elisabeth tue und treibe, hatte sie aufs Geratewohl geantwortet, sie warte nur noch Tiffuts Heirat ab, um ihre Stelle als Stütze der Hausfrau und Pflegerin des kleinen Heini bei den Neuvermählten anzutreten, und dieser Einfall aus heiterem Himmel hatte Wurzel in ihr geschlagen. Sie sah ihr Leben erfüllt von Obliegenheiten und nutzbringender Beschäftigung. Da sie Marianne nicht zu Gesicht bekommen hatte, war ihr das Kitzlige der Situation nicht zu Bewußtsein gekommen. Pastors gefielen ihr. Insbesondere der alte Herr Hardeland, dessen Äußeres sie sich ins Gedächtnis zurückzurufen versuchte, bis sie darüber in Schlaf sank, rechtschaffen ermüdet.

Das Bellen eines Hundes drang in ihre flotten Träume und ermunterte sie. Draußen war es noch

Digitized by Google

dunkel. Das Schweigen des alten Ahornbaumes vor den Fenstern überschwieg die morgendliche Stille. Schon krähte der unverdrossene Hahn. Im Osten hellte es allmählich auf. Elisabeth kleidete sich an und öffnete das Fenster. Ein Karmingewitter lohte am Himmel. Verschämt lugte die Sonne. Mit eins wurde die Luft bleiern, und entsagungsvoll trudelte die Sonne beiseite. Schritte tappten auf dem Flur. Eine Tür schlug ins Schloß. Die Stimme der Pastorsfrau schallte. Die des Dorfarztes respondierte. Jette stob davon. Es war etwas geschehen. Elisabeth stieg hinunter in den ersten Stock und fand verzweifelte Gesichter. Der Doktor war am Ende seiner Kunst. Marianne mußte ungesäumt in die Stadt. Zum Professor. Das Geschwür war bösartig geworden. Es fielen die Worte „Schneiden" und „Klinik". Drohend wie ein Galgen stand der Ausdruck „Blutvergiftung". Das ganze Haus war auf den Beinen. Der Horizont hatte sich umdüstert. Flaue Regenschauer. Nervosität.

Endlich wird die Ankunft des Krankenautos gemeldet. Marianne ist bereit. Sie wird hinuntergetragen. Pogge verbirgt sich ihr. Tränen. Das Auto rollt davon.

Frau Hardeland schluchzt. Der Pfarrer tröstet sie. Die andern reisen gesenkten Kopfes in die Stadt zurück. Allgemeiner Aufbruch. Die Frau Pastor ersucht Elisabeth, zu bleiben. Elisabeth wirft einen fragenden Blick auf Pogge. Pogge sagt nicht Ja und nicht Nein. Er ist zermürbt und hilflos. Die Frau Pastor meint, nun sei die Hochzeit allerdings um ein paar Wochen aufgeschoben; aber sobald sich Marianne erholt habe, müsse Elisabeth zu Besuch kommen. Sie

Digitized by Google

versteift sich auf die Einladung, weil sie nichts anderes vorzubringen weiß. Der Pfarrer pflichtete den Worten seiner Frau bei. Die lieben Leutchen forderten Elisabeth um die Wette auf, nach Pfilla zurückzukehren.

Heimfahrt. Pogge ist stumm und in sich gekehrt. Elisabeth erbietet sich, Marianne zu pflegen. Pogge wehrt ab. Abergläubisch ist er nicht. Aber daß er irgendwie Schuld trägt an Mariannes Mißgeschick, dessen ist er gewiß. Er klagt den Himmel an und erstickt die eigenen Skrupel. Ihm ist speiübel wie einem Seekranken. Ist ihm das Steuer entglitten? Treibt sein Schifflein dahin, entfesselten Gewalten preisgegeben? Hilft ihm keiner? Niemand kann ihm helfen.

Tiffut und Hilde schwatzen von ihrer Trauung. Pogge hört, wie verblödet, mit halbem Ohr hin. Elisabeth mengt sich in die Unterhaltung. Sie will auf Pogge verzichten, wenn sie dadurch Marianne retten kann. Es ist ihr heiliger Ernst. Sie wird sich auf eigene Füße stellen und Geld verdienen. Vor fremden Menschen graut ihr. Bescheidene Anfrage: ob Tiffuts nicht gewillt wären, sie in ihre Dienste zu nehmen? Sie werde Kinderpflege lernen und Kochen und Haushalten. Tiffuts möchten, bitteschön, einen Versuch wagen. Sie habe lange genug auf der faulen Haut gelegen. Sie wolle sich tummeln und rühren. Pogge verhält sich passiv. Es ist ihm alles einerlei. Tiffut akzeptiert Elisabeths Anerbieten. Auch Hilde ist bereit, der Verlassenen einen Unterschlupf zu gewähren nebst Gelegenheit zu nützlicher Betätigung. Vorläufig möge sie bei Frau Weinreich bleiben. Sobald sie ihr neues Heim bezogen hätten, solle Elisabeth ihr Domizil bei Tiffuts aufschlagen.

Digitized by Google

Marianne lag bewußtlos in der Klinik. Sie war geschnitten worden.

Die Eltern wurden telegraphisch verständigt, daß die Operation zufriedenstellend verlaufen sei.

Die Frau Pfarrer fand ihre Tochter in nachtschwarzer Ohnmacht. Der Professor verhehlte nicht, daß die Vergiftung beängstigend weit vorgeschritten gewesen sei. Man habe der Patientin die Haare rasieren müssen. Die rechte Wange sei entstellt, die Sehkraft beeinträchtigt, das Lid amputiert. Mit Mühe habe er das linke Auge zu retten vermocht.

Frau Hardeland zwang sich zur Tapferkeit.

Der Vater kam. Mariannes Zustand blieb unverändert. Marianne rang mit dem Tode. Acht Tage lang. Die Eltern wachten am Lager ihrer Tochter. Marianne genas. Daß ihr Antlitz entstellt war, erfuhr sie nicht. Der Kopf war über und über bandagiert. Nach und nach brachte man ihr bei, was vorgefallen war. Die Eltern hatten sie schonend vorbereitet. Marianne schrie nach einem Spiegel. Man hütete sich, ihr Begehren zu stillen.

Die Eltern waren heimgereist. Ein Assistenzarzt versah den Dienst bei der Kranken. Der Verband wurde gewechselt. Die Nachtwache ließ sich erweichen und brachte der Unglücklichen einen Spiegel. Marianne entsetzte sich. Das Fieber ward Herr über sie. Die Narben glühten. „Keine Aufregung!“ heischte der Arzt. Die Eltern wurden abgewiesen.

Trübe Wochen voller Stumpfheit und voller Leid.

Pogge, aus der Bahn geschleudert, war am Ende seiner Kraft. Er schalt sich Lump, Verführer, Mörder. Er welkte dahin, mied die Freunde, preßte stumme

Digitized by Google

Klagen in die Bruſt. In durchgrübelten Nächten ſchleifte er ſich vor das eigene Tribunal, hielt Gericht ab und verurteilte ſich zu lebenslänglicher Ehe mit Fräulein Hardeland. Lieblos klopfte der Morgen an die Scheiben. Der Alp entwich. Pogge verwarf den Beſchluß und raffte ſich auf. Eine Heirat mit der verunſtalteten Marianne war Wahnſinn. Nicht aus Pflichtgefühl verbindet man ſich einem Weibe. Strafvollſtreckte Ehen ſind keine Ehen. Sein Daſein an der Seite einer Frau zu verbringen, die ſich aus Erbarmen oder aus Erwägungen ethiſcher Art geheiratet weiß? Nimmermehr! Die Unterredung mit der Braut hatte ſich erübrigt, ſoweit das Thema Eliſabeth zur Diskuſſion ſtand. Es war ein Unding, vor die ſieche Marianne zu treten und ihr die Liebe zu einer anderen einzugeſtehen. Dennoch fühlte Pogge die Notwendigkeit, mit Marianne zu ſprechen. Es war damit zu rechnen, daß ſie die Verlobung als gelöſt betrachtete. Den Vorſatz, ſie trotz ihrem Unglück zu heiraten, mußte Pogge ihr anvertrauen. Wie würde ſie ſich dazu ſtellen? Ach, es beſtand die Möglichkeit, daß Marianne reſignieren und ihren Verlobten freigeben werde. Frau Hardeland ließ ähnliches durchblicken. Sie hatte ihm Mariannes Zuſtand geſchildert und hielt Pogge auf dem Laufenden. Ein Wiederſehen mit Marianne war ihm bisher erſpart geblieben. Sonntags nahm er ſeine Mahlzeiten im Pfarrhaus ein. Die Frau Paſtor hatte ihn ſo warm darum gebeten, daß er es nicht abſchlagen durfte. Die Tätigkeit in den Farbwerken befriedigte ihn inſofern, als ſie ſeine Zeit verſchlang und keinen Spielraum gewährte für irrlichternde Gedanken. Pogge verſuchte es, ſich mit Arbeit zu betäuben. Das gelang

Digitized by Google

ihm nicht. In der Stadt wäre er darniedergebrochen. In Pfillas frommer Umgebung gewann er Distanz zu den Überstürzungen des Daseins und überließ sich, nackte Kreatur, dem Spiel harter Fäuste. Auf unsteten Wanderungen nahm er zur Kenntnis, daß die Glockenblume blau ist und die Pechnelke rot, ohne daß sie Aufhebens davon machten. Im Walde sänftigt sich das Geknatter der Nerven, Bedenken und Anfechtungen gehen zur Rüste, die Seele hält Andacht, und aller Harm zerstiebt. Zitronenfalter gaukeln dahin. Laß gut sein. Das Leben ist Kolportage. Es kann nicht dafür. Die Welt muß so sein, wie sie ist. Wirrwarr.

Das Kapitel Elisabeth war für Pogge erledigt, mußte für ihn erledigt sein. Es gab kein Schwanken. Mochte sie ihn verachten. Er tat, was er als aufrechter Kerl zu tun hatte.

Johann Gottlieb Seidelbast, der war ein Gymnasiast, liebte die Elisabeth... Aus. Punktum. Streusand.

* * *

Elisabeth hieß gut, was Pogge tat, und billigte im vornherein jeden seiner Schritte. Als sie voneinander Abschied nahmen, hatte er ihr gesagt, erst müsse Gras über die ganze Geschichte wachsen; Elisabeth möge Geduld üben, bis sich alles eingerenkt habe; er wisse nicht, wo ihm der Kopf stehe.

Elisabeth lernte noch mehr Redensarten kennen. Beispielsweise die vom „übers Ohr hauen".

Bisher war sie von Pogge betreut worden. Plagen und Scherereien hatte er ihr abgenommen, hatte von ihr ferngehalten, was Verdruß und Ärgerlichkeiten

Digitized by Google

in sich bergen könnte. Nun stand sie auf eigenen Füßen, mußte einholen gehen und für sich selber sorgen. Früher hatte sie mit Pogge zu Mittag und im Atelier zu Abend gegessen. Jetzt, wo sie sich selbst um Speise und Trank zu kümmern hatte, nahm sie Frau Weinreichs Erbieten an und aß daheim. Entweder Nudeln mit Sohlenleder oder Kartoffelsuppe mit Lockenwickeln oder Linsen mit verdünnter Schwefelsäure. Diese sogenannte Hausmannskost, meist ungenießbar, kam Elisabeth doppelt so teuer zu stehen als ein im Gasthaus genossenes Diner. Aber erstens war sie zu gutmütig, um sich bei Frau Weinreich zu beschweren, und zweitens wollte sie es mit ihrer Wirtin nicht verderben, da sie ihr auf Gnade und Ungnade ausgeliefert war. Wie sehnte sie die Zeit herbei, wo sie endlich zu Tiffuts ziehen durfte! Schindler und Katja waren verreist. Tiffuts hingegen hatten alle Hände voll zu tun, ihr Heim auszustaffieren und die Hochzeit zu rüsten. Nur hin und wieder ließen sie sich blicken, füllten Elisabeth mit froher Laune an, spornten ihren Lebenshunger und verbreiteten einen Dunst von Geschäftigkeit. Elisabeth trug sich mit hochfahrenden Ideen. Sie bewunderte Hildes Umsicht in wirtschaftlichen Fragen und ihre reife Erfahrung auf dem Gebiete der Kinderpflege. Der jungen Frau Tiffut nachzueifern, sollte ihr Leitstern sein. Das schwor sie sich zu. Aus dem Munde ihrer Wirtin hatte sie schon ungezählte Male erfahren, daß sich die Beantwortung der Frage: „Was muß ein junges Mädchen vor der Ehe wissen?“ in erster und entscheidender Hinsicht auf Küche, Haushalt und dergleichen zu erstrecken habe. Elisabeth grub also ihre Nase ins Kochbuch und luchste der Frau Weinreich die land-

Digitized by Google

läufigen Rezepte ab. So kam sie dahinter, daß die Kocherei keineswegs von der Schwierigkeit war, die sie vermutet hatte. Ein bisserl Intelligenz genügte, um ein schmackhaftes Gericht zu bereiten.

Dies war ein Irrtum, wie die hohe Gasrechnung bewies, welche am Monatsschluß zu begleichen war. Unter Verwendung hochtrabender Worte führte Frau Weinreich aus, daß Elisabeth mehrere Kubikmeter verbraucht habe, und kopfschüttelnd kehrte die schmählich übers Ohr Gehauene zu dem unersprießlichen Brauch des Gasthaus-Besuches zurück. Das Abendbrot jedoch besorgte sie sich wie zuvor und übte sich dabei im Sparen. Bei einem Viertelpfund Schinken mußte es sein Bewenden haben. Eine Scheibe hob sie auf für den nächsten Tag. An Butter wurde tüchtig geknappst. Am Morgen war der Schinkenrest verschwunden und die Butter auf die Hälfte eingeschrumpft. Elisabeth, im Verkehr mit schlechten Menschen ungeübt, übersah die kleinen Gaunerkniffe der Wirtin geflissentlich. Nun es Frau Weinreich allzu toll handhabte, schaffte Elisabeth ihrem bescheidenen Herzen Luft. Die Wirtin faselte von Mäusen, als welche in der Speisekammer ihr Wesen trieben. Elisabeth glaubte die Legende, und Frau Weinreich schlug Kapital aus Elisabeths Arglosigkeit. Das Geld wanderte davon. Elisabeth brachte Obst mit. Die Wirtin barmte: sie könne sich kein Obst leisten; dazu lange es nicht bei ihren spärlichen Zinsen. Elisabeth schenkte ihr eine Tüte Birnen. Und gewöhnte sich an, auf der Straße zu essen. Einmal stachen ihr herrliche Crêmeschnitten in die Augen. In der Konditorei zu verweilen, war ihr unbehaglich. Sie kaufte also ein halbes Dutzend Crêmeschnitten,

Digitized by Google

bog in den ersten besten Hausflur und schlang ihre süße Beute hinab. Andernfalls hätte sie mit Frau Weinreich teilen müssen.

Aus ökonomischen Gründen shampoonierte sie sich den Kopf selbst. Das tat sie nie wieder. Die Haare verfilzten sich nämlich so erschreckend, daß Elisabeth verbundenen Hauptes zum Friseur stieben und dessen „Föhn" zu Hilfe rufen mußte.

Aus ökonomischen Gründen übergab sie ihre Wäsche, die bis dato von der Wirtin gewaschen worden war und infolge Chlorgebrauches in die Brüche zu gehen drohte, einer Wasch- und Plättanstalt. Solcher Luxus kam Elisabeth teurer zu stehen, als sie angenommen hatte, und triumphierend wies Frau Weinreich darauf hin, daß die Waschere im Hause wesentlich vorteilhafter gewesen sei.

Die Wirtin unternahm sogar einen Versuch, mit kecker Stirn in Elisabeths Privatleben einzudringen, und hetzte offenkundig gegen Pogge. Ihr Sermon begann mit der Beteuerung, daß sie, die Weinreich, nur Elisabeths Bestes wolle und daß sie, die Weinreich, es gut meine mit Elisabeth und daß sie, die Weinreich, ihr beistehen werde. Der Herr Doktor, sagte sie, beabsichtige doch weiter nichts, als das Fräulein ins Garn zu locken. Sie wisse Bescheid. Sie kenne das. Der Herr Doktor habe es nur darauf abgesehen, mit dem Fräulein herumzukaspern. Na, das sei ja dem Fräulein nichts Neues, gelle? Der Herr Doktor habe ja eine andere zur Braut. Auch ein ganz hübsches Mädchen. Das heißt: kennen tue sie die Pastorstochter nicht, aber der Herr Doktor habe ja das ganze Zimmer voller Photographien gehabt. Das hätte sie natürlich nie

Digitized by Google

geduldet, daß die Marianne zu Besuch gekommen wäre. Das Haus müsse rein gehalten werden. Bei ihr herrsche Zucht und Ordnung. Aber der Herr Doktor sei heimtückisch. Elisabeth solle sich nur recht in acht nehmen vor dem Menschen. Das sei ein ganz hinterlistiger Patron.

Nie noch hatte Elisabeth also über ihren Günther reden hören. Im Gegenteil: Frau Weinreich hatte sich befleißigt, aufkeimende moralische Anwandlungen zu ersticken und dem Doktor Pogge trotz seiner Verlobtheit mit Fräulein Hardeland die Stange zu halten. Was mochte den Umschwung in Frau Weinreichs Gesinnung hervorgerufen haben?

Ja, fuhr die Wirtin fort, der Herr Doktor sei falsch und durchtrieben.

Und nach einer Weile rann der rätselhafte Satz: Es wäre gar nicht vornehm, eine alleinstehende ältere Frau zu schmähen.

Damit meinte Frau Weinreich offenbar sich selber.

Elisabeth fragte: „Wieso?"

Frau Weinreich antwortete nicht, sondern verließ das Zimmer, sichtlich tückschend.

Elisabeth sann nach. Pogge war stets höflich und zuvorkommend zu Frau Weinreich gewesen und hatte zumeist nett von ihr gesprochen. Und geschrieben? Ei, geschrieben hatte er alles in allem ein einziges Mal über Frau Weinreich, und dies ganz beiläufig. Das war vor einiger Zeit gewesen. Da hatte Pogge einige schriftliche Verhaltungsmaßregeln erteilt und dabei der Frau Weinreich als einer Blindschleiche Erwähnung getan. War dies der Wirtin bekannt, so mußte sie den Brief gelesen haben. Unmöglich.

Digitized by Google

Elisabeth hätte beeiden können, kein Schriftstück je offen liegen gelassen zu haben. Alles, was an Briefschaften einging, wurde weggeschlossen.

Um Gewißheit zu erlangen, brachte Elisabeth bei passender Gelegenheit das Gespräch auf Pogge und flocht, nicht ungeschickt, die Vokabel „Blindschleiche" ein. Kaum war das Stichwort gefallen, als Frau Weinreich — wie von der in weitesten Kreisen beliebten Tarantel gestochen — aufzuckte und einige bemerkenswerte Unhöflichkeiten verspritzte, Elisabeths Verdacht somit bestätigend.

Von Stund ab war das beiderseitige Einvernehmen getrübt.

Elisabeth stellte Frau Weinreich auf die Probe, indem sie einen Brief Tiffuts, der außer einer Einladung nach der Hühnerbeinstraße die Schilderung eines Besuches bei Marianne Hardeland enthielt, in ganz besonderer, dem Uneingeweihten schwerlich bemerkbarer Weise in die Umhüllung gab und gut verschloß. Am Abend lag der Brief anders im Umschlag, als Elisabeth ihn hineingesteckt hatte. Die Wirtin verfügte also, kein Zweifel, über einen Nachschlüssel. Nun juckte es Elisabeth, das Geheimnis in Gegenwart der Weinreich aufzudecken. Sie tüftelte einen Operationsplan aus, tat aufgeregt und flunkerte, sie hätte ihren Schlüsselbund verloren. Ob man nicht den Schlosser zu Rate ziehen und den Schreibtisch sprengen lassen könne? Frau Weinreich, in Bange um ihre Möbel, sagte, sie werde rasch einmal nachschauen, ob nicht zufällig einer ihrer Schlüssel passe, und seltsam: mit Blitzesschnelle hatte sie den Schreibtisch geöffnet. Elisabeth bat um den Schlüssel und verglich ihn mit dem eigenen. Es war ein Nachschlüssel. Was nun? Elisabeth gedachte, der

Digitized by Google

Wirtin den zweiten Schlüssel abzulisten, besann sich jedoch eines andern und äußerte unverblümt, daß es allen Ernstes blindschleichenhaft sei, in fremder Leute Briefschaften zu schnüffeln. Dies entfesselte einen geradezu barbarischen Redeschwall. Frau Weinreich packte aus. Frau Weinreich entleerte sich. Frau Weinreich schüttelte ihren Gesamtvorrat an aufgespeichertem Seelensud über Elisabeth aus. Undank ist der Welt Lohn.

Am nächsten Tag war das Zimmer anderweit vermietet. An einen Reisenden, der den doppelten Mietpreis zahlte. Ohne daß Elisabeth verständigt worden wäre. Als sie heimkam, hatte Frau Weinreich die Habseligkeiten des Fräuleins einfach in das bisherige Rumpelkämmerchen geräumt.

Mit dieser demütigenden Pointe schloß Elisabeths Gastspiel in der Zrinyistraße.

Bei Tiffuts atmete Elisabeth auf. Endlich wieder unter Menschen, die einem freundlich zugetan waren! Man hatte ihr ein schmuckes Zimmer reserviert und gewährte ihr Frist, sich einzugewöhnen. Tiffuts strotzten von Zartgefühl. Wenigstens die ersten Tage. Gar bald vergaß das Hildemädchen die milden Vorsätze und bürdete sämtliche Lasten des Haushaltes der arbeitswilligen Elisabeth auf. Und auch Tiffut schwenkte in die alten Geflogenheiten ein, hänselte die Freundin mit überzuckerter Bosheit und griff mit schlecht verhehlter Schadenfreude das Thema Pogge auf. Allmählich erfuhr Elisabeth, was mit Marianne geschehen war. Pogge ließ nichts von sich hören. Als er eines Sonntags abends erschien, verlief das Beisammensein steinern und zur allgemeinen Unerquicklichkeit. Man

Digitized by Google

hatte den Kontakt verloren, und Mariannes Unglück bedrückte die Gemüter.

Tiffut war fleißig. Tagsüber schaffte er in der Hühnerbeinstraße. Hilde erwartete ihr zweites Kind. Sie sprach mit Elisabeth über das Kommende. Dabei fiel der Ausdruck „Es ist wieder etwas unterwegs". Elisabeth suchte den Zustand des Unterwegs-Seins zu ertasten. Hilde plauschte mit ihr über geburtliche Begleiterscheinungen. Pogge hatte von derlei Dingen geschrieben. Elisabeth las ein Buch über die Gesundheitspflege des Weibes. Mit Abbildungen. Sie erschrak vor der Möglichkeit der Natur. Nie hatte sie sich mit dem verborgenen Mechanismus ihres Leibes beschäftigt. Nun grübelte sie oft über die Menschwerdung nach. Unbegreiflich, daß etwas, was vorher nicht da war, plötzlich in die Realität tritt, Muttermilch saugt, aufwächst und peu à peu ein kompletter Mensch wird, der seinerseits Kinder zu zeugen vermag! Das also war der tiefe Sinn des Menschentums, der Zweck einer Ehe? Und Pogge, Herrgott im Himmel... Pogge würde die Marianne zu seiner Frau machen? Nein, er würde es nicht.

Elisabeth beschäftigte sich liebevoll mit Hildes Baby. Heinerle war ein Jahr alt geworden. Ein blühendes Kleinod mit vier Pausbacken. Der Mutter fehlte jeglicher Sinn für den Umgang mit ihrem Knäblein. Und neuerdings empfand sie die Existenz als Störung. Elisabeth avancierte zu Heinis Pflegerin. Sie fuhr mit ihm aus. Solange Hilde dabei war, plärrte das Kind. Es empfand mit seinen feinen Nerven die Kampfbereitschaft der Mutter. Groß war sein Vertrauen zu Elisabeth, die so schön mit ihm spielte.

Digitized by Google

Heini schwärmte für Blechtöpfe und Deckel. Er räuberte die Küche aus und schleppte davon, was in Greifweite stand. Elisabeth half ihm. Wenn Heini gereizter Laune war, untersuchte Elisabeth, woran es ihm gebrach. Hilde dagegen behauptete jedesmal, der Bub sei boshaft und wolle die Mutter kränken. Sie behandelte das Kind mit Härte.

Heini war vierzehn Monate alt, da trug er immer noch die ausgewachsenen, vom Zahn der Zeit benagten Erstlingsjübchen und ein altmodisches Kleid aus buntem Barchent, das bis auf die friedlich abgeplatteten Stiefelchen reichte. Er sollte endlich Hosen tragen. Doch Hilde war ratlos. Elisabeth eilte ihr zur Hilfe und erwarb einen Ullstein-Schnitt. Tiffuts besaßen eine Handnähmaschine. Zu zweit machten sich die Frauen an die Anfertigung der winzigen Hosen. Hildes Arbeitseifer erloschen kläglich. Elisabeth nähte allein weiter. Seit Hilde ihr nicht mehr dreinredete, wuchs das Vergnügen an der Arbeit. Die Höslein gerieten nach Wunsch. Heini wurde ausgeführt. Auf der Straße blieben die Leute stehen und flöteten: „Ach, wie niedlich!“ Elisabeth brannte vor Stolz, als wäre Heini ihr eigenes Kind. Hilde, längst auf Elisabeth eifersüchtig, wollte beweisen, daß sie hinter der Rivalin nicht zurückstehe, und — —

Und schnitt von Tiffuts weißen Hemden die Ärmel ab und flickte sie aneinander, und — —

Und die Hosen waren fertig.

Tiffut fuhr mit einem Donnerwetter dazwischen, als er die Bescherung sah. Vier Oberhemden futsch!

Heini hat die von Hildes Hand erschaffenen Hosen nie angezogen. Erstens hätten sie schwerlich gepaßt,

Digitized by Google

und zweitens sah sich die gelästerte Hilde bewogen, die abenteuerlichen Hosenbeine an den ihnen vom Fatum bestimmten Aufenthaltsort zurückzuversetzen.

Der Zwist wuchs. Es fraß die Eifersucht. Des Kindes wegen, das sich von der Mutter wandte und bei ihrem Anblick die Ärmchen bebend um Elisabeth klammerte. Und Tiffuts wegen. Der kein Hehl daraus machte, wie sehr er sich zu der appetitlichen Elisabeth hingezogen fühlte. Vergleiche zwischen ihr und Hilde anzustellen, lag auf der Hand. Hilde war lasch und schlumpig geworden, vernachlässigte die Wirtschaft und kultivierte einen Fimmel: das Laute-Spielen. Ohne die Energie aufzubringen, unter sachkundiger Leitung in die Materie einzudringen. Mit dem rasenden Bearbeiten der Klampfe mästete sie eine Wandervogel-Sucht, die durchaus unmotiviert war und auf Äußerlichkeiten beschränkt blieb. Dieser Koller währte nicht lange. Alsbald verlor Hilde den Geschmack an Urwüchsigkeit und Primitivität. Was sie am ehesten zu fesseln vermocht hätte, waren Picknicks und Vagabundenfahrten. Dieweil ihr jedoch beides mit Unbequemlichkeiten verknüpft schien, schnitt sie ihre Haare kurz und stilisierte sich auf Kunstgewerblerin. Mißbilligend verfolgte Tiffut die Wandlungen seiner Frau. Als es ihm zu toll wurde, stellte er ihr Elisabeth als Musterbeispiel hin und schürte, ohne die Tragweite seines Verhaltens zu übersehen, Hildes Groll. Tiffut hatte anläßlich einer Ausstellung etliche günstige Verkäufe erzielt und spendierte der ach so putzsüchtigen Gattin eine runde Summe. Hilde gab sich einem kokottesken Schick hin. Tiffut ließ sie toben. Er nahm sie nimmer ernst.

Digitized by Google

Das verstimmte die eitle Hilde, und sie begann, ihre Abneigung gegen Heini auf dessen Vater zu übertragen. Es fiel ihr auf, daß Tiffut zu hastig aß und bei gewissen Gerichten schmatzte. Sie maulte, wenn er schweigsam war. Sie überhäufte ihn mit Vorwürfen ob seiner Uneleganz. Sie ekelte sich, falls er Farbe an den Fingern hatte. Sie gewöhnte sich sogar einen ironischen Tonfall an, den sie äußerst wirkungsvoll fand; indes die Wirkung lediglich darin beruhte, daß Tiffut mit wachsender Neugier verfolgte, wie leicht ein dummer Mensch die Methode weiser Griechen nachzuahmen in der Lage war.

Der Kehrreim aller ehelichen Szenen lautete: „Hättst du mich doch nicht geheiratet!“ Mit diesem lapidaren Satze anullierte Hilde jeglichen Verständigungsfrieden.

Zum Überfluß plagte sie ihren Gatten mit Eifersüchteleien, mißdeutete Situationen oder Handreichungen und trübte die herrschende Unbefangenheit. Wohl hielt Elisabeth Tiffuts Anzüge in Ordnung, flickte Knöpfe an, bügelte Beinkleider, kümmerte sich um Kragen, Hemden und Taschentücher; doch lag ihr fern, Hilde auszustechen und Tiffut gefügig zu machen. Eines Mittags, als Hilde aus der Stadt zurückkehrte, brachte sie ihrem Paul eine Krawatte mit, deren sündhaft hohen Preis sie keineswegs verschwieg. In aller Ruhe warf ihr Tiffut vor, daß man für das gleiche Geld ein Dutzend Kragen erstehen könnte, deren er dringend bedurfte. Hilde verfärbte sich und schrie: Die Krawatte würde ihm wahrscheinlich nur dann gefallen, wenn er sie von Elisabeth geschenkt erhielte. Es kam zum Krach. Elisabeth, die in glättender Absicht den Schau-

Digitized by Google

platz betrat, wurde mit versteckten Anspielungen überhäuft. Zum Glück blieb ihr unverständlich, was Hilde meinte.

Tiffut malte Elisabeth. Kaum war das eine Porträt vollendet, nahm er das nächste in Angriff. Elisabeth sitzend, Elisabeth liegend, Elisabeth stehend, Elisabeth in Grün, Elisabeth in Schwarz, Elisabeth in Braun. Hilde durchschaute Pauls Machenschaften. Die Sitzungen waren ein Deckmantel für Schäferstündchen. Bildete sie sich ein. So oft sich Elisabeth in der Hühnerbeinstraße aufhielt, entstand Kurzschluß in Hildes Nervenzentrale. Unter fadenscheinigen Vorwänden drang sie in Pauls Atelier ein, fühlte sich gebührend blamiert, verduftete und irrte auf Zickzackwegen nach Hause. Sie war maßlos eifersüchtig. Tiffut malte rücksichtslos. Elisabeth wankte nicht. Hildes Benehmen grenzte an Idiotismus. Sie sprach unverhohlen aus, daß er ein Verhältnis mit Elisabeth habe. Tiffut dementierte kühl und sachlich. Im übrigen: dankend zur Kenntnis genommen. Gut. Wenn sie schon glaubte, Grund zur Eifersucht zu haben, dann sollte ihr zu ihrem Rechte verholfen werden. Tiffut entrollte einen Plan. Kein Wort von dem, was Hilde ihm vorwarf, beruhte auf Wahrheit. Er hatte nicht das Mindeste mit Elisabeth. Da sie aber seinen Beteuerungen keinen Glauben beimaß, die Hilde, so konnte ja das Versäumte nachgeholt werden. Sie peitschte ihn ja geradezu, mit Elisabeth anzubandeln. Der Gedanke, daß die beiden unter einer Decke steckten, hatte sich dermaßen stramm in ihrem Schädel festgeschraubt, daß es Betrug gewesen wäre, sie nicht zu betrügen. Infolgedessen gab er, als der Disput sich wiederholte, aus freien Stücken zu,

Digitized by Google

in Elisabeth vernarrt zu sein, und weil Hilde darauf bestand, daß er ein umfängliches Geständnis ablegte, beichtete er Dinge, die sich nie und nirgends begeben hatten. Hilde zersprang. Tiffut verlor die Selbstbeherrschung, packte einen Stuhl und schmiß ihn nach seiner Frau.

Hilde rückte aus.

Zwei Nächte blieb sie im Hotel. Am dritten Tag stellte sie sich wieder ein, als ob sich nichts ereignet.

Dennoch hatte sich allerhand ereignet. Ohne daß sich etwas ereignet hätte.

Aber Elisabeth war Hals über Kopf geflohen.

* * *

Es war immer dasselbe. Sie kannte das nun zur Genüge.

Es waren immer die gleichen Szenen.

Sie brauchte nur einen Fuß auf die Straße zu setzen und einige Schritte zu tun, so wurde sie von einem Kavalier aufs Korn genommen und verfolgt. Es dauerte keine zehn Minuten. Der Herr lüftete den Hut und schnarrte: „Gnädfräuln, gestatten, daß ich Sie ein Stück begleite?"

Für solche Fälle hatte sich Elisabeth eine tiefe Stimme zurecht gemacht, und sobald sie ihr hochmütig-dumpfes „Nein, danke!" hervorstieß, wich der Kecke zurück, stotterte perplex „Verzeihung!" und suchte den Anschein zu erwecken, als liege Verwechslung vor.

Manche waren frech.

„Gnädiges Fräulein haben tolle Ähnlichkeit mit meiner Cousine!" sprach einer, der nicht abzuschütteln war.

Elisabeth schritt ihres Wegs fürbaß.

Digitized by Google

„Allerdings hat meine Cousine pechschwarzes Haar, aber sonst: dolle Ähnlichkeit."

Elisabeth schwieg.

„Kismet!" sagte der Herr.

Elisabeth stellte sich unter „Kismet" etwas Verruchtes vor, würdigte jedoch demunerachtet den Zudringling keines Blickes.

„Gnädigste spielen sicherlich fabelhaft Klavier?"

Der Laffe ließ sich nicht beirren.

„Wagner, was? Beethoven? Leo Fall?"

Elisabeth tat, als gehe Luft neben ihr spazieren, und ließ den Menschen schwatzen, bis er wieder von seiner Cousine begann.

„Nee, wahrhaftig, dolle Ähnlichkeit. Rein zum Verwechseln!"

Elisabeth rümpfte die Nase.

„Genau wie meine Cousine!" kommentierte das Flaneurchen, dem die Rümpfung nicht entgangen war.

Elisabeth hatte es satt; den Kopf zur Seite gerichtet und demonstrativ in die Luft schauend, brummte sie mit prononziert männlicher Stimme: „Ich finde meinen Weg allein!" und schritt hurtig aus. Aber der Kerl war klettenartig.

Elisabeth wiederholte, eine Terz tiefer: „Ich finde meinen Weg allein!"

„Sagen Sie das nicht! Vielleicht bedürfen Sie meines Patronats. Gnädigste könnten angesprochen und belästigt werden. Es gibt so allerhand flegelhafte Elemente auf der Straße."

Elisabeth, erdrückt von derartiger Impertinenz, sah ein, daß gegen dieses Subjekt nicht aufzukommen war, schwenkte in scharfer Kurve ab, betrat ein Konfektions-

Digitized by Google

geschäft und ließ sich zur Direktrice führen. Dieser vertraute sie an, daß draußen ein rüpelhafter Herr stehe, der sich nicht abweisen lasse. Ob das Geschäft einen zweiten Ausgang habe? Ja? Das sei scharmant.

Die Direktrice winkte einer Ladnerin und ließ Elisabeth, die herzlich dankte, durch das Achterpförtchen hinausbugsieren.

Diesen Kniff wendete Elisabeth des öfteren an.

Nutzte er? Nein. Denn kaum war sie hinterwärts entschlüpft, pürschte sich abermals ein Kavalier heran und versuchte sein Glück.

Woran lag es, daß die Männer sie umflatterten mit kaschierter Brunst? Es schmeichelte Elisabeth längst nimmer. Daß sie von auffallender Schönheit war, dessen war sie sich bewußt. Daß sie begehrenswert war, hatte ihr Tiffut eingetrichtert. Meiner Seel, kann man nicht begehrenswert und schön sein, ohne fortgesetzt angesprochen zu werden? Darf man nicht unbelästigt eine Gasse kreuzen? Ist man Freiwild, Strandgut? Wird man für ein offizielles Mädchen gehalten? Pfui Teufel, daß das Mannsvolk keine Unterschiede macht! Was ein hübsches Mäskchen hat und ohne Begleitung ist, steht allgemeiner Verfügung frei? Oho! Ahnen diese Schufte nicht, wie beleidigend ihr Benehmen ist? Brut! Wie manches Mädchen mag auf sotane Weise zu Fall gekommen sein! Man läßt sich in ein Gespräch ein, die Bekanntschaft ist perfekt, der Kavalier wirft seine Angel aus, zappelnd beißt das Mädchen an. Liebe? O ja, für eine Nacht. Bagage!

Elisabeth hißte im Busen das Banner unverbrüchlicher Taubheit gegen alle auf offener Straße angebahnten Näherungsversuche. Nie, gelobte sie, würde sie

Digitized by Google

einem professionellen Don Juan der Gasse Gehör schenken. Nie. Und sie hielt das Gelübde.

Bis zum Ablauf des Jahres.

Am ersten Januar schlenderte sie, innen wie außen zugeknöpft, die Lennéstraße entlang und schaute der Jugend zu, die vermöge des Eiskothurns, wie Klopstock sagt, die spiegelglatte Fläche des vereisten Sportplatzes trippelte.

Das Schlittschuhlaufen war Elisabeth in tiefster Seele zuwider, ohne daß sie anzugeben vermocht hätte, weshalb und wieso. Probiert hatte sie es noch nie, wenigstens nicht wissentlich. Oder hatte sie es doch probiert? War sie nicht als Kind oft und oft Schlittschuh gelaufen, einwärts holländernd, eine Freundin an der Hand? Und hatte sie nicht von erspartem Taschengeld einen Grog genossen, der sie kippelig machte und des Gleichgewichts beraubte? War sie nicht mit dumpfem Knall hingeglitten? Auf den Hinterkopf? Hatte sie das in einem Buch gelesen, oder war es ihr erzählt worden, oder hatte sie es erlebt?

Verschüttet lagen die Jugenderinnerungen unter der Schwelle des Bewußtseins.

Es dämmerte. Eine Militärkapelle konzertierte. Männer mit Besen fegten die Bahn. Paare wirbelten vorüber. Eine Würstchenbude dampfte. Lampions flimmerten auf. Die Menschen huschten jägend durcheinander. Tanzend. Ein langer Schlot stolpert über einen Papierknäuel und schimpft weidlich. Lachen. Es schneit. Eine Bogenlampe sprüht. Zuckende Schatten. Die Klarinette nöhlt, das Bombardon tut sich hervor. Hüpfende, gleitende Silhouetten. Flackernder Spuk, Kindheit....

Digitized by Google

Elisabeth hält sich am Staket fest. Lärm. Elisabeth kommt zu sich. Lärm hinter ihr. Eine Stimme zetert. Schutzmann, Betrunkener.

Elisabeth will auf und davon, bleibt wie gebannt verharren. Rührt sich nicht.

Lärm schwillt an. Es wälzt sich näher. Helme blinken. Zwei Schutzleute haben eine alte Frau untergefaßt, einer rechts, einer links. Die Frau gestikuliert. Durcheinander. Kinder bergen sich im Rock der Mütter. Heranfluten. Der eine Behelmte streift Elisabeth. Die Alte speit Schimpfwörter. Viel Volks hinterdrein, Trabanten, Nachhut. Vorbei.

Elisabeth taumelt.

Laterna magica. Flirrende Scheiben rotieren in Elisabeths Hirn. Eisbahn, Schlittschuh, Hinterkopf, Musik, Schutzmann, Stiefmutter.

Plötzlich eine satte Männerstimme:

„Das kleine Blonde hat sein Handtäschchen verloren!"

Ein Herr im Pelz, bartlos, elegant, reichte mit artiger Verbeugung die silberne Tasche dar.

Elisabeth sammelte sich. „Vielen Dank!"

Der Herr im Pelz stutzte. Elisabeth, eine Säule, regte sich nicht.

Der Herr im Pelz hielt noch immer das Täschchen zwischen den Fingern. Entblößte lächelnd ein weißes Gebiß. Das Licht der Bogenlampe fing sich in einer güldenen Plombe.

„Ist das nit ihr Eigentum, kleines Blondes?"

Elisabeth preßte die Tasche an sich und erwachte.

„Nit wohlauf, kleines Blondes?"

Digitized by Google

Elisabeth dachte: Warum sagt er immerfort kleines Blondes zu mir?

„Kann ich dem kleinen Blonden behilflich sein?"

Elisabeth nahm seinen Arm und tappte willenlos neben dem Pelz einher. Es stellte sich heraus, daß der Pelz Manfred L'Armant betitelt war. Manfred L'Armant hüllte das kleine Blonde mit ölig rieselnden Worten ein.

Elisabeth war abwesend und ließ sich in ein Restaurant führen.

Die Kellner schienen den Herrn im Pelz zu kennen. Man wies ihm und der Dame eine Koje an. Elisabeth legte Mantel und Boa ab. Manfred L'Armant nahm ihr gegenüber Platz. Elisabeth tastete sich in die Welt zurück. Manfred L'Armant knetete geschmeidige Sätze. Elisabeth spitzte das Ohr. Elisabeth schärfte das Auge.

Es war ein kräftiger Herr in den besten Jahren und von bestrickender Liebenswürdigkeit, bartlos, bläulichen Schimmer auf den Wangen, die Lippen scharf konturiert, schwarzbraun die Augen, die Pupillen zu einem Dritteil unter die Lider gebettet, und ein Organ von überirdischer Süße!

Ob er dem kleinen Blonden dienlich sein dürfe?

Elisabeth seufzte.

Vielleicht... oder — — aber nein... Das sei ja töricht... Ob sie einen Wunsch habe?

Ach ja, sie möchte gern zur Bühne.

Soso. Schau an. Zur Bühne...

Hach ja, zur Oper!

Hm. Er sei an der Oper.

Er sei an der Oper?

Digitized by Google

Allerdings.

Elisabeths geknickter Lebensmut war im Nu wieder sprungbereit. Hurra, ein Vorzeichen! Ein Wink des Schicksals! Am ersten Januar!

Nein, im Ernst bitte: Ob er tatsächlich an der Oper sei?

Wenn er es ihr versichere!

Kulissenschieber?

Nein, erster Baß.

An der Oper?

„Jawohl, mein kleines Blondes. Und wenn ich Ihnen behilflich sein darf: verfügen Sie über meine Wenigkeit!"

Elisabeth strampelte mit den Füßen. Ihr guter Stern hatte sie an die Eisbahn geführt. Heute entschied sich ihre Zukunft. Sie stand, eine gefeierte Diva, auf der Bühne und wurde mit Lorbeerkränzen besät. Sie gastierte. Drei Kreuzchen: Ly Ralund! Ovationen, spaltenlange Feuilletons, Interviews, Riesengage, Pariser Toiletten, Prunk, Reichtum, Berühmtheit.

Große Rosinen stellten sich verheißungsvoll ein.

„Auf Ihr Wohl, kleines Blondes!"

Die Gläser machten „Zimm".

Elisabeth taute auf. Manfred hatte das nicht nötig. Er war vom ersten Augenblick an Feuer und Flamme für das schöne Mädchen.

Und doch erreichte er es nicht. Die jungfräuliche Feste war nicht beim ersten Ansturm fanfarenbrausend zu erstürmen.

So beschränkte sich denn der Taktiker L'Armant auf unverbindliche Scharmützel und benutzte den Nachhauseweg, zu eruieren, ob Elisabeth einen Freund,

Digitized by Google

Gönner oder sonstigen Geliebten und ob sie des schnöden Mammons eine erkleckliche Fülle ihr eigen nenne.

Die Verneinung der ersten Frage hob seine siegerliche Zuversicht im gleichen Maß wie die Bejahung der zweiten. Er überdachte seinen Operationsplan, fackelte nicht lange, und als er vor dem Haustor dem kleinen Blonden, wie es in Romanen traditionellerweise heißt, länger als nötig die Hand drückte, gab er der Zuversicht Ausdruck, daß Gold in Elisabeths Kehle enthalten sei.

„Auf Wiedersehn, kleines Blondes, am Freitag nachmittag um drei!"

Verhallend rollten die dramatischen r durch die stille Straße.

Elisabeth aber sperrte die Tür auf, schlang die Boa dekorativ um die goldhaltige Kehle, schlang die Boa hinauf bis an die Ohren, heftete einen Blick voll demütiger Dankbarkeit und stolzer Selbstzufriedenheit an den bestirnten Himmel und schritt majestätisch empor in ihr Verließ.

Indes am Freitag war sie kleinlaut und traute sich nicht. Das Herz war ihr dorthin gesunken, wo es unstatthaft ist.

Sie schleckte einen Kognak und baggerte das verrutschte Gefäß in geziemende Höhe. Ein zweiter Kognak steifte den Nacken. Die Welt lag zu ihren Füßen. Adelina Patti, deren Namen sie zum ersten Male aus Manfred L'Armants Mund vernommen, ist getilgt aus dem Gedächtnis der Menschen. Emmy Destinn — ein Waisenknabe! Ly Ralund tritt ihren Ruhmesweg an.

Einstweilen trat sie nur den Weg zu Manfred L'Armant an; nun schon gewohnheitsgemäß bis zur

Digitized by Google

Naſenſpitze in den Skunks gemummt, damit auch Nicht-eingeweihten erkennbar ſei, welch unermeßliche Werte vor den Unbilden einer rückſichtsloſen Witterung geſchützt werden müßten.

Der Baſſiſt war überaus väterlich. Vorerſt hatte Eliſabeth eine kleine Prüfung zu leiſten. Dann hielt L'Armant ſeiner neuen Schülerin eine ſoignierte Anſprache. Sie habe ohne Zweifel blankes Gold in der Kehle — reiches Material — ein Schatz, um den ſie von mancher beneidet werden könnte — aber ſie habe unendlich viel zu lernen, ehe ſie wagen dürfe, öffentlich aufzutreten — kein Meiſter vom Himmel gefallen — alles will Zeit — läßt ſich nicht erzwingen — Stimme bildet ſich ganz allmählich — um Himmelswillen nichts forcieren — drei, vier Jahre fleißiger Arbeit — —

Eliſabeth ſagte zu allem Ja und Amen, gefügig wie ein Lämmlein. Manfred L'Armant würde es ſchon recht machen.

Sie ſei ebenmäßig gewachſen — ſchöne Geſtalt — allerdings zart — oh, ſie ſei ſehr, ſehr zart — vortreffliche Bühnenfigur — werde ſich mit der Stimme entwickeln, wachſen, gedeihen — große Zukunft ſicher in der Taſche — aaaaber: ſie müſſe ſich ihm blindlings, wohlgemerkt: blindlings anvertrauen und alles tun, was er verlange. Dies ſei unerläßlich.

Eliſabeth verſprach, es an nichts fehlen zu laſſen.

Baſis ſei die Atmung. Atmung ſei das A und O jeglicher Geſangkunſt. Ohne Atemtechnik kein Singen.

Eliſabeth hatte auf Kommando den Mund zu ſchließen und die Nüſtern zu blähen.

„So, und nun, kleines Blondes, atmen Sie ruhig, wie Sie das gewöhnt ſind! — Atmen!“

Digitized by Google

Elisabeth atmete.

„Sie genieren sich. Das dürfen Sie nit tun. Atmen Sie ganz zwanglos. Wie wenn ich gar nit vor Ihnen stünde.“

Während Elisabeth von neuem Luft pumpte, trat Manfred dicht an sie heran und legte seine Handflächen platt an ihre Brust. Um die Atmung zu kontrollieren. Dann umfaßte er Elisabeth und ließ die Finger oberhalb ihrer Taille ruhen.

„Das gehört zum Anfang, kleines Blondes. Ich muß den Brustkorb fühlen. Immer atmen! Brav so! Ruhig weiter atmen! Ganz ungeniert.“

Ganz ungeniert strich er wieder über ihre Brust. Dabei horchte er mit angespannter Aufmerksamkeit in sich hinein und gab sich den Anschein sachlicher Konzentriertheit.

Elisabeth, der längst das Blut in den Kopf geschossen war, schämte sich darüber, daß sie sich schämte, und ward darüber immer röter. Sie trug kein Korsett.

„Richtige Atmung ist halb gesungen, kleines Blondes. Immer weiter atmen! So ist's brav. Hm. Ja.“

L'Armant war ganz und gar bei der Sache. Er schob seine Hände von Elisabeths Brust hinunter zu ihrer Taille und schob sie wieder hinauf. „Achtung — jetzt! — Noch einmal! Tiefer!“

Elisabeth atmete, so tief sie nur vermochte.

L'Armant ließ ab von Elisabeth und dachte grimmig nach. Vielleicht tat er bloß so.

„Hm. Ja. Hm.“

Er dachte noch grimmiger nach als bisher.

„Das war natürlich grundfalsch. Grundfalsch ist das!“

Digitized by Google

Aus seinen verschleierten Augen schwand die Starrmütigkeit. Sie wurden lebhaft.

„Ja, das war total verkehrt. Das war das Atmen eines Frauenkörpers, eines durch Jahrhunderte, durch Generationen eingeschnürten und umpanzerten Frauenkörpers. Was wir zum Singen benötigen, ist die natürliche Atmung, wie man sie nur bei Säuglingen findet. Was wir brauchen, das ist die Zwerchfell- und Flankenatmung. Was wir brauchen, das ist die hemmungslose Entfaltung der Lungenflügel. Nun, das wird alles noch werden, kleines Blondes. Wir schaffen das eher, als du glaubst."

Duzt er mich schon? dachte Elisabeth und projizierte ein Staunen auf ihn.

L'Armant ernüchterte sich im Augenblick.

„Stellen Sie sich vor, Sie könnten in sich selbst hineinsehen. Was sehen Sie da? Ihre eigenen Organe! Nun sehen Sie mal aufmerksam in sich hinein und tun Sie, was ich Ihnen sage. Senken Sie die Schultern! Ganz locker lassen! Brav. Nein, das ist nix. Noch lockerer! So. Und nun bilden Sie sich mal ein, Sie atmeten mit der Taille. Ja? Treiben Sie die Flanken heraus — so — brav. Ziehen Sie den Unterleib ein — —"

Er fühlte nach, ob Elisabeth den Unterleib ordentlich einziehe.

„Ziehen Sie den Unterleib ein — nit allzusehr — — so, das genügt vollauf. So, und jetzt sehen Sie scharf in sich hinein. Sehen Sie scharf in sich hinein!"

Elisabeth schloß die Lider. Sie fühlte L'Armants warme Hände, die eine oberhalb, die andere unterhalb der Taille.

Digitized by Google

„Wölben Sie das Zwerchfell!“

Elisabeth, die mit Begeisterung dabei war, preßte mannhaft den Bauch heraus.

„Das Zwerchfell wölben! Nit den Unterleib!“

Elisabeth huldigte der Meinung, sie wölbe das Zwerchfell.

„Das Zwerchfell!“

Elisabeth keuchte. Ihre Kiefer klappten auseinander. Die Schultern schoben sich aufwärts. Das Mädchen war mit Luft gefüllt wie ein Ballon.

L'Armant machte Haha.

Elisabeth schlug die Augen auf und genierte sich. L'Armant hatte über ihren Eifer gelacht.

Die ernste Stimmung war dahin. Elisabeth dünkte sich komisch.

L'Armant begütigte. „Nana,“ sprach er mit pastoraler Milde, „nur nit den Mut verlieren, kleines Blondes. Aller Anfang ist schwer. Auch die Patti hat mit diesen Übungen begonnen. Also, gleich noch einmal! Hübsch den Mund schließen! So. Und nun durch die Nase atmen! Brav. Immer atmen! Ruhig atmen!“

Elisabeth atmete, wie sie es gewöhnt war, ein — aus — ein — aus — ein — aus.

L'Armant hatte seine Hände auf ihren Schultern. Da lagen sie wie Fettklumpen. Elisabeths Atem wollte sie hochdrängen. Die Klumpen wankten nicht. Ohne Elisabeths Hinzutun sog sich der ganze Leib voll Luft. Sie empfand: Dadurch, daß die Schultern niedergehalten wurden, gelang es, den Atem einzufangen.

L'Armant entfernte die Bleiklumpen. Elisabeth hielt mit eherner Energie die Schultern im Zaum. Der Leib füllte sich. Die Schultern rührten sich kaum. Ein —

Digitized by Google

aus — ein —. L'Armant betastete sie. Aus — ein — aus — ein. L'Armant ließ sich nicht stören. Er knisterte vor Wollust. Aus — ein — aus —.

„Mit überanstrengen!" mahnte jetzt L'Armant. „Das alles braucht seine Zeit. Heranreifen lassen!"

Elisabeth wurde wieder Fräulein Ralund.

Wolle sie etwas ganz, ganz Großes erreichen, predigte L'Armant, dann dürfe sie nie fragen: „Ist die Art des Singens, die mich L'Armant lehrt, richtig?" Der leiseste Zweifel an seiner Methode führe zum Désastre, und nur der felsenfeste Glaube an den Lehrer trüge die Gewähr einer glänzenden Karriere in sich.

So verlief die erste Lektion.

L'Armants Methode zog die Pension Halbe in Mitleidenschaft.

Nach ihren Erlebnissen bei Tiffuts und bei der Nachricht von Pogges Vermählung mit Marianne hatte Elisabeth ihr Hab und Gut gepackt und war zum Bahnhof gerannt. Sie mußte fliehen, mußte flüchten in die weite Welt. Als sie eine Fahrkarte lösen wollte, wußte sie nicht, wohin. Am liebsten hätte sie ein Billet in die weite Welt verlangt, aber da sie den Staat schon soweit durchschaut hatte, daß sie die verbiesterte Korrektheit der hinter Schalterfenstern Amtierenden kannte, begnügte sie sich damit, die Namen der von Leidensgefährten ausgerufenen Stationen einzufangen, um ihre Wahl danach zu treffen. Am öftesten vernahm sie „Dresdenzweiter". Dieses Wort prägte sie sich ein. Dann erkundigte sie sich bei einem vertrauenswürdig aussehenden älteren Herrn, ob „Dresdenzweiter" eine große Stadt sei. Der Herr war Menschenkenner genug, sich nicht gefrozzelt zu fühlen,

Digitized by Google

und belehrte Elisabeth, daß Dresden eine wunderschöne Stadt sei, gelegen an der Elbe. In Besorgnis um das hilflose Mädchen, löste er eine Fahrkarte zweiter, unterwies Elisabeth in der Kunst, Gepäckstücke befördern zu lassen, und gab sich nicht früher zufrieden, als bis er die Hilflose in einem Frauen-Abteil wohl geborgen wußte.

Elisabeth also war nach Dresdenzweiter geflüchtet, war durch den Großen Garten geschlendert und unversehens in eine Straße geraten, deren eine Seite aus Villen, die andere aus einer Häuserzeile bestand. Die Villen waren umsäumt von Gärten, die ihren Winterschlaf schliefen.

Die reichen Villen schieden für Elisabeth aus. Auf der bürgerlichen Seite jedoch fand sich an einem adretten Haus das Porzellanschild „Pension Halbe", und in diese Pension hielt Elisabeth ihren Einzug, nachdem ihr die Versicherung zuteil geworden, daß die Mieter weder durch irgendwelche Eingriffe in ihrer Zurückgezogenheit behelligt, noch in Ausübung ihrer pianistischen oder sonstigen Studien behindert würden.

Nun war die entscheidende Wendung eingetreten, und Manfred L'Armant hatte Elisabeths Ausbildung in die Hand genommen.

Elisabeths Interesse an der Umwelt war für etliche Zeit erloschen.

Sie atmete mit Bewußtsein, atmete mit dem Zwerchfell und beschaute minutenlang ihr Intérieur.

L'Armants Methode zog die Pension Halbe in Mitleidenschaft.

In der Pension Halbe nämlich gab es eine Jungfer namens Frau Terzel.

Digitized by Google

Am Nachmittag desselben Tages, an welchem die erste Lektion stattgefunden, hörte Frau Terzel unheimliches Röcheln in Fräulein Kalunds Zimmer. Wie eine Pantherkatze stahl sie sich an die Tür und illerte durch das Schlüsselloch. Mit Mühe verkniff sie sich einen Ausruf des Entsetzens. Denn was sie erhaschte, war ganz danach angetan, eine biedere Seele mit Verwundernis zu schlagen: Elisabeth stand vollkommen unbekleidet, also gewissermaßen nackt vor dem Trumeau, hielt auf jeder Schulter zwei Bände Brockhaus und gab unzweideutige Töne eines qualvollen Erstickungstodes von sich, o Graus. Frau Terzel bedeckte sich mit einer Gänsehaut. „Polizei!“ war ihr erster Gedanke.

Nur durch resolutes Eingreifen konnte gräßliches Unglück verhütet werden. Die Terzel trommelte gegen die Tür, ohne ihren Späherposten auch nur eine Sekunde lang im Stich zu lassen.

Das Röcheln brach ab. Quick und silberklar klang Elisabeths Stimme: „Einen Augenblick! Ich komme gleich!‘ Und bevor Frau Terzel Zeit fand, sich emporzurichten, schnellte die Tür auf, und Elisabeth stand im rasch übergeworfenen Morgenrock vor der verdutzten Person.

„Was ist?“

„O weh, o weh!“ stieß die Terzeln hervor.

Elisabeth lachte, Frau Terzel keineswegs.

„Heraus mit der Sprache, Frau Terzel. Ist etwas geschehen?“

„Ach. Nämlich. Bloß. Ich hatte nämlich gedacht, es wäre Sie nich wohl.“

„Warum denn?“

„Weils so gulgerte.“

Digitized by Google

„Weil es was?“

„Weils gulgerte.“

„Ach so — ich verstehe. Nein, beste Frau Terzel, seien Sie unbesorgt. Ich treibe Atemgymnastik. Das gehört zum Studium.“

„I nee.“

„Sie haben ja keine Ahnung vom Atmen, Frau Terzel. Ihre Lungenflügel sind ja seit Jahrhunderten verkrüppelt. Blicken Sie mal nach innen! Was Sie da sehen, das ist das Zwerchfell. Geben Sie mir Ihre Hand her. So. Die legen Sie auf Ihren Unterleib. So. Und jetzt müssen Sie das Zwerchfell wölben!“

Frau Terzel, das alte, treue Faktotum, äugte apoplektisch. Ihr Zwerchfell war ohnehin sattsam gewölbt. Das heißt: was sie für ihr Zwerchfell hielt. Trotzdem wölbte sie nach Vermögen.

„So!“ sagte Elisabeth. „Und nun Atem schöpfen, Frau Terzel, ohne die Schultern zu bewegen!“

Frau Terzel, mit dem Konversationslexikon befrachtet, hielt die Luft an. Es hatte ihr den Atem versetzt. Sie verfarb sich und lief violett an.

„Sehen Sie,“ triumphierte Elisabeth und entfernte den Brockhaus, „nun wissen Sie, wie geatmet wird.“

Nun wußte es Frau Terzel. Sie wischte die Hände an ihre Schürze und retirierte bis zur Tür; nicht ohne Reue, daß sie sich von Fräulein Ralund hatte in das Zimmer locken lassen.

„Was meinen Sie wohl, wie schwierig das ist, Frau Terzel!“

„Ijah, ich brächt' es nich. Und da müssen Sie nun eegal so atmen — mit die dicken Bücher auf die Schultern?“

Digitized by Google

„Übung macht den Meister... tralala!"

Frau Terzel entwischte listig, und die Geschichte von Fräuleins Kalunds Atemgymnastik ward Tagesgespräch der Pension Halbe.

Das focht Elisabeth nicht an. Sie trieb unermüdlich Studien. Am Dienstag war die nächste Stunde. Bis dahin mußte sie es geschafft haben.

Dienstag.

Elisabeth wartete im Salon. Nebenan wurde ein Herr unterrichtet, von dem Elisabeth durch L'Armants Wirtschafterin erfahren hatte, daß er Hesse hieß und bereits im dritten Jahre Gesang studiere.

Sie lauschte.

Es war eine wuchtige Stimme. Die Arie des Sarastro wurde als Übung zerpflückt. Obwohl Herr Hesse den deutschen Text benutzte, verstand Elisabeth keine Silbe und beneidete Herrn Hesse, weil er, wie sie wähnte, italienisch singen durfte. Da brach Herr Hesse jählings ab und hustete erschrecklich. L'Armant wetterte ein Weilchen und sang dann dem Schüler etwas vor.

Ah — welch edler Ton! Elisabeth war hingerissen, und die Begeisterung für die Kunst als solche paarte sich mit der Begeisterung für die Person ihres Lehrers als solchen. Wie herrlich sang Manfred!

Und in der Tat: L'Armant gab sich Mühe, herrlich zu singen; wußte er doch, daß Elisabeth im Nebenzimmer Ohren machte. Kleine Krabbe, dachte er, dir will ich den Rest geben!

Elisabeth wurde vorgelassen. L'Armant-Sarastro erging sich in klassisch gründeten Posen. Er wiegte sich in den Hüften, seiner zauberischen Wirkung sicher. Er bewegte sich, schwebte. Wohlgefällig blühten seine

Digitized by Google

Lippen. Heut erteilte Richard III. Unterricht. Oder nein: Saraſtro ſelbſt iſt herniedergeſtiegen unter die Menſchen.

Eliſabeth iſt benebelt von ſoviel Pomp und männlicher Grazie. So feſſelnd hatte ſie ſich die Stunden nicht erträumt.

Saraſtro ſchwingt die Arme. Obſchon das kleine Blonde noch manche Atemübung vor ſich habe, ſpricht er, dürfe ſie ausnahmsweiſe ein paar Töne ſingen.

Huldvoll lächelt ſein üppiger Mund. Eliſabeth vergeht in Wonne.

Saraſtro reicht ihr einen Handſpiegel, Preis fünfundneunzig Pfennig.

Eliſabeth greift automatiſch zu.

Saraſtro reicht ihr des weiteren ein Falzbein.

Eliſabeth wird von myſtiſchen Golfſtrömen durchbrauſt.

Saraſtro reicht ihr zum Beſchluß einen Pfropfen.

Drei Dinge, inhaltsſchwer. Eliſabeth empfängt die Weihen. Verklärt himmelt ſie zu Saraſtro auf.

Damit die Zunge ihre Widerſpenſtigkeit verliere, ſpricht der große Mann, müſſe daran geſchritten werden, ſie zu zähmen.

Wie das?

Keine Zunge ſei glatt von Natur. Nur durch Übung und Ausdauer ſei Schmiegſamkeit zu bewirken.

Wohlan!

Alſo, da war nun Saraſtro, Eliſabeth, ein Spiegel, ein Pfropfen und ein Falzbein.

Zuvörderſt den Spiegel in die Hand und den Mund auf den Kieler genommen! Saraſtro öffnete den Mund

Digitized by Google

und schwingt einen Baßton heraus. Der Ton entwogt, der Mund bleibt geöffnet, ein hallendes Oval.

Saraſtro rückt der Schülerin hart auf den Leib.

Eliſabeth blickt hinein in den Hohlraum. O Wunder: flach und müde wie ein Alligator liegt die Zunge, bewegungslos hingeſtreckt, den Unterkiefer ausfüllend.

Eliſabeth blickt bis in Saraſtros Magen.

Die Reihe iſt an ihr. Der Spiegel tritt in Aktion. Pariert die Zunge? Sie pariert nicht. Das Falzbein wird ſie Mores lehren.

„Strecken Sie die Zunge aus — ſo, daß ſie an die unteren Vorderzähne ſtößt!"

Eliſabeth tut es. Saraſtro klemmt das Falzbein in ihren Mund. Dann legt er den Pfropfen auf das Falzbein, damit es nicht von der Zunge aufgeſcheucht werde. Der Pfropfen ſteckt zwiſchen Falzbein und den oberen Schneidezähnen. Ekliges Gefühl. Das Falzbein kitzelt den Gaumen. Im Schlunde würgt etwas. Brechreiz und Erſtickungsanfall, hoppla! Tränen poltern über Eliſabeths Wangen.

Sie ſoll ſingen. Saraſtro kommandiert.

Eliſabeth ſingt. Singt Eliſabeth? Och, ſingen kann man es wohl nicht nennen; das wäre übertrieben. Trotzdem ſingt Eliſabeth. Ein abſcheulicher Gurckſer entringt ſich dem gemarterten Rachen. Hölle, wo iſt dein Stachel? denkt Eliſabeth. Gnade, Barmherzigkeit! Sie reißt das Falzbein heraus. Der Pfropfen kullert unter einen Notenſchrank. Saraſtro liegt platt auf allen Vieren und kraucht über den Teppich. Der Pfropfen iſt entronnen. Erſchöpfungspauſe. Saraſtro begibt ſich ins Nebenzimmer. Eliſabeth pudert ſich

Digitized by Google

hastig. Sarastro kehrt zurück, einen zweiten Korken zwischen Daumen und Zeigefinger, rammt ihr das feuchte Falzbein in den Mund — — der Korken schmeckt säuerlich. Ahx. Die Begeisterung ebbt ab — angeruchs des Stöpfels. Entspannung. Sarastro runzelt die Stirn. Es rieselt im Gemäuer. Das Experiment ist mißraten.

„Ja ja, kleines Blondes, die Kunst heischt Opfer!"

Er gestattet den ersten Ton.

Explosivstoff in der Luft. Ha, der erste Ton! Wie wird er sich gestalten? Das Erlebnis im Wartezimmer spukt nach in Elisabeth. Jetzt keine Blamage! Biegen oder brechen! Sarastro soll zufrieden sein.

Elisabeth legt los; sie schlürft laut Vorschrift Atem, plustert das Zwerchfell auf — und nun: Gut Holz!

Und Elisabeth gebar einen Knödel; gebar einen handfesten, saftigen Knödel, der gleichsam plastisch eine Brausche schlug in Sarastros nach wie vor gerunzelte Stirn.

Das heilige Feuer erlosch. Elisabeth scheuerte die ungelenke Kehle. Ihr Ton hatte physische Schmerzen angezettelt.

„Gemach, kleines Blondes!" salbt Sarastro und verbeißt sich ein Lächeln. „Das war ein Brustton! Wir beginnen mit Kopftönen."

Des war Elisabeth zufrieden. Sarastro läßt eine Schnur falsettierter Töne aufflattern. Elisabeth gibt Obacht. Sie denkt an den Schwan in „Lohengrin". So würde der Schwan singen. Überirdisch, fürwahr.

Elisabeth haucht zimperliche Tönchen.

„Ganz leidlich," meint Sarastro und streicht zur Belohnung Elisabeths Haar.

Digitized by Google

Elisabeth ist im schönsten Zuge. Melodisch entperlt es ihrer Kehle. Nicht mehr Sarastro ist's, der assistiert: Tamino girrt um Pamina. Er nimmt sie um die Hüfte und beugt ihr Köpfchen zurück. Begeistert klebt ihr Auge am Plafond. Tamino hält sie markig umschlungen. Siedend rinnt das Blut durch Elisabeths Adern; durch die Adern Paminas, Tochter der Himmelskönigin.

„Lassen Sie den Ton hinaufsteigen in das Ätherblau!"

Wetteifer eines Lerchenpärchens in zarten Mozarttönen! „Tamino, mein, o welche Lust!" Sie schmiegt sich an, hält ihn umschlungen.

Tamino küßt Pamina.

Und Pamina wehrt ihm nicht.

Aber es war die pure Begeisterung. Nur Begeisterung.

„Singen heißt Schön-Sein," dozierte Tamino und setzte dem kleinen Blonden auseinander, daß nichts unästhetischer wirke denn ein qualvoll verzerrtes Antlitz.

Vor dem Spiegel mußte Elisabeth Tonleitern üben, aufwärts und abwärts. „Die simpelste Skala mag dir zu Bewußtsein bringen, was Töne sind. Töne sind Töööööne! Und Töne sind Musiiiik, Musiiiiik, Musiiiiiiiiiiik!"

Elisabeth, deren Sinne ohnehin auf Schönheit erpicht waren, legte die Anfangsstadien ohne den gelindesten Abscheu zurück, trällerte tagelang Tonleitern, atmete, trällerte, arbeitete. Melodisch Verwebtes existierte nicht. Lieder waren verpönt. Es gab nur eines: Tonleitern.

Digitized by Google

Die Tonleitern waren der guten Frau Terzel ein Dorn im Auge, und der übrigen Pension gleichermaßen.

Demunerachtet hielt Frau Halbe Wort und ließ das übereifrige Mädchen gewähren.

Die Menschen in Pension Halbe, die mit mustergültiger Konsequenz aneinander vorbeilebten und als oberstes Gesetz den Grundsatz, einander möglichst wenig in die privaten Töpfe zu gucken, heiligten, fanden sich nur des Mittags und des Abends zusammen.

Elisabeth hatte einen Ecktisch inne, gemeinsam mit einem Jüngling und mit einer Jungfrau. Der Jüngling, wortkarg und in sich gekehrt, besaß, wie sich späterhin herausstellte, zweierlei Idole: Quarktorte mit Schlagsahne — und Mozart. Die Jungfrau, ein ungewöhnlich ernstes Mädchen, besuchte das Konservatorium und stand im nämlichen Alter wie Elisabeth. Mit der Zeit fügte es sich, daß die beiden sich näher kamen, ohne Freundinnen zu werden. Die Konservatoristin hieß Olga Einlauf und litt schwer unter diesem Namen, wenngleich sie ihn auf der letzten Silbe betonte.

Des Nachmittags spazierten sie zuweilen in die Stadt, schwenkten ins Kaffee Kreuzkamm, in welchem der musikalische Jüngling seinen Bedarf an Quarktorte zu decken pflegte, und stiegen durch die See- und Pragerstraße bis zum Hauptbahnhof und wieder zurück nach dem Altmarkt. Da waren Damen in allen Lebensaltern, mit oder ohne Schlangenlöckchen; Studenten von der Tierärztlichen Hochschule, die hochgemut ihr Lila mit Weiß zur Schau trugen; Kadetten mit Mistbeetfenstern im Auge; Ulanen-Einjährige, die an Feuerwerksoffizieren ignorierend vorbeiklirrten;

Digitized by Google

Akademie-Jünglinge mit wallenden Haaren, Krawatten, Hüten und Talenten; Konservatoristen, kenntlich an ihren Geigensärgen oder Noten.

Elisabeth sah sich das an und hatte nichts davon. Er war noch weniger als belanglos, dieser Bummel. Dennoch unternahm sie ihn allwöchentlich, um unter Menschen zu schwimmen. Überdies war sie in Olgas Gegenwart vor dem leidigen Angeredetwerden sicher; denn Olga hatte eine Art, die Brauen hoch zu ziehen und Unnahbarkeit zu markieren, daß der Dreisteste einen Haken schlug. Im verkleinerten Maßstabe legte sich Elisabeth Olgas System zu und blieb unbelästigt.

Vom Altmarkt aus lenkten die zwei ihre Schritte gern nach der Elbe; und zwar pilgerten sie durch die Schloßstraße, um vor den Auslagen der Meißener Porzellanwaren-Manufaktur zu verweilen: Schäfer und Schäferin saßen vor einem wundersam modellierten Bäumchen, hinter welchem der Nebenbuhler lauerte mit gezücktem Dolch, und das Ganze war ein Kronleuchter gewordenes Märchen. Kinder spielten Ringelreihn, eine junge Dame im Reifrock saß am Spinett, Reiterinnen mit roten Kappen jagten auf ihren Falben dahin, Rosen und Ranken werfend...

Auch das Tafelgeschirr „Fels und Vogel" und insbesondere das Weinblattmuster waren ganz danach angetan, Elisabeth zu berücken.

Dann im Dämmer durch das Georgentor nach der Augustusbrücke, um — über das Geländer gelehnt — die Altstädter Seite zu genießen.

Abend senkte sich über Sachsens Hauptstadt.

Die Luft ist klar. Der Himmel, dunkel wie Wasser, schwingt in melancholischer Schweigsamkeit.

Digitized by Google

Olga mahnte zum Aufbruch und redete, wie zumeist, über ihr Ein und Alles, über das „Kon". Für andere Gespräche war sie schwer zu haben, und da Elisabeth nicht der Mensch war, welcher Teilnahme und Aufmerksamkeit heuchelte, so es ihm daran gebrach, blieb die Freundschaft mit Olga unentwickelt.

Elisabeth ging lieber ihres Weges allein. Die bei dräuender Gefahr geschürzten Augenbrauen und das vor dem Spiegel wohltrainierte Hoffahrtsgesicht boten sicheren Schutz gegen Wegelagerer.

Elisabeth ging lieber ihres Weges allein.

Im Großen Garten gab es zwei ovalgeformte Rasenflächen, zwischen denen ein Pfad gebahnt war. Die eine war ehemals Zuschauerraum, die zweite eines Naturtheaters Bühne gewesen. Ramponierte Statuen deuteten, von Strauchwerk eingehüllt, die Szene an.

Manche Stunde verbrachte Elisabeth auf den verwaschenen Rasenstufen.

Einmal hatte sie ein gevierteltes Visitenkärtchen entdeckt, das auf einem weit herübergebogenen Zweige kunstvoll befestigt war. Sie pflückte es und las die Worte „Ich liebe Sie!"

Nie erfuhr Elisabeth, daß es der kleine Kapellmeister gewesen war, der ihr auf zartfühlende Manier zu nahen sich unterfangen hatte und der ihr ach wie oft auf Zehenspitzen nachgeschlichen war.

In der Pension hätte er dergleichen nie riskiert, und er war recht verlegen, als durch Zufall ans Licht kam, daß er Korrepetitor an der Oper sei. Hernach freilich war er um so beglückter, als ihm Elisabeth den Vorschlag unterbreitete, Partien mit ihr zu üben. Feuereifrig war er bei der Sache und hämmerte der

Digitized by Google

gelehrigen Schülerin in pädagogisch unanfechtbarer Entwicklung die wichtigsten Rollen ein. Das „Ich liebe Sie“ blieb ungesprochen und wurde durch Quarktorte und Mozart verdrängt.

Übrigens erschütterte der Jüngling, ohne es zu beabsichtigen, den Nimbus Saraſtros, indem er ab und zu seine Stummheit abstreifte und in bescheidener Dosierung Kulissengeschichten erzählte.

Das war Wasser auf Olgas Mühle und eine kalte Dusche für Elisabeth, wenn der Kapellmeister auf die Frage, warum der Meister gestern in der Stunde gar so übellaunig gewesen sei, zu berichten wußte, daß vorgestern abend nach der Vorstellung der Gatte einer jungen Dame Saraſtros Rücken mit der Reitpeitsche bearbeitet habe.

Insgeheim revidierte Elisabeth ihre hohe Meinung über Manfred L'Armant.

Der Kapellmeister war es auch, der Elisabeth dramatischen Unterricht anempfahl und als bewährte Autorität den Oberregisseur Spindel namhaft machte.

Spindel war ein unscheinbares Männchen, eine Kanzlistengestalt, der Typ eines Sparkassensekretärs.

„Gehen Sie!“ waren die ersten Worte, die er sprach, nachdem er Elisabeths Anliegen angehört hatte.

Elisabeth traf Anstalten, das Zimmer zu verlassen.

„Aber so bleiben Sie doch da! Ich meine nicht hinausgehen, sondern gehen, — hier im Zimmer gehen, — damit ich beurteilen kann, wie Sie gehen. Gehen Sie!“

Das Zimmer war ein kleiner Saal.

Elisabeth ging. Spindel hakte sein Pincenez auf die Nase und sagte: „Das ist nichts!“

Digitized by Google

Elisabeths Gang war unsicher und staksig.

„Raffen Sie doch den Rock! Ich sehe ja gar nichts."

Elisabeth raffte den Rock.

„Höher! Höher! Ich kann ja kaum die Knöchel sehen!"

Elisabeth raffte den Rock kühn bis ans Knie.

„Gehen Sie!"

Elisabeth stelzte auf und nieder wie ein abmontierter Truthahn.

„Nein, das ist nichts. Das ist nicht gegangen. Ihr Gang sitzt in den Knöcheln und in den Kniegelenken fest. Passen Sie auf, jetzt gehe ich!" Der Sparkassensekretär wippte grandios durchs Zimmer.

Elisabeth lachte laut.

Der Sparkassensekretär blieb todernst und glubschte über seine Kneifergläser hinweg.

„Haben Sie schon einmal geliebt?"

Elisabeth preßte die Lippen aufeinander. Wußte dieser sonderbare Geist etwa von Pogge? Eher würde sie sich die Zunge zerbeißen, als die geringste Kleinigkeit verraten.

„Ob Sie jemals geliebt haben, will ich wissen. Ob Sie Gefühle zum Ausdruck bringen können! Das Rotwerden gewöhnen Sie sich schon noch ab! Man muß wissen, was Liebe heißt. Was ist der Mensch ohne Liebe? Ein Nichts, ein tauber Sack, eine tönende Schelle!"

Diese trocken herausposaunten Worte rührten Elisabeth auf.

„Stellen Sie sich vor, Agathe stürzt auf ihren Max! Ich bin Max. Sie sind Agathe. Stürzen Sie!"

Elisabeth zierte sich.

Digitized by Google

„Stürzen Sie! Schreien Sie! Fletschen Sie die Zähne! Max! Max! So stürzen Sie doch!"

Elisabeth unternahm zwei Schritte, spreitete die Arme aus und wiederholte: „Max, o Max..."

„Das ist doch keine Liebe! Das ist doch kein Gefühl! Das ist doch kein Temperament! Sie sind Max — — ich bin Agathe. Ich stürze. Geben Sie fein Obacht. Max! O Max!"

Elisabeth sah sich unerwartet von dem Kanzlisten umklammert. Er wickelte die Arme um ihren Hals und krächzte: „Max, o Max!"

Und schon hatte er sein Pincenez wieder droben und sagte griesgrämig: „So wird das gemacht. Das war die Liebe. Das war die Leidenschaft. Das wird geübt bis zum nächsten Mal. Erst müssen Sie die Liebe können, das übrige kommt dann von selbst. Sie müssen aus sich herausgehen. Finessen brauchen wir jetzt nicht. Erst mal das Gerüst, den Rohbau. Sterben Sie!"

Der armen Elisabeth war längst die Butter vom Brote gefallen.

„Sie sollen sterben! Hussa! Agathe ist getroffen worden statt der Taube; sie bildet sich ein, sie ist tot. Los! Sie sind tot. Auf! Sterben Sie!"

Elisabeth wagte das Sterben nicht.

„Keine Kurage? Ha! Das lernen Sie alles noch. In vierzehn Tagen sterben Sie im Schlaf. Sterben müssen Sie können, wo Sie gehen und stehen. Das muß Ihnen zur Gewohnheit werden. Die Liebe und das Sterben, das muß Ihnen in Fleisch und Blut — —"

Hier stockte ihm der Atem. Er faßte mit beiden Händen nach seiner Brust, rupfte das Jackett aus-

Digitized by Google

einander, plumpste zu Boden und wand sich in epileptischen Krämpfen.

Elisabeth zögerte einen Augenblick, dann fragte sie leise:

„Soll ich Ihnen ein Glas Wasser holen?"

Da stand der komische Herr bereits wieder auf seinen Füßen, krümmte keine Miene und versetzte:

„Das war das Sterben. Das war das Sterben."

Und ehe sich's Elisabeth versah, tobte er, ein zertretener Wurm, auf dem Teppich, — war wuppdich neubelebt, hakte den Zwicker auf die Nase und befahl Elisabeth, ehebaldigst zu sterben.

Dem Mädchen war arg unbehaglich.

„Bleiben Sie ruhig stehen und rühren Sie sich nicht!"

Er knuffte sie in die Weichen, und bummsti fiel Elisabeth um.

Als sie sich transpirierend erhob, war es besiegelt, daß sie nie und nimmer wieder zu diesem unheimlichen Menschen gehen werde.

Er hatte ihr die Freude an der ganzen Theaterspielerei verdorben.

Dafür sang sie um so ausgiebiger.

Nach all der Büffelei würde ihr eine kurze Erholungspause treffliche Dienste leisten, sagte sich Elisabeth, und Saraftro bestärkte sie in dem Entschluß, drei bis vier Wochen an der See zu verbringen. Er selbst könne leider nicht abkommen, da er während der stillen Saison von auswärtigen wie einheimischen Kollegen oder ehemaligen Schülerinnen in Anspruch genommen und mit Arbeit überbürdet wäre. Falls sie in Gesellschaft zu reisen wünsche, würde er sie mit

Digitized by Google

Erna Faber bekannt machen, die gleichfalls bei ihm studiere und, soweit er informiert sei, den Juli auf Westerland zu verbringen beabsichtige.

Elisabeth war mit Freuden einverstanden und ließ sich der Erna Faber vorstellen.

Erna war zwei Köpfe größer als Elisabeth, schielte ein bißchen, suchte die Schmalheit ihrer Brust durch Breithüftigkeit wettzumachen. Und hatte Schuhnummer 43.

Nachdem sie von Sarastro die Zusicherung empfangen hatte, Elisabeth sei absolut ungefährlich, und dieweil der Augenschein lehrte, daß die kleine Blonde als Rivalin ernsthaft nicht in Betracht kam, willigte Erna ein und verabredete sich mit Elisabeth nach Norddorf auf Amrum, das Sarastro angelegentlich empfohlen hatte, wobei er von der Erwägung ausgegangen war, daß ihm dort weder die Große, deren Leidenschaft für ihn im Erkalten war, noch die Kleine, die er allmählich mürbe zu machen hoffte, abspenstig gemacht werden könnten.

Im Gegensatz zu Elisabeth, die ihr Gepäck längst als Passagiergut aufgegeben hatte und dank der Mitwirkung Frau Terzels nichts bei sich trug als ein verschließbares Körbchen benebst einer Handtasche, erschien die mit Paketen und Kofferchen beladene Erna in der letzten Minute und verfrachtete ihre zahllosen Habseligkeiten unter gütigem Beistand der Kleinen über dem von Elisabeth reservierten Eckplatz am Fenster. Ein widerspenstiges Gepäckstück war kaum unter Dach und Fach gebracht, als der Zug sich in Bewegung setzte, und der Zug hatte sich kaum in Bewegung gesetzt, als Erna auch schon mit ihrem Nachbar

Digitized by Google

anbändelte. Das ganze Abteil erfuhr, daß man es mit zwei Sängerinnen zu tun hatte und daß Erna Wagnerianerin sei. Der Nachbar, ein geschniegelter Jüngling mit verdächtigen Koteletten, verriet ausgedehnte Kenntnis des Dresdener Opernwesens, und so war denn alsbald ein animiertes Gespräch im Gange über die Tervani und die Osten, über Scheidemantel, Plaschke, Soot, Burian und über Manfred L'Armant. Das freundliche Einvernehmen wurde hinter Elsterwerda gestört. Erna hatte sich zum Fenster hinausgelehnt — weniger, um die „Dame" zu erwerben, als um ihre Gestalt zu vortrefflicher Geltung zu bringen, und der Zweck der Übung schien auch in vollem Umfang erreicht; denn nachdem sie wieder Platz genommen hatte, bog sich der Jüngling zu Erna hinüber und warf die Frage auf, ob sie das Kostüm bei Hirsch in der Prager Straße gekauft habe.

„Selbstmurmelnd," gab Erna zur Antwort. „Fesch, gelt?"

Der Jüngling fragte weiter, ob es gestattet sei, sich nach dem Preis zu erkundigen.

Erna multiplizierte die Kaufsumme mit 2.

Der Jüngling beherrschte nur mühsam seine Erregung und wiederholte, wie um sicher zu gehen, die mit 2 multiplizierte Summe.

Natürlich, sagte Erna spitzig, so viel pflege sie für ein Kostüm gewöhnlich anzulegen.

Der Jüngling patschte sich auf den Oberschenkel und rief: „Donnerwetter, das find' ich stark!"

„Was finden Sie stark?"

„Daß Hirsch so hoch aufschlägt! Wir liefern ihm nämlich die Kostüme."

Digitized by Google

Dies ernüchterte Erna außerordentlich. Nicht, daß sie gelogen hatte, sondern daß der junge Mann Reisender einer Konfektionsfirma war.

Schweigend nahm sie eine Tüte, aus der es purpurne Tropfen tropfte, und bot den Rest ihrer Himbeeren Elisabeth an. Dann zog sie die rotgescheckten Handschuhe aus und durchkramte ihr Habchen und Babchen nach den Frühstücksbroten, die schließlich in einem Hutkarton entdeckt wurden.

Elisabeth hielt ihr verschließbares Körbchen auf dem Schoß und schälte gekochte Eier.

Eine Dame, die Ernas Bemühungen verfolgt hatte, sprach anerkennend zu Elisabeth:

„Das sieht man gleich, daß es Ihnen die Mutter eingepackt hat."

In Berlin wurde der Zug gewechselt. Erna, die genau Bescheid wußte, belegte ein Nichtraucherkupee mit Beschlag und ließ sich mit der Kleinen häuslich nieder. Elisabeth erkundigte sich für alle Fälle bei einem Schaffner nach dem Hamburger Zug und brachte es knapp zuwege, daß die Übersiedelung auf einen anderen Bahnsteig glatt vonstatten ging. Es war höchste Eisenbahn gewesen.

Von Hamburg fuhr man bis Dagebüll.

In Dagebüll ließ sich Elisabeth das Gepäck aushändigen und von einem Träger nach dem Dampfer spedieren. Erna, die ihren Gepäckschein suchte, bat Elisabeth, einstweilen vorauszugehen und einen Platz zu sichern.

Elisabeth durchschritt die Sperre, stieg nichtsahnend und unvorbereitet einen kümmerlichen Hügel hinauf: und stand vor dem Meer.

Digitized by Google

Die Nordsee, ah, die Nordsee!

Starke Erschütterungen, wie sie dergleichen nie noch verspürt, durchzitterten die kleine Elisabeth. Sie breitete die Arme aus und atmete tief und andächtig.

Weit hinein in die treibenden, wühlenden, gischtenden Wogen war der Landungssteg gebaut. Trotz einem leichten Schwindelgefühl stapfte Elisabeth bis an das Ende des Steges und wünschte sich tausend Augen, um an dem Meerwunder sich satt zu trinken.

Das bin ich, dachte sie glücküberströmt, das bin ich, ins Unnennbare vergrößert. Das ist mein Ich, ins Übermenschliche, Göttliche gesteigert. Das ist mein Ich im Spiegel des Elementes. Das Element und ich sind eins. Ich bin das Element, ein winziges Stäubchen des Elements. Das ist das Innere des Menschen, das ist die Seele der aufwärts Lebenden. Das ist mein Traum vom Ich, das All, die Mutter — —

Wie das jagte und brauste, unbändig, toll ineinanderverbissen zu einem Teppich von unerhörter Harmonie! O Aufgewühltsein, o Empörung! Abermilliarden kreisender Gedanken! Meer!

Elisabeth stapfte den Weg zurück. „Das sieht man gleich, daß es Ihnen die Mutter eingepackt hat," hatte die Dame in der Eisenbahn gesagt. Die Mutter? Was war das? Eine Frau, die alles zurechtmachte und besorgt war und sich kümmerte? War das eine Frau, die ihre Hand schützend hielt über das Kind, Steine aus dem Weg räumend und die junge Seele mit Liebe polsternd? Pogge hatte oft von seiner Mutter erzählt und war warm geworden, wenn er von ihr sprach. Pogge — —

Digitized by Google

Jemand rief ihren Namen. „Hallo! Elisabeth! Schrecklich!“

Erna, die den Gepäckschein verloren hatte, war in Tränen der Verzweiflung gebadet; denn der Beamte hatte die Herausgabe des Reisekoffers verweigert.

Elisabeth nahm sich der Aufgelösten an und verhalf ihr in den Besitz des Riesenkorbes, indem sie dem Beamten das Monstrum bis zu den nebensächlichsten Erkennungsmerkmalen durch die Eigentümerin schildern und den passenden Schlüssel ausliefern hieß. Der Beamte war zuvorkommend und intelligent. Die Damen erhielten den Korb und ließen ihn zum Dampfer transportieren.

Die Fahrt ging an Halbinseln und Inseln entlang bis nach Föhr.

Elisabeth rieb sich die Augen, als sei sie in einer Täuschung befangen. Wo hatte sie das alles schon gesehen? Sie war nicht zum ersten Male hier, nein, nicht zum ersten Mal. Die Gegend war ihr vertraut. Die kleinen Villen, die Kurpromenade, der goldgelbe Sand, tiefschwarzer Kiefernwald — ein durch Geheimnisse verdunkeltes Bild.

Als der Dampfer anlegte, konnte sich Elisabeth eines heimatlichen Gefühles kaum erwehren.

Unter Schweigen verlief die restliche Fahrt. Wasser und Himmel, Himmel und Wasser; je und je ein Inselchen in der Ferne, bewohnt oder unbewohnt. In Wittdün ging der Dampfer vor Anker.

Sand, nichts als Sand.

Eine Lokomotive stand da, als müßte das so sein, und sah aus wie die Frau Terzel, wenn die eine

Digitized by Google

Maschine gewesen wäre. Als habe man ihr hinten und vorn und oben und unten ein Stück abgehackt.

An die Lokomotive waren zwei Wägelchen angekuppelt. In das eine wurden die Frachtstücke verladen, in das andere stiegen Erna und Elisabeth, und augenblicklich häppelte die Lokomotive im Schweinstrabe los.

Sand, ein Streifchen Dünengras, kahler und gelber Sand.

Die Lokomotive hält an einer Station, die einen hochtönenden Namen innehat, weil sie mitten im Walde liegt. Aber der Wald ist nicht höher als der Schornstein der Lokomotive. Es ist kein Wald. Er bildet sich das nur ein. Sand, Sand, Sand. Die Sonne sinkt. Dunkelheit. Verkrüppelte Kiefern bücken sich gegen den rostbraunen Horizont.

Norddorf kommt in Sicht: eine verschwommene Masse graugrauer Steinhäuser. Ein Gebäude, langgestreckt und nüchtern, scheint das Gefängnis zu sein. Endstation.

Der jugendliche Missionar ist kein Missionar, sondern Hausknecht des christlichen Hospizes. Er nimmt die Damen unter seine Fittiche, bemächtigt sich ihrer Koffer und Taschen und karrt los. Erna und Elisabeth tippeln nebenher. Es stellt sich heraus, daß Sarastro die Ankunft der Herrschaften fürsorglich gemeldet hat.

Zwei Zimmer, die einzigen, die frei sind, sind für die Damen belegt worden: 13 und 14.

Erna verwahrt sich mit Entschiedenheit, Zimmer 13 zu beziehen. Elisabeth, die das Mystische schätzt und den eigenen, stark ausgeprägten Aberglauben dem vulgären Aberglauben anderer absichtlich zuwider laufen läßt, quartiert sich in 13 ein.

Digitized by Google

Dann steigt sie an den Strand, das Meer zu schauen. „Mutter!“ spricht sie zum Meer und umfängt es in kindlicher Demut. Bis das Glöckchen des Hospizes zum Abendessen läutet.

Ein klösterlich kahler Raum. Sprüche an den Wänden. Die Tafel schmucklos, karg das Mahl. Freudlose Menschen, grau wie das Haus.

Am Morgen in Ernas Begleitung auf den Dünen. Erna ist schlechter Laune. Sie vermißt die Kurkapelle, Flirt und Réunion, flanierende Badegäste. Elisabeth im Zwiegespräch mit dem Himmel, Düne und Meer, ist wunschlos in silberner Geborgenheit.

Am Nachmittag liegen sie abermals im Sand. Sie haben Klavierauszüge mitgenommen. Saraſtro hatte ihnen nicht vergeblich eingeschärft, daß sie auch ohne Pianoforte arbeiten und ihre Partien rhythmisch beackern möchten. Erna hat den „Lohengrin“ beim Wickel und summt die Elsa vor sich hin. Elisabeth, einige Meter von Erna entfernt, ist in das Annchen vertieft.

Siehe, da steht ein kleiner Herr vor den fleißigen Damen, offenbart eine Glatze ohne Maßen und sagt: „Wenn Sie sich Strafe zuziehen wollen, dürfen Sie liegen bleiben. Andernfalls mache ich Sie darauf aufmerksam, daß das Betreten der Schonung mit Geldstrafe geahndet wird. Mein Name ist Schlederer, Oberregisseur in Gera, zur Zeit auf Urlaub.“

Erna war mit einem Satz auf den Beinen, knipste ihr Temperament an, machte kokette Augen und trug weitgehende Engagementsgelüste im Sinn.

Schlederer ließ sich den Auszug reichen, verlor sich ins theatralische Schattenreich und intonierte: „Das

Digitized by Google

süße Lied verhallt; wir sind allein, zum ersten Mal allein, seit wir uns sah'n .... ob glücklich du, das sei mir jetzt vertraut!"

Um sich mit der Promptheit ihres Einsatzes zu brüsten, fiel Erna ein: „Wie wär' ich kalt, mich glücklich nur zu nennen, besitz' ich aller Himmel Seligkeit!"

Und durch die Stille der Dünen, vom eintönigen Rauschen des Meeres begleitet, erscholl Richard Wagner.

Die Freundschaft war besiegelt.

Am Vormittag darauf brachte Schlederer einen Bekannten mit, auf daß auch Elisabeth ihren Partner habe, wie er erläuternd hinzufügte.

Es war ein Ingenieur aus Frankfurt, ein junger, frischer Mensch, der drunten im Dorf logierte. Er gefiel Elisabeth, und Elisabeth gefiel ihm.

Zurückflutete Ernas Lebensmut, und sie äußerte Verlangen nach Promenade und Kurbetrieb dermaßen ungestüm, daß die beiden Herren noch am selben Abend nach Westerland dampften und in einer Pension Quartier machten.

„Du," sagte Erna nach dem Abendbrot, „der Schlanke, der ist meine. Den dicken Schlederer, den kannst du dir annektieren. Der paßt besser zu dir."

Man zog um, und merkwürdig: auch in der neuen Unterkunftsstätte waren nur die Zimmer 13 und 14 frei. Ohne Säumen entschied sich Elisabeth für die „Unglückszahl".

Spaten und Fahnen wurden angeschafft, Strandkörbe gemietet, und mit üppiger Lust schritt man daran, eine Burg zu errichten.

Digitized by Google

In Bälde war das Meisterwerk strandauf, strandab bekannt als „Asyl für Obdachlose". Erna war die repräsentative, Elisabeth die heimliche Burgherrin. Freiwillige Obdachlose gastierten. Wer keine Burg besaß, mietete sich bei Erna ein. Sogar die Herren aus der angrenzenden Nachbarburg, drei Münchener Schauspieler, die, weil so gar nichts Echtes an ihnen war, Elisabeths Mißfallen erregten, vereinigten ihr Reich mit dem Asyl für Obdachlose und sorgten ausgiebig für Abwechslung und Amüsement. Den späten Vormittag abgerechnet, wo das Familienbad aufgesucht wurde, aalte man sich im Sand und las und tratschte.

Stoff gab es in Hülle und Fülle. Der Bankier Buhlenhoff und seine Töchter, die beim Burgen-Wettbewerb den Ehrenpreis ergattern wollten, — — die Offiziere des Kriegsschiffes, die so taktlos waren, ihre Damen mitzubringen, anstatt sich dem allgemeinen Wohl zu opfern, — — Richard Strauß, der sein neuestes Werk soeben beendet hatte und dem Erna, wie sie verlauten ließ, gern vorsingen würde — —

Nahezu jedes Gespräch mündete in Fachsimpelei der zünftigen und künftigen Bühnengrößen.

„Habt ihr Bassermann schon gesehen?"

„Lachhaft, daß er sich so verkriecht."

„Mein Gott, er will auch mal seine Ruhe haben, nach den Strapazen."

Stundenlang. Erna war die Eifrigste. Elisabeth war still und hörte unachtsam zu. Trotzdem bewarben sich die Herren sämtlich um ihre Gunst und ließen Erna im Hintertreffen, die gefallsüchtige Erna, die ihr Schielen als „französischen Blick" deutete und ein vergebliches

Digitized by Google

Mal risiert hatte, Elisabeth in die Tricks des Männerfangens einzuweihen. Elisabeth hatte für dergleichen nichts übrig. Sie gab sich, wie sie war: ungezwungen und, ohne es zu wissen, possierlich. „Strandhase" war sie getauft worden. Zum Unterschied von Erna, die unermüdlich zwitscherte und unerbetene Proben ihrer Sangeskunst ablegte, wo es nur irgend angängig war, hatte noch niemand Elisabeth singen gehört. Als daher Schlederer und zwei von den Münchenern, denen sich ein Herr namens Horn angeschlossen hatte, mit den beiden Mädchen den Strand entlang geschlendert waren bis zum Damenbad, das seine Existenz insofern verfehlt hatte, als es ohne Unterbrechung öde und verwaist dalag, schlugen die Kavaliere vor, Elisabeth möchte einmal zeigen, was sie kann, hockten sich auf eine Bretterplanke und spannten.

„Der Strandhase ist wohl zu schüchtern?"

Elisabeth war nicht schüchtern, sondern unsicher, ob sie einer dramatischen Partie gewachsen sei; es stand für sie fest, daß sie nicht als liebliche Soubrette, wie ihre Gestalt es vermuten ließ, vielmehr als dramatische Lorbeeren ernten müsse. „Tiefland" hatte sie in aller Verborgenheit studiert. Nicht die Nuri, die Sarastro ihr zugeschanzt haben würde, nein, die Marta.

Sie sang.

„... Heil'ge Jungfrau, schmerzensreiche! Warum straft mich Gott so hart? War ich sündig? War ich schlecht? Sein bin ich, sein, sein Eigentum! Wofür büß' ich, wofür leid' ich?..."

Die Münchener spendeten kräftigen Beifall und kleideten ihre ehrliche Verblüffung in schnoddrige

Digitized by Google

Worte der Anerkennung. Schlederer sagte strahlend: „Brav, sehr brav, wirklich sehr brav!“

Erna, eifersüchtig, konnte nicht an sich halten und schmetterte ihrerseits los: Richard Wagner.

Elisabeth glitt ein Stück beiseite, der fremde Herr desselbigengleichen. Er heiße Horn, versetzte er, und sei Chemiker von Beruf. Elisabeths Gesang habe ihn sehr ergriffen. Ob er sich ihr nicht anschließen dürfe?

Sie streiften durch die Dünen. Ernas Geschmetter verhallte.

Der fremde Herr machte Halt und blickte Elisabeth voll in die Augen.

Elisabeth dachte an Pogge. Er war ihm sonderbar ähnlich.

Ob sie seine Frau werden wolle?

Das war ein Blitz aus heiterem Himmel. Elisabeths Herz flatterte.

Ja: ob sie seine Frau werden wolle? Er möchte sie nicht als Verhältnis und nicht als Spielzeug. Es sei ihm durchaus ernst.

Elisabeth knäuelte die Finger ineinander.

Er nahm die unruhigen Hände Elisabeths in die seinen, schlicht und ein wenig beklommen. Sie brauche sich nicht sofort zu entscheiden. Er werde drei Tage warten. Dann müsse er reisen. In diesen drei Tagen möge sie mit sich zu Rate gehen.

Er zog seine Krawattennadel. Es war eine erbsengroße Perle von schwarzer Farbe.

Diese Perle, fuhr er fort, werde er seiner Braut in den Verlobungsring betten lassen. Elisabeth brauche nur ein einziges Wort zu sagen, und die Perle sei ihr Eigentum.

Digitized by Google

Es fehlte wenig, und Elisabeth hätte Ja gesagt, obschon sie keinerlei Liebesneigung zu dem schüchternen Menschen verspürte, der ihr Bruder sein konnte und eher schwesterliche Gefühle in ihr auslöste denn bräutliche. Fast tat es ihr leid, daß sie ihn nicht liebte. Aber aus Mitleid willigt man nicht in eine Ehe ein. Man sagt Nein oder Ja, blindlings und ohne Reflexion.

Und außerdem war da die Perle. Nach dieser Perle gelüstete es Elisabeth. Engagement, Karrière, Weltruhm — alles hätte sie dieser Perle geopfert.

Und darum hütete sie sich, Ja zu sagen.

Er hatte die Nadel zurückgesteckt in die Krawatte und sagte: In drei Tagen, um die nämliche Stunde wie heut, wolle er hier ihrer Antwort harren.

Unterhalb eines himmelanragenden Seezeichens war es.

Als die Frist abgelaufen war, machte sich Elisabeth, der Verabredung gemäß, nach dem Seezeichen auf, ohne eine Antwort überlegt zu haben. Da war nichts zu überlegen.

Der Chemiker sah Elisabeth zögernden Fußes nahen.

„Ich errate Ihre Antwort," sprach er dumpf. „Morgen früh reise ich." Nebeneinander schritten sie ins Dorf zurück, bis zu einem Waldweg.

Ob er nicht Erna haben wolle, fragte Elisabeth. Die sei viel hübscher und würde sicherlich eine gefeierte Künstlerin werden.

Nein, erwiderte der andere, er wolle Elisabeth und nicht Erna. Die lasse ihn kalt. Und fortan wolle er überhaupt keine mehr.

Ob er ihrer denn so sicher sei, daß er sie zum Weibe zu begehren wage?

Digitized by Google

Gewißlich, zur Genüge. Tagtäglich habe er sie beobachtet in ihrer Burg.

Elisabeth besorgte, von Mitleid übermannt zu werden, und verabschiedete sich hastig.

Am nächsten Tag war der Chemiker abgereist.

Erna, die Tag und Nacht weidlich techtelmechtelte, zapfte der Verschwiegenen Silbe für Silbe ab und faßte ihre Meinung dahin zusammen, daß Elisabeth schön dämlich gewesen sei; denn so einen Reichen finde sie kein zweites Mal. Und noch auf der Rückreise nach Dresden mußte Elisabeth die schnödesten Vorwürfe über sich ergehen lassen, weil sie Erna nicht mit dem Chemiker bekannt gemacht hätte. Sie würde ihn schon herumgekriegt haben, beteuerte Erna, die das Thema immer wieder aufgriff; bis Elisabeth ihr mitteilte, daß sie aus eigenen Stücken dem Chemiker zu Erna geraten habe, weil die hübscher und talentierter sei.

„Was hat er denn da gesagt?"

„Er hat gesagt, daß du ihn kalt läßt."

„Naja, er war eben kein Aristokrat. Wir hätten sowieso nicht zusammen gepaßt. Ich bin froh, daß nichts draus geworden ist."

In ihren Augen war der Chemiker ein Idiot, und Elisabeth war in ihren Augen eine dumme Pute.

Die Reise verlief zu Elisabeths Zufriedenheit.

Sarastro prallte zwei Theaterschritte zurück, als er des kleinen Blonden ansichtig wurde, so braungebrannt war das Mädel.

Da ihr der dunkle Teint keineswegs behagte, puderte sich Elisabeth tapfer und verlieh solchermaßen, wohl ohne es zu bezwecken, ihren Zügen einen melancholischen Ausdruck.

Digitized by Google

Doch dies war Nebensache, platterdings Nebensache. Kopfüber in die Arbeit!

Elisabeth hatte die fünfte oder sechste Stunde nach den Ferien hinter sich, da fand sie auf ihrem Tischchen in der Pension eine Postkarte aus Königsberg. „Morgen nachmittag vier Uhr erwartet Sie — ohne Fräulein Erna — auf der Brühlschen Terasse zu einer wichtigen Besprechung Ihr ganz ergebener Oberregisseur Schlederer."

Elisabeth, wie aus dem Häuschen, war schon um drei zur Stelle und brauchte nicht einmal auf Schlederer zu warten. Er winkte ihr lebhaft zu, grüßte sie mit bedeutungsvoller Gebärde und rückte, auf des Strandhasen Drängeln, mit seiner Botschaft heraus.

„Na also, unsere Soubrette heiratet plötzlich und zieht sich ins Privatleben zurück. Der Intendant hat mich schleunigst benachrichtet. Außer ihm und mir weiß niemand, daß bei uns ein Posten vakant ist. Was meinen Sie dazu?"

Elisabeths Herz rebellte.

„Wir brauchen grad so ein Figürl wie Sie. Etwas für den Nippes-Tisch. Haben Sie Lust? Sie müssen allerdings gelegentlich in klassischen Lustspielen mitwirken, aber das wird Ihnen, wie ich Sie kenne, eher Freude machen als Kummer. Nun tun Sie folgendes: Sie schicken Ihr Repertoire und ein paar Aufnahmen von sich an die Intendanz, und ich werde inzwischen beim Freiherrn für Sie tätig sein."

Herrlich war das. Elisabeth wußte sich vor Übermut kaum zu beherrschen, und weil Schlederer mit dem nächsten Zug weiterreisen mußte, eilte sie zu Sarastro, ihm abzugeben von ihrem Segen.

Digitized by Google

Das war eine arge Dummheit. So wütend hatte Elisabeth ihren Meister noch nie gesehen. Er schnob unartikulierte Laute, ballte die Fäuste und wetterte.

Was sie sich anmaße? Ob sie den Größenwahn habe? Nimmermehr werde er eine solche Unverschämtheit dulden. Er verbiete ihr ein für alle Mal, sich seine Schülerin zu heißen. So etwas habe die Welt noch nit gesehen. Das gäbe es nit, daß man mit dem Namen Manfred L'Armant Unfug treibe. Wenn sie auf Schlederers Angebot reagiere, werde er postwendend einen geharnischten Brief an den Intendanten schicken und das Engagement hintertreiben. Repertoire! Haha, das sei großartig... Repertoire! Als ob sie ein Repertoire habe! Sie solle gefälligst erst einmal korrepetieren — —

Elisabeth unterbrach: Sie sei nicht müßig gewesen; sie habe korrepetiert.

„So? Was denn?"

„Den Hirtenknaben, das Annchen, die Nuri, den ersten Knaben aus der ‚Zauberflöte', die Marie — —"

„‚Waffenschmied' oder ‚Zar und Zimmermann'?"

„Alle beide."

„So. Sososo."

Saraſtro schabte sich das Kinn.

Gut, wenn sie sich durchaus darauf kapriziere, wolle er Partien mit ihr büffeln. Aber das Engagement nach Gera habe sie sich aus dem Kopf zu schlagen. So kinderleicht sei die Geschichte denn doch nit.

Elisabeth schlug sich Gera aus dem Kopf. Das Engagement nicht. Sie wollte hoch hinaus. Anstatt sich leiten zu lassen, führte sie den Lehrer; übte Tonleitern und übte Partien ohne irgendwelche Rast, unbarmherzig

Digitized by Google

gegen sich selbst, schäumend vor Übereifer. Sie verlor die Geduld und fieberte nach Engagement.

Saraſtro wurde eklig. Sie sei übergeschnappt, schnob er. Ob sie sich ernstlich einbilde, auftreten zu können? Wie sie sich das vorstelle? Sie sei noch nicht halb fertig. Die Hauptsache stünde noch bevor.

Dann werde sie zu einem andern Lehrer gehen, der sie rascher vorwärtsbringe, trumpfte Elisabeth auf.

Das werde sie sich überlegen.

Oho, da gäbe es nicht zu überlegen. Sie lasse sich nicht mehr am Gängelbande führen. Sie bestehe darauf, öffentlich aufzutreten. Saraſtro bezwecke ja weiter nichts, als sie auszunutzen.

Saraſtro hüllte sich in Schweigen. Zu einem Bruch mit dem kleinen Blonden wollte er es nicht kommen lassen. Sie hatte ihn lange genug zappeln lassen. Man konnte ja einen Pakt schließen, nit wahr?

Er versprach ihr alles aufzubieten, um sie dahin zu bringen, wohin sie begehre. Er werde sie nach Tunlichkeit protegieren. Freilich müsse die Zahl der Unterrichtsstunden verdoppelt werden.

Ob er sie auf Ehrenwort an der Oper anbringen werde?

Er werde nichts unversucht lassen.

Gut.

Und als Lohn für seine Mühe?

Darüber werde man sich einigen...

Jetzt ging es im Geschwindschritt vorwärts. Elisabeth war unersättlich und ochste, daß die Pension Halbe erbleichte. Die Terzel stopfte sich Wachs in die Ohren, und Madam Halbe erhöhte die Miete um zehn Prozent.

Digitized by Google

Saraſtro tat ſein Möglichſtes. Was ſcherte es ihn, ob Eliſabeths Stimme überanſtrengt wurde? Lange genug hatte er verſucht, dem Mädel den Kopf zurecht zu ſetzen. Eliſabeth war bockig und ſchlug ſeine Reden in den Wind. Er meinte es gut mit ihr; bat ſie Vernunft anzunehmen. Das raſende Tempo müſſe ſchädlich ſein. Verkorxte Stimmen ſeien nicht zu reparieren.

Eliſabeth ſchnitt ihm das Wort ab. Sie habe freies Verfügungsrecht über ihr Organ. Oder etwa nicht? Saraſtro gab klein bei. Schließlich lockte ein ſüßer Preis.

Eliſabeth drängte und drängte.

Ob es denn gar ſo eilig ſei?

Wenn er keinen Schneid habe, finge ſie auf eigene Fauſt dem Direktor vor.

Der werde ſie kaum vorlaſſen — ohne Empfehlung. Außerdem ſei das nit der richtige Weg.

Nein? Er habe doch immer erzählt, daß er ſie einfach auf eine Probe mitnehmen werde...

Das habe er nur ſo geſchwätzt, um ſie nit zu entmutigen.

Ja, was ſolle denn das heißen?

Ganz einfach. Man müſſe den üblichen Weg beſchreiten.

Und der wäre?

Zum Agenten fahren.

Zum Agenten?

Ja, nach Berlin.

Dann ſolle er ſchleunigſt nach Berlin telegraphieren. Morgen werde gereiſt.

Alſo denn in Dreiteufelsnamen! Aber — —

Digitized by Google

Was aber? Kein Aber! Morgen werde gereist, und damit holla!

Und sie reisten.

Elisabeth, die sich telegraphisch ein Zimmer im Bristol hatte reservieren lassen, schlummerte. Sie war todmüde. Nicht allein die Aufregung trug schuld an der durchwachten Nacht, sondern auch der Wecker war es gewesen, der ihren Schlaf verscheucht hatte.

Das war eine boshafte Erfindung, so ein Wecker.

Ein Wecker, hatte sich Elisabeth gesagt, muß etwas Tückisches sein, und ihre Ahnung hatte sie nicht betrogen. Gewöhnliche Uhren waren ihr nie geheuer gewesen. Und nun vollends ein Wecker. Nicht genug an dem, daß er Zeit machte, konnte er entsetzlich rasseln. Das war keine sterbliche Uhr. Das war ein Instrument des Satans. Elisabeth traute ihm von vornherein Böses zu und hatte sich mit Händen und Füßen gegen ihn gesträubt, aber Frau Terzel hatte ihr den Wecker aufgespittelt, weil sie einen Tag aufs Land mußte zu einer Schwester, deren Mann gestorben war.

Auf dem Nachttisch sprungbereit stand der Wecker und konnte jede Sekunde losschlagen. Er tickte feindselig. Das war kein guter Klang. Seine Eile war verdächtig. Er wollte es nicht erwarten, bis er verabredetermaßen loswettern durfte. Er war erpicht auf den Moment des Weckendürfens. Elisabeth hatte Bange vor ihm. Im Dunkeln kleidete sie sich aus. Der Wecker hämmerte die Zeit. Elisabeth zählte die Pulsschläge des erregten Monstrums. Wie das dröhnte! Schlafen? Unmöglich. Elisabeth zerwühlte das Kopfkissen und lauschte absichtlich dem Summen einer Fliege. Der Wecker geriet förmlich in Schweiß, um die Fliege aus-

Digitized by Google

zustechen. Elisabeth deckte ein Tuch über das tobsüchtige Gerät und schaltete Licht an. Der Wecker schnob ingrimmig unter dem Tuch. Er ließ sich nicht mundtot machen. Er nahm seine Pflicht, Zeit zu machen, verdammt ernst. Er ließ nicht mit sich spaßen. Das war kein normales Uhrwerk. Sagte es ticktack? Behüte. Es sagte tacketacke-tacketacke-tacketacke und keuchte ungestüm. Zwerchfellatmung? Elisabeth suchte den Ton des Feindes in die Notensprache zu übertragen. Es war das eingestrichene g-gis. Elisabeth traf Anstalten, dem Schlaf anheimzufallen. Der Wecker hinderte sie erfolgreich. Er lag auf der Lauer. Elisabeth schaltete das Licht aus. Das Tacketacke schwoll zu gruseliger Stärke. Elisabeth schlief keine Sekunde. Sie war davon überzeugt, daß der Wecker in demselben Augenblick, wo sie einschlief, irrsinnig zu scheppern begönne. Sie wagte nicht, die Lider zu schließen. Die Vorstellung, daß dieser Vampir von einem Wecker das Recht habe, sie aus dem Schlafe zu rütteln, hielt sie wach. Der Wecker-Fremdling erkühnte sich, ihrem Schlaf ein Ziel zu setzen? Da gibt es nur ein einziges Mittel: ihn zum Schweigen bringen — auf die Gefahr hin, daß Rachsucht ihm innewohnt, — auf die Gefahr hin, daß er zu rasseln anhebt, wenn es ihm just beliebt. Sollte sie es riskieren? Ihn erdrosseln? Sie würde in Schlaf sinken und den Zug verpassen und den Agenten. Gerechter Vater, morgen würden die Würfel fallen! Die Würfel waren gezückt! Das Ungetüm sägte. Es verfertigte Zeit. Es fraß sich mit genießerischer Hartnäckigkeit durch den Zeithaufen, um gegebenenfalls loszurasseln. Das Ungetier hatte es auf die wehrlose Elisabeth abgesehen. Der Haifisch, der verwahrloste!

Digitized by Google

Das war eine Nacht!

Elisabeth schlummerte.

„Kleines Blondes! Berlin! Wir müssen aussteigen."

Saraftro packte das geräderte Mädchen in ein Auto, und dann rief er dem Chauffeur zu: „Hotel Bristol!"

Elisabeth fragte nach ihrem Zimmer. Man wußte von nichts.

Ob kein Telegramm eingelaufen sei?

Nein.

Es müsse ein Telegramm eingelaufen sein!

Man suchte. Nichts.

Elisabeth brauste davon und ließ sich, aufs äußerste erbost, in ein anderes Hotel kutschieren.

Leider überfüllt.

Kein einziges Zimmer?

Eventuell im vierten Stock!

Der Fahrstuhl verschluckte Elisabeth und spie sie im Dachgeschoß wieder aus. Es war die sechste Etage.

Elisabeth, müde zum Umsinken, behielt das Zimmer. Wusch sich. Polierte die Nägel. Da fiel ihr Saraftro ein, der zum Agenten geeilt war, um seine Aufwartung zu machen.

Elisabeth stiefelte nach dem Bristol. Saraftro hatte sie ermahnt, sich bereitzuhalten, falls der Agent noch im Laufe des Vormittags die künftige Primadonna zu hören beabsichtige.

Elisabeth traute sich einem Klubsessel in der Halle des Bristols an und wartete auf Saraftro. Wartete und wartete.

Wartete, bis ihr der Magen knurrte. Der Agent schien es kaum eilig zu haben. Saraftro desgleichen. Endlich kam er.

Digitized by Google

Nun?

Alles in Ordnung! Morgen früh um zehn!

Nach dem Mittagsmahl unternahm man einen kleinen Bummel.

Unter den Linden. Einen Blick in die Friedrichstraße, die Elisabeth einen Begriff von „Wild-West" vorgaukelte und von der sie sich erschreckt abwandte, Zeughaus, Universität, Schloß.

Sarastro war kein Neuling in Berlin. Obgleich man es eigentlich nicht tun darf — vonwegen der Waden —, kletterte er mit ihr auf das Verdeck des Auto-Omnibusses, Richtung: Pariser Platz. Wäre er Pädagoge mit Kunstverständnis gewesen, hätte er Elisabeth auf die an einen Saal erinnernde Geschlossenheit dieses Platzes aufmerksam machen und ihr bei der Fahrt durchs Brandenburger Tor von Schinkel, Kleist, Fontane und Menzel berichten dürfen. Weiter ging es die Strecke nach dem Potsdamer Platz. Unter den Bäumen, deren Äste scheinbar bis zum Verdeck herunterreichten, bückte sich Elisabeth kichernd und rief am Landwehrkanal: „Nein, daß es so etwas Hübsches gibt in Berlin!" Dann über den abgedroschenen Lützow-Platz nach dem Westen der Metropole. Am K. d. W. kletterten sie vom Omnibus und stiegen langsam über den Tauentzienbummel bis zum Kurfürstendamm, betrachteten die Schmuck-, Buch- und Modeläden und setzten sich auf die Terrasse des nach Ede Pliehsch benannten Eden-Hotels. Dann schunkelten sie in der verräucherten Stadtbahn vom Bahnhof Zoo bis zum Lehrter Bahnhof und schritten an der Spree entlang bis zurück zur Friedrichstraße. In der blauen Stunde ist sie wundervoll, diese Fontane-Gegend. Das Halb-

Digitized by Google

dunkel verschleiert die Umrisse der Gebäude, die schlechte Architektur tritt ins Nichts zurück, groß hebt sich der immerhin Reichstag ab, rote Lichtlein der Kähne spiegeln sich im Wasser, und über die eisernen Gerippe der Stadtbahnbogen raupen kesse Züge. An der Augustusbrücke war es ähnlich, aber keuscher. In Dresden tuteten keine Autohupen, in Dresden fehlte der Radau. Doch schien der preußische Himmel violetter und domhafter, und die Silhouetten schnitten japanisch in die Lüfte.

Reinhardt? Metropoltheater? Pallenberg? Die Massary? Oder Palais de danse?

Saraftro machte kein Hehl daraus, daß er einem früheren Kollegen begegnet sei und sich mit diesem für heute Abend verabredet habe.

Elisabeth hatte nichts dagegen einzuwenden, daß er sie in Frieden lasse; sie würde sich zu Bett legen und den Schlaf der letzten, durchweckerten Nacht nachzuholen suchen.

Saraftro brachte sie ins Hotel, und Elisabeth wankte augenblicklings nach dem Fahrstuhl.

Das war eine segensreiche Erfindung, solch ein Fahrstuhl. Etwa das Gegenspiel zu dem verruchten Wecker. Ein Fahrstuhl ist der geborene Menschenfreund. Ja, ein gütiger, Wohltaten spendender, freudwilliger Zeitgenosse. Uneigennützig, fleißig, weich gepolstert. Anstatt das müde Mädchen zwölf halbe Treppen hochkrebsen zu lassen, rief er einladend „Bitte sehr!“ und nahm ihr die Mühsal ab. Nobel, so ein Fahrstuhl!

In Dankbarkeit entstieg sie ihm. Man hätte immerdar bei ihm zu Gaste sein mögen, diesem lauschigen, gutartigen Kameraden.

Digitized by Google

In ihrem Kabuff angelangt, legte sie den Hauskittel an, säuberte sich und nahm Parade-Aufstellung vor dem Spiegel. O ja, sie war schön. Sie gefiel sich mehr denn je. Sie war in sich verliebt. Nicht allein ihr Äußeres. „Meine Herrschaften — Achtung, Fettflecke!“ — und sie trat einen parodistischen Walküren-Schritt rückwärts — „Ich habe Gold in der Kehle!“ Übers Jahr, wer weiß, würde sie mit ihrer Zofe im Bristol logieren, wo man ihr auch ohne Telegramm...

Da schoß ihr etwas durch das Hirn — sie öffnete das Täschchen, und richtig: die Depesche ruhte wohlverwahrt darinnen! Wie war das zu erklären? Hatte sie nicht von der Hauptpost aus telegraphiert? Das Telegramm hatte sie geschrieben, wie sie es vor Zeiten von Tiffut einmal gesehen hatte... wo mochte Tiffut jetzt stecken? Ihre Gedanken schweiften in die Weite. Das unabgeschickte Telegramm rief sie zurück. Wie war das doch? „Ach ja, ich weiß,“ sagte sie vernehmlich, „genau wie eben jetzt: Als ich das ausgefüllte Formular in der Hand hatte, dachte ich an Tiffut und vergaß darüber, es aufzugeben — —“

Nun, die Folgen dieser Zerstreutheit waren zu ertragen. Was verschlug es, daß sie in einem Kabuff der sechsten Etage herbergen mußte? Übers Jahr würde es ausgeglichen werden, wenn sie in Begleitung ihrer Zofe — oder besser noch: eines schwarzen Grooms — nach Berlin reiste, um an der Oper ein Gastspiel zu absolvieren. Die Welt würde ihren Namen kennen. Schon morgen entschied es sich. Morgen!

Elisabeth legte sich schlafen.

Digitized by Google

Morgen entschied es sich. Schicksalswende, historisches Ereignis. Die aufhorchende Welt, jäh überrumpelt — —

Elisabeth war Hals über Kopf aus dem Bett, angstschlotternd.

Nein, sie darf unbesorgt ruhen. Es ist kein Wecker da. Sie überzeugt sich. Sie hat sich davon überzeugt.

Elisabeth schließt die müden Äuglein.

Was sind das für monotone Geräusche? Dieses Schleifen ... dieses unablässige Schleifen ... Bumm. Ruhe. Klapp. Rrrrrr ... Was ist das für ein miserables Geräusch? Das schleift und schabt! Bumm. Ruhe. Rrrrrrrrr ... Wieder dieses schabende Geräusch. Halt. Eine Tür plautzt. Weiter: rrrrr ... es schabt aufwärts, dringt näher ... rrrr ... rrrrrrr ... Bumm. Klapp. Schritte. Rrrrrr ... Das Geräusch, das Geräusch!

Schöne Bescherung das.

Es ist der Fahrstuhl.

Hier wäre ein kerndeutscher Fluch wohl am Platze gewesen. Fluchen schafft Erleichterung. Elisabeth konnte nicht fluchen. Elisabeth fühlte keine Erleichterung.

Das schurrende Geräusch ... rrrrrr .. jetzt dringt es näher ... Bumm. Ruhe. Die Tür plautzt. Rrrrrr ... Das schlürfende Geräusch kommt näher und näher rrrrr ...., halt, klapp. Stimmengewirr rrrrrr ....

Vielleicht hätte selbst Fluchen nicht geholfen.

Elisabeth vergrub das Haupt unter dem Deckbett. Die künftige Primadonna schwitzte Verzweiflung über den Fahrstuhl. Ihn hatte sie einen Menschenfreund geheißen?

Elisabeth grollte unter dem Deckbett: „Mir das!"

Digitized by Google

Der Fahrstuhl, unfeinfühlend wie er war, schlingerte auf und nieder.

Was wußte er von Ly Ralund, die gewissermaßen inkognito im Hause weilte?

Das war eine Nacht!

Sogar Saraftro, der Elisabeth in der neunten Stunde abholte und in den idyllischen Armen einer vormaligen Kollegin geradezu vorbildlich gut geschlafen hatte, war über das bleiche Antlitz des kleinen Blonden entsetzt.

Trübetimplig folgte ihm Elisabeth zur bereitstehenden Taxe. Es war ihr absolut schnuppe, ob die Welt aufhorchte oder nicht. Ihr fahrstuhlzerschundenes Hirn streikte und nahm die Arbeit erst wieder auf, als der Wagen vor einem palastartigen Bau hielt.

Jetzt galt es. Elisabeth raffte sich zusammen. „Nicht unterkriegen lassen — nicht unterkriegen lassen!" Elisabeth Ralund panzerte sich mit Ly Ralund, und als diese die Räumlichkeiten des Agenten Riffelqvist betrat, reckten sich ihre hundertundfünfundfünfzig Zentimeter (die Absätze nicht mitgerechnet) um etliche Millimeter empor.

Saraftro gab seine Karte ab und wurde daraufhin samt Elisabeth in ein leidlich geheiztes Wartezimmer geführt. Er machte sichs in einem Klubsessel gemütlich, zog eine Zeitung aus der Tasche und vergrub sich in die Lektüre.

Elisabeth wandelte durch den Raum. Die Entscheidung stand vor der Tür. Es galt. Jetzt oder nie! Hoffentlich funktionierte die Kehle — — Barmherziger wenn sie nun nicht funktioniert, was dann? Schlapp machen? Oho! Riffelqvist muß vor Entzücken auf den Schrank klettern. Er soll sein Wunder erleben!

Digitized by Google

Hatte es nicht längst zehn geschlagen? Es mußte soweit sein. Kalter Tag heute. Man sieht im Zimmer den Hauch. Die Sträucher im Garten sind bereift. Es kommt jemand. Jetzt. Nein, die Schritte tappsen vorbei. Nur nicht aufgeregt sein! Kaltes Blut! Ruhig, ruhig, Herz! Auch Riffelqvist ist nur ein Mensch. Ja, aber in seiner Hand liegt die Entscheidung. Sein Ja reißt empor, sein Nein stürzt hinunter in die Niederung der Namenlosigkeit. Und Saraströ liest. Er vermag zu lesen — jetzt, wo es hart auf hart geht. Heuchelt er? Oder ist er in der Tat unaufgeregt? O, das Herz! Ruhig Blut, ruhig Blut!

Warten macht mürbe.

Riffelqvist blähte sich in seinem Armstuhl, zutschte an einer Importe und war damit beschäftigt, nicht im mindesten beschäftigt zu sein. Durch langjähriges Training hatte er das ihm angeborene Talent, sein Gedankenwerk auszuschalten, derartig hochgezüchtet, daß er sich, je nach Belieben, in den Zustand kompletten Stumpfsinns versetzen konnte. Dies hielt er für die radikalste Verjüngungsmethode. Denn, so sagte er sich, das sogenannte und mit Unrecht mißachtete Dösen ist eine Art Einwecken des Geistes, hält ihn jungfräulich und konserviert vor Fäulnis.

Elisabeth ahnte nichts von alledem und stellte sich den Agenten vor, wie er mit Händen und Füßen bis zum Ersticken beschäftigt war.

Als Riffelqvist die Zeit für gekommen hielt, beorderte er die Wartenden zu sich.

Mit Elisabeths Selbstbeherrschung war es nicht weit her. Beim Anblick des fettigen Ungetüms schrak sie

Digitized by Google

auf ihre natürliche Größe herab und kam sich elend und miekrig vor.

Riffelqvist begrüßte Lehrer und Schülerin, und Elisabeth fühlte eine kühle Qualle in der Hand, Riffelqvists Pfote.

„Hamm Se sich inzwischen eingesungen?"

„Wie? Eingesungen?" Elisabeth wuchs wieder. „Das habe ich nicht nötig."

Riffelqvist quetschte die Augen zusammen und pfeilte einen häßlichen Blick auf das fürwitzige Novizchen.

Durch ihr dreistes Benehmen hatte sich Elisabeth ihr Grab geschaufelt.

„Nich neetij? Watt Se nich saachn! Kiek eener an, die Motte."

Elisabeth erschauerte unter Riffelqvists Tücke.

„Na, denn man los!"

Elisabeth begann die Arie der Micaëla. Beim ersten Takt merkte sie, daß sie ihre Stimme nicht in der Gewalt hatte. Sie war befangen. Sie dachte an Technisches. Sie achtete zu sehr auf Atmung. Ihre Vollkommenheit war ein Wahn. Eigentümlich: in der Stunde rannen die Kopftöne wasserhell und federleicht aus der Kehle. Heute, wo es drauf ankam, klangen sie schrill, klangen sie gereizt. Oder war es die Befangenheit, die ihr Gehör hinters Licht führte? Nein, ihr Gesang taugte nichts. Trotzdem: nicht unterkriegen lassen! Es gilt!

Sarastro saß am Flügel und begleitete elastisch. Was hatte das kleine Blonde? War sie ihrer Sache so wenig sicher? „Jenem Weibe nah' ich mit Bangen, das frech sein reines Herz betrübt; in ihrem Netze

Digitized by Google

hält sie gefangen — —" O weh, das mißriet. Saraſtro ſpielte forte, um Eliſabeths Singſang einigermaßen zu vertuſchen. Eliſabeth vermutete nichts, erſtickte ihren Ingrimm auf den wuchtigen Begleiter und verſuchte, ihn zu überſchreien. „Doch darf ich erbeben? Nein, o nein! Vor ſie tret' ich offen und ehrlich: ach!..." Ach, das hohe h brach ab!

Eliſabeth war nicht bei der Sache. Hunderterlei Dinge tanzten Polka in ihrem Oberſtübchen, und lenkten ſie ab. Hollerbaum & Schmidt, Manoli, der orthozentriſche Lohmann-Kneifer und: ich bin hier allein; doch Mut, was zag' ich mehr? Ja nur auf ihn dort will ich bauen, — — der Wecker. Was wußte der Agent von dem Wecker? Und der Fahrſtuhl! Was wußte der Agent von dem Fahrſtuhl? Zwei Nächte lang nicht geſchlafen, und dann ſich hinſtellen und loslegen. Eliſabeth kam in Feuer. Es ging glatt. Immer beſſer. Vorzüglich. Das Rennen wird gewonnen. Die Fahne winkt.

Es war aus.

Saraſtro paukte den Schlußakkord.

Schweigen.

Eliſabeth räuſperte ſich. Saraſtro hüſtelte.

Und der Agent Riffelqviſt ſprach: „Ja".

Hinter dieſes Wort ſetzte er einen hörbaren Punkt. Dann blies er einen ſchönen Ring in die Luft. Und dann führte er den Urteilsſpruch zu Ende.

„Sie hamm jeſungen wie ein Schwein!"

* * *

Digitized by Google

Daß Hilde Tiffut eine brave Ehefrau und ihrem Heini eine gute Mutter ward, muß dem Gatten als Verdienst angerechnet werden. Mit der Geburt des zweiten Kindes trat ein Umschwung ein. Tiffut deutete ihn zunächst als die Folge physischer Zermatschtheit, ließ sich jedoch willig eines besseren belehren. Hilde legte ihr störrisches Wesen ab und respektierte die Gebote des Hausherrn, und das nicht in vorüberziehender Laune, sondern auf Grund logischer Absprulungen.

Tiffut hatte seine Hilde zur Frau genommen, ohne Umschau gehalten zu haben. Sie war die Mutter seines Kindes, und damit basta. Wie es in ihrem Inwendigen beschaffen war, focht ihn nicht an. Nie hatte er nach Hildes seelischer Verfassung gefragt. Er brachte seine Gattin auf eine einfache Formel, indem er sie für oberflächlich hielt und dementsprechend behandelte. Dadurch hatte er erreicht, daß Hilde mit scheelen Augen in die Welt kiekte und allerorten herzlos-rohe Motive witterte. Tiffut suggerierte ihr so lange Oberflächlichkeit, bis sie oberflächlich wurde. Ihre Einstellung zu Menschen und Dingen troff von Gereiztheit. Ihrem Heini, den sie anfangs abgöttisch geliebt hatte, war sie durch eigenes Verschulden entfremdet, und gegen Tiffut benahm sie sich mitunter abscheulich.

Seit Elisabeths Weggang hatte sich das geändert. Hilde maß sich eine nicht geringe Schuld am ehelichen Zerwürfnis bei und bat demütig um gut Wetter. Schreck rasselte in ihren Gliedern, als sie nach Ablauf ihrer zweitägigen Exkursion die „Stütze der Hausfrau" verschwunden fand. Sie faselte von Mord und Totschlag und kam nicht eher zur Ruhe, als bis Katja

Digitized by Google

Brügge, die mit Schindler eine Dresdener Gemälde-Ausstellung besichtigt hatte, steif und fest versicherte, Elisabeth auf der Straßenbahn gesehen zu haben.

Dennoch lasteten die ehelichen Nöte auf Hilde. Tiffut ging auf ihre Sorgen ein. In den herben Wochen, welche der Geburt des zweiten Kindes vorausgingen, erschloß sie ihm ihre dumme Seele, und Tiffut nahm unter sentimentalen Anwandlungen wahr, wie arg er sich in der Beurteilung seiner Frau getäuscht hatte. Ihre Widerspruchslust war nichts als Furcht vor Unterdrückung. Ihre Putzsucht entsprang der Langweile. Ihre Borniertheit bestand in dem Unvermögen, gescheit daherzureden. Ihr Mangel an wirtschaftlichem Sinn erklärte sich aus Besorgnis vor Tiffuts Spott.

Tiffut knauserte nicht mit Anerkennungen, und Hilde war dankbar für jedes liebe Wort. Paul schnitt ihr nicht die Rede ab, wenn sie von wirtschaftlichen Bagatellen erzählte, sondern versetzte sich, geduldig zuhörend, in den Gesichtskreis einer Hausfrau. Die Antipathie gegen den Buben, die ihren Ausgang von einer Stümperhaftigkeit im Umgang mit Lebewesen genommen hatte, machte einem merklich gedeihenden Sinn für alles Reale Platz und gestaltete sich solchermaßen zum Wohlgefallen beidenteils. Als die neun Monate erfüllt waren, gebar Hilde ein Mägdelein, und sie gebar es in überschwenglichem Jubel. Drei Monate stillte sie das Jüngste und war unermüdlich im Warten des kleinen Steppkes. Trotz alledem schien sie dieselbe zu sein wie früher. Sie war eitel und hoffärtig, hatte ihre kindischen Launen, tyrannisierte den Gatten, mißachtete den Sprößling. Aber alles das war rein äußerlich und

Digitized by Google

hing nicht mit Hildes Seelenleben zusammen. Tiffut hatte es ergründet. Hildes beschränkter Sprachschatz und ihre Tolpatschigkeit erregten den Anschein, als sei sie eine herzlose Pute. In Wirklichkeit lag die Sache so, daß Hilde zu genierlich war, ihr weiches Gemüt hinzuzeigen, und daß sie sich gern mit Allüren schmückte, die ihrem ureigenen Wesen entgegengesetzt waren. Mit einem Worte: sie war (wie jede echte Frau) ein Luderchen für den, der sie als Luderchen traktierte, und ein lieber Schneck für den, der sie als lieben Schneck traktierte.

Tiffut war ihr auf die Sprünge gekommen und führte mit Hilde ein trotz gelegentlicher Dissonanz harmonisches Eheleben.

Das einzige, was sie nach wie vor in Harnisch brachte, war Tiffuts verruchte Gabe, gewisse Mitmenschen durch geschwollenes Deutsch an die Wand zu drücken. Im Umgang mit seiner Gattin reduzierte er diese Fertigkeit auf ein Mindestmaß und bediente sich des geschraubten Stiles lediglich, um Hilde zu necken. Im allgemeinen nahm er sie durchaus ernst und festigte ihr Selbstvertrauen.

Hilde hatte sich sogar — für ihre Verhältnisse wahrlich eine heroische Leistung! — damit abgefunden, daß ein Bildnis Elisabeths im Salon aufgehängt wurde; und als der Magistrat ein zweites Porträt für die städtische Galerie erwarb, war sie mit dem verschollenen Mädchen völlig ausgesöhnt.

Ein drittes Ölgemälde von Tiffuts Hand war in Mariannes Besitz übergegangen. Marianne hatte sich in Elisabeth verliebt. Droben in ihrem Turmzimmer stand das Bild auf einer Staffelei. Und Marianne

Digitized by Google

beſchäftigte ſich viel mit Eliſabeth. Pogge hatte ihr erzählen müſſen. Marianne hauchte dem Bilde eine Seele ein, die ſie nach Bedarf variierte. Marianne ſchien elaſtiſch und geſund. Die Narben waren verheilt. Die Narben der Wange. Die Haare wuchſen nach. Ohne Abſcheu vor ſich ſelbſt ſchaute Marianne in den Spiegel. Sie hatte ſich an das neue Geſicht gewöhnt. Pogge arbeitete in den Farbwerken. Marianne verbrachte die Zeit mit Streifzügen durch Feld und Flur. Oft begleitete ſie ihren Gatten auf dem Fahrrad. Oder ſie holte ihn des Nachmittags ab. Sie war in ſich gekehrt und zurückhaltend. Umarmungen wehrte ſie mit flatternden Geſten ab. Von den Eltern wurde ſie als Rekonvaleſzentin behandelt. Hardelands waren eingeweiht in Pogges Erſchütterungen. Unter der Hand hielt die Paſtorsfrau Nachforſchungen nach Eliſabeth, heftete ſich an deren Ferſen und blieb ihr auf der Spur. Sie pflog verſchleierten Briefwechſel mit Frau Halbe, wachend über Eliſabeths Heil. Pogge umfinſterte ſich. Er rauchte Tabak. Die kurze Pfeife, ein ſogenannter Entenſchnabel, verwuchs mit ihm. Die Arbeit ſtimmte ihn nicht froh. Herbſt. Marianne ſtellte ihre Wanderungen ein und widmete ſich graphiſchen Verſuchen. In raſcher Folge entſtanden etwa vierzig Blätter. Niemand bekam ſie zu ſehen. Mit kranker Wolluſt am Detail brachte ſie Verworfenheiten zu Papier. Perverſitäten. Selbſtmordſzenen von ſchwammiger Süße bis zu dämoniſcher Phantaſtik. Sie war beſeſſen von ſchriller Blutrünſtigkeit. Winter. Marianne ſchwelgte am Harmonium. Das Pfarrhaus ſtöhnte. Pogge fuhr mit Marianne zur Stadt. Nach eingehender Unterſuchung riet der Arzt, ein Sanatorium aufzu-

Digitized by Google

suchen. Marianne bestand auf der Frage, ob sie Kinder bekäme. Das lasse sich mit positiver Sicherheit nicht feststellen, erwiderte der Arzt. Marianne hatte das untrügliche Gefühl, unaufrichtig behandelt zu werden. Sie glaubte dem Arzt nicht. Nie würde sie ein Kind zur Welt bringen.

Bei Tiffuts. Sanatorium? Tiffut riet energisch ab. Er habe in Oberhof einen Onkel wohnen. Bartmus heiße er und besitze ein Hotel. Seit ewigen Zeiten lade ihn der Onkel ein, zum Wintersport zu kommen. Die Gelegenheit sei da. Nächste Woche würden sie zu viert nach Oberhof gondeln. Topp? Abgemacht. Hilde war außer sich vor Wonne und wälzte Modejournale.

* * *

Das Hotel Hohenzollern, seitab gelegen und zweitklassig, hob sich vermöge seiner Schiefertäfelung theatralisch von dem weißen Hintergrund-Prospekt ab. Wie für den Export dick in Watte gemummt, stand der verschneite Wald. Ein paar Ausläufer, die sich bis ins Dorf gewagt hatten, reckten gläserne Äste in den Frost. Durch mannshohen Schnee waren die Wege geschnitten. Eine Schlucht führte zum Hotel, an dem Eisgerüst vorüber, einem von Fontänen berieselten Balkenwerk mit märchenhaft großen Eisbärten. Die Riesenzapfen wurden je und je von dem Gerüst entfernt, zu Blöcken gehackt und in Gewölben deponiert. Es war eine Eisplantage für den Sommerbedarf des Hotels.

Digitized by Google

In der Vorhalle sah es unfreundlich aus, fast liederlich. Schneeschuhe und Rodel und Bobs wurden hier verwahrt, Gepäckstücke waren aufgestapelt. Der Portier, einer Versenkung entglitten, gehabte sich weltmännisch-reserviert und ließ durchblicken, daß ihm Paris und London wohlvertraute Ortschaften seien. Er hörte dem Sprecher des Vierbunds, Herrn Dr. Pogge, aufmerksam zu, schellte und verzog sich mit wippenden Schultern in seine Kabuse, aus der ein Schwall von Heißluft in die Halle schlug, nahte nach flüchtigem Verweilen wieder im Allerheiligsten, geleitete die Herrschaften in eine Diele, wies mit Grandezza auf die Klubsessel und wippte endgültig davon. Ehe seiner Einladung entsprochen werden konnte, erschien eine junge Lady in Schwarz, mit kokettem Häubchen und Tändelschürzchen, und dirigierte das Quartett nach dem zweiten Stock, wo sich eine Disputation über das Thema „Vorn oder hinten hinaus?“ erhob. Vorn hinaus war die Aussicht nach den Bergen, hinten hinaus nach dem Wald. Den Herrschaften stand die Wahl frei. Obwohl Hilde die Aussicht nach dem Walde bevorzugt hätte, verlangte sie ein Zimmer vorn hinaus, weil sie Mariannes Mienenspiel entnehmen zu müssen glaubte, daß Pogges ein Zimmer hinten hinaus erwünscht sei, und das war für Hilde Grund genug, auf dem Gegenteil zu bestehen, erstens aus Widerspruchslust und zweitens, um vor den Anwesenden, insbesondere der schwarzen Lady, durch selbständiges Auftreten zu protzen. Als Marianne teilnahmslos hinwarf, daß es ihr einerlei wäre, ob vorn oder hinten hinaus, versetzte Hilde, die Aussicht auf die hohen Berge möchte ihren schwachen Nerven Schwindelzustände verursachen,

Digitized by Google

und die Aussicht hinten hinaus würde weitaus bekömmlicher sein, indem die Waldluft bekanntermaßen das sogenannte Ozon in schweren Mengen enthalte. Daß Tiffut und Pogge, um ihre Meinung befragt, für ein Zimmer vorn hinaus plädierten, festigte Hildes Entschluß, die Aussicht nach dem Walde zu wählen.

Die Bewältigung des Problems „Vorn oder hinten hinaus?“ hatte eine volle Viertelstunde beansprucht. Der livrierte Boy, der das Handgepäck herbei transportiert und apathisch zugehört hatte, durfte seine Bürde nunmehr in Zimmer 148 und 149 abladen. Ihm auf dem Fuß folgte der Hausdiener mit den Koffern.

Während Marianne, von Pogge unterstützt, gemächlich auspackte, hatte Hilde nichts eiliger zu tun, als das Reisekostüm abzuwerfen und ihren Dreß hervorzukramen. Nun schleunigst wintersportlich zurecht gemacht! Dunkelgrüne Breeches, hechtgraue Weste, Tuchjacke, ebenfalls dunkelgrün und mit breitem Feehbesatz, dazu Pelzkappe. Ferner Seidenstrümpfe und Lackschuh mit breiten Schleifen. Es war einer der schönsten Augenblicke in Hildes Leben, als sie schließlich vor dem Spiegel stand und sich hin und her popote.

Tiffut hatte inzwischen den Hotelier aufgesucht. Er traf ihn im erdwarmen Weinkeller, wie er Etiketten klebte.

Bartmus, ein korpulenter Herr mit schneidig aufgewichstem Bart, beäugte den Eindringling mißtrauisch.

„Tag, Onkel, ich bin's, Tiffut!“

„Paul! Menschenskind! Du hier? Mitten in der Nacht und so ganz plötzlich? Hast deine junge Frau

Digitized by Google

mit und die Kinder? Warum habt ihr euch nich wenigstens vorher angemeldet? Konntest doch einen Ton schreiben, hätt' euch von der Bahn abholen lassen. Na, is egal; Hauptsache, daß de da bist! Hahahaha, wie geht's euch denn die ganze Zeit? Bis froh, daß de kein Hotel hast! Das is ein trauriger Beruf. Ein Elend. Eiweih. Alles muß man selber machen. Aufs Personal is kein Verlaß. Gut siehste aus. Jetzt nehmen wir uns einen anständigen Troppen mit. Na, nu komm!"

Er zwinkerte mit seinen listigen Augen und stieg prustend und schwadronierend die Treppe hinauf. Dann setzten sich beide in den Speisesaal, an einen reservierten Tisch.

„Nee, alles was recht is, famos siehste aus. Na, nu erzähle mir endlich mal, was de treibst. Was macht de Kunst? Malste immer noch? Ich weeß nich, ich kann mir an die Bilder nischt ersehn. Kunst is ja was sehr Schönes, und es gehört mal zum Leben, aber da lob ich mir lieber einen praktischen Beruf. Da weiß man doch wenigstens, was man hat und wo man bleibt, nich? Gott, das is so meine Ansicht. Man macht sich eben so seine Gedanken, nich? Na, und was machen die Kinder? Alles wohlauf? Und die Gattin?"

„Zieht sich grade um."

„Seid ihr glücklich? Vertragt ihr euch? Das is die Hauptsache, daß der Mann und die Frau zusammen harmonieren miteinander in der Ehe, wenigstens ein bißchen. Ja. Na, das is schön, daß ihr euch mal bei uns sehn läßt. Da wird sich meine Frau freuen. Hochbetrieb jetzt. Geschäft geht großartig. Brilljant sag'

Digitized by Google

ich dir. Freilich auf dem Damme muß man sein. Seid ihr gut untergebracht? Hättst mir doch wenigstens einen Ton schreiben können. Man hat ja überhaupt nichts von euch gehört die ganze Zeit. Na ja, du hast auch deine Arbeit und deinen Beruf, nich? Und die Kinder, die nehmen auch viel Zeit weg. Da is man froh, wenn man abends mal ein Stündchen für sich hat, wo man an nichts zu denken braucht und mal ein gutes Buch lesen kann und so. Trinke nur, trinkst ja gar nich!"

„Zum Wohl, Onkel!"

„Prost! Trinke den mit Verstand! Noch ein alter Rest. Bloß für den Hausgebrauch."

„Famoser Wein, wahrhaftig."

„Und ob! Geht nischt über ein gutes Glas Wein, nich? Hebst du gern einen? Ich auch. Aber alles mit Maßen. Habt ihr eure Schneeschuhe mit? Denn is gut. Für mich is das nischt. Was für junge Leutchen. Ach ja, wenn man noch mal so jung sein könnte wie ihr, dem steht die Welt offen. Was hat man nu von seinem Leben? Da sitzt man nu in seinem Bau von früh bis spät, Arbeit und immer Arbeit. Denkste, ich sehe was vom Leben? Keine Bohne. Ich weiß gar nich, was los is in der Welt. Ich wills auch gar nich wissen. Ich bekümmere mich um nischt. Ich hab lange genug gearbeitet. Jetzt will ich mirs bequem machen, hahahaha. Ja, man hat so seine Sorgen. Miserables Geschäft, dieses Jahr. Alles so teuer. Die Preise! Na, man muß eben sehen, wie man sich durchkrabbelt. Jeder macht seins. Nee, is das fein, daß ihr mal gekommen seid! Da wird sich meine Frau freun. Trinke nur, trinkst ja gar nich! Was ich sagen

Digitized by Google

wollte: Bleibt ihr länger da oder bloß für ein paar Tage? 's is bloß, daß man sich danach richten kann."

„Wir sind mit einer befreundeten Familie da, Onkel."

„Da wollt ihr also länger dableiben?"

„Ich denke, so drei bis vier Wochen."

„Hm. Na, da rechne ich euch die Zimmer und Verpflegung für die Hälfte. Weil ihrs seid. Ihr seid mir immer willkommen. Jederzeit."

„Sehr lieb von dir, Onkel. Schönen Dank."

„Nischt zu danken. Werden schon einig werden. Trinke nur, trinkst ja gar nich! Oder willste eine Zigarre? Bitte, bediene dich! Noch alter Bestand. Bloß für meine besten Kunden. Felix Brasil, hahahaha! Machs Deckblatt nich kaputt; warte, ich hab' einen Abschneider. So. Mir machste doch nischt vor. Ich weiß doch Bescheid. Eure ganze Kunst, die bringt doch nischt ein. Früher hab' ich ja auch mal gemalt. So Blumen und Stilleben, ganz hübsches Talent, aber man hat eben keine Zeit dazu. Eigentlich wollt ich mich ja ausbilden lassen zum Maler, aber mein Vater wollte es nich. Is nun auch tot."

„Was? Großvater ist tot?"

„Das weißt du nich? Das is schon balde ein ganzes Jahr her. Es muß um dieselbe Zeit gewesen sein, wo ich eure Geburtsanzeige in der Zeitung las. Ja, um die Drehe rum wars. Er war ja nun auch schon alt und pumplig. Was sollte der Mann noch auf der Welt? Uns war er hier bloß in der Quere. Nun freilich, nun ja: Er hat das Hotel gegründet und in die Höhe gebracht, aber er paßte gar nich mehr in die Zeit, war gar nich ein bißchen modern. Da

Digitized by Google

bin ich ein ganz anderer Kerl! Treu wie der Hund, sanft wie das Lamm — aber stramm! Hahahaha! Trinke nur, trinkst ja gar nich!"

Tiffut blickte auf die Armbanduhr. „Meine Frau könnte nun allmählich erscheinen."

„Was haste denn nu für eine aufgegabelt? Isse hübsch? Hattse Zaster? Das is die Hauptsache, sonst is es faul im Staate Dänemark. Meine hatte ja ein paar Groschen, na, und das Hotel, das war mir ja sicher, da war das nich so gefährlich. Heute tät ichs ja nich machen, aber damals war man eben noch dumm und unerfahren, nich? Hier Paul, hier hab' ich von der Pike an gedient, in meinem Beruf, und ich muß sagen: ich bereue es nich. Es ernährt seinen Mann. Freilich auf dem Damm muß man sein. Es paßt auch nich für jeden. Das is eben ein Talent wie jedes andere. Du bist eben Maler. Hab' ich recht oder nich? Na also siehste. Zigarre is gut, was? Trinke nur, trinkst ja gar nich! Ja der Großvater is nu tot. Du hast ihn ja noch gekannt. Gott, es war eben ein alter Mann. Wie alte Leute eben sind. Es wird nun balde ein Jährchen her sein. Wir wunderten uns noch, daß ihr nicht einmal gondeliert. Na, hab' ich zu meiner Frau gesagt, die werden andere Dinge im Kopf haben, sage ich zu meiner Frau. Oder sie sind verreist, hab' ich zu meiner Frau gesagt. Siehste, ich hatte wieder mal recht, wer sagts denn? Das is doch gediegen! Da habt ihr gar nich gewußt, daß der Großvater gestorben is? Das is gediegen, hahahaha! Na ja, wies eben is. Es war ein schwerer Schlag für uns. Ein herber Verlust. Dicke biste geworden! Da scheints euch ja gar nicht so schlecht zu gehen,

Digitized by Google

wie ich dachte. Das wievielte Jahr seid ihr denn nu verheiratet? Ja, die Zeit vergeht. Man wird alt. Wie lange wirds dauern, da kommt man selber dran. Aber es war ein feines Begräbnis, ganz statiös! Da hätte der Großvater seine Freude dran gehabt. Schade, daß ers nich mehr erleben konnte! Na, alles was recht is, ich bin kein Freund von Sentimalent... von Sentimali... minali ... von Rührseligkeiten, aber er war nu alt genug. Es is doch lächerlich. Oben am Berg liegt er begraben. Im Waldfriedhof. Meine Frau rennt jeden Tag hin. Trinke nur, trinkst ja gar nich! — Schönen guten Tag, meine Herrschaften, herzlich willkommen. sehr erfreut!"

Tiffut machte Pogges mit seinem Onkel bekannt.

„Das is recht, daß Sie mal zu uns gekommen sind! Hoffentlich gefällts Ihnen unter meinem bescheidenen Dach. Man tut, was man kann. Da wird sich meine Frau freuen. Bitte nehmen Sie doch Platz. Ach, Herr Nestmann..."

Ein Ober wetzte vorbei.

„... bringen Sie mal noch zwei Gläser! Da will ich noch eine Pulle spendieren zur Feier des Tages. 's is ja nich wie bei armen Leuten. Komme gleich wieder. Bloß mal rasch nach dem rechten sehen."

Er entkurvte.

Tiffut schöpfte tief Atem. Marianne nahm schweigend einen Schluck.

„Hilde noch nicht fertig?" wollte Pogge fragen, da nahte Hilde, knisternd vor Selbstgefälligkeit.

„J, aber Kindchen!" sagte Tiffut. „So kannst du dich doch nicht unter Menschen wagen! Blamierst uns ja."

Digitized by Google

„Warum denn? Ich finde mich todschick."

„Hilde! Sportdreß und Lackschuh, das ist stillos. Das sieht doch ein Blinder bei Windstille."

„Du mußt immer alles besser wissen."

„Ich muß nicht. Aber ich weiß."

„Bloß bei mir. Bei andern nicht."

„Auch bei andern, Kindchen."

„Dann bestimmt nicht bei dir!"

„Ein schwerwiegender Irrtum. Auch bei mir! Des zum Beweise behaupte ich hiermit vor Zeugen..."

Niemand erfuhr, was Tiffut zu behaupten willens war; denn Herr und Frau Bartmus schoben sich an den Tisch. Sie, die Oktavausgabe ihres Mannes, ließ ein molliges Patschhändchen zirkulieren und begrüßte Tiffuts und Tiffuts Freunde. Paul wurde heftig abgeschmatzt.

Der Hotelier, der seinen Bart mit Brillantine neu gebürstet hatte, praktizierte eine Flasche Wein auf den Tisch und zwinkerte dabei der Gattin Pauls zu, als ob er ein Geheimnis mit ihr teile. Es war dies eine Angewohnheit, mit deren Hilfe er in Damengesellschaft gewissen Sätzen, und waren sie noch so belanglos, diabolische Färbung verlieh, und man paßte unwillkürlich den Ausdruck der eigenen Augen der Bartmusischen Verschmitztheit an, wenn man dem arrivierten Oberkellner zuhörte.

Beide, Herr wie Frau Bartmus, spiegelten eifervolle Zuvorkommenheit in ihren gebohnerten Visagen. Dann nahmen sie für einige Minütchen Platz bei ihren Gästen — Bartmus zwischen Tiffut und Hilde, Frau Bartmus neben Marianne, obwohl sie gar keine Zeit hatte und gleich wieder in die Küche mußte,

Digitized by Google

weil man immerzu hinterher sein muß, denn man will doch nicht für fremde Leute arbeiten, das heißt fürs Personal, und da muß man eben den Mädchen tüchtig auf die Finger gucken, und der Küchenchef, na, das ist auch so einer, der genau weiß, wo er bleibt, „is es nich so?“

Nachdem Bartmus und Frau die Ohren der zwei Ehepaare genügend vollgeplappert hatten, schwirrten sie wieder ab, um vor der Küchentür ihre Meinungen über Tiffuts und Pogges auszutauschen.

„Hübsch hat er sich rausgemacht, der Paul. Förmlich stattlich is er geworden. Aber die Frau weißte, du, die scheint ein bißchen affig zu sein.“

„Was du nich sagst! Die gefällt mir grade.“

„Das hab ich mir gleich gedacht.“

„Was?“

„Daß die dir gefällt. Bloß dein Glück, daß es Verwandtschaft is.“

„Aber Ernstine, in meinem Alter!“

„Eben drum. Na, da dafür bin ich sicher, daß dir die Andere nich so gefällt.“

„Was hat denn die?“

„Was soll die denn haben? Frag nich so dummährig!“

„Nu weißt denn du, was sie hat?“

„Woher soll denn ich das wissen? Hast doch sonst zwei Augen im Kopf!“

„Wahrscheinlich hat sie sich verbrennt.“

„Warum soll sie sich denn verbrennt haben? Das kann doch auch wo anders her sein.“

„Vielleicht is es ein Muttermal?“

„Nee, nee, die hat sich verbrennt. Das kenn ich. Eberwein sein Vetter ... kennst doch Eberwein? Dem

Digitized by Google

sein Neffe, nee Vetter wollt ich sagen, dem is mal eine Karbidlampe in die Augen gehuppt, das sah ganz genau so aus. Das is verbrennt."

„Schade um so ein junges Ding."

„Bis nur recht freundlich zu ihr, Ernstine. Daß sie's nich so gewahr wird."

„Laß das nur meine Sorge sein. Und bis du mir nich zu freundlich zu Pauln seiner!"

Während dieses Gespräches bestellte Tiffut vier mal Mokka. Hilde gab durch leichtes Verschieben ihrer Mundwinkel zu verstehen, daß sie schmolle. Marianne war sehr einsilbig und warf höchstens „Ja" oder „Nein" in Pogges freundliche Sätze.

Dann zogen sich Pogges auf Nummer 148 und Tiffuts auf Nummer 149 zurück, nicht ohne sich für den nächsten Morgen verabredet zu haben, und zwar für früh um acht Uhr, damit der Tag ausgenützt werde.

Kaum war die Nacht entwichen, als Pogge aus den Federn stieg. Er hatte unruhig geschlafen und Mariannen aus dem Traum sprechen gehört.

Mariannes Zustand bereitete ihm Kummer. Pogge war nicht der Mann, der sich verstellen konnte. Seiner Fröhlichkeit merkte man an, daß sie erkünstelt war. Allerdings wäre er, auch ohne sich zu zwingen, lieb gewesen zu Marianne; denn er litt um sie und litt mit ihr. Aber dies Liebsein wäre nicht frei gewesen von Schmerzlichkeit. Wie bitter, Marianne leiden zu sehen! Und doch durfte er sie nicht fühlen lassen, wie wund seine eigene Seele war. Das sagte er sich, so oft er Marianne wehevoll betrachtete und dabei ertappt zu werden fürchtete. Nein, Marianne sollte nicht durch mitleidige Gebärden und Worte verletzt werden. Ihre

Digitized by Google

Qual durch Duldenmüssen fremder Qual zu mehren, wäre grausam gewesen. Man mußte sie in den Wahn lullen, als sei ihr Leid kaum wert, daß man Aufhebens davon mache. Eine kleine Narbe im Gesicht, nichts weiter. Wer wird so eitel sein, sich darum zu grämen...

Aber Marianne, in ihrer Verworrenheit, mißdeutete das Verhalten, das Pogge ihr gegenüber an den Tag legte, und schrieb es eingebildeten Motiven zu.

Warum, warum tat Pogge so heiter und sorgenlos? Woher das Flackern in seinen Augen? War sein Gewissen nicht sauber? Marterte ihn Reue über die Voreiligkeit, Marianne gefreit zu haben? Stand er in geheimer Verbindung mit Elisabeth? Sorgte er sich um sie? Warum der jähe Wechsel seiner Stimmungen, dieses mit Düsterkeit untermischte Fidelsein? Glaubte er, sie wäre blind? O, weit gefehlt, man sieht und schweigt. Man sieht — und schweigt die Gedanken in Trümmer, diese überhitzten, eiskalten Gedanken. Immer kreisten sie um Elisabeth.

Mariannes Mund stammelte den geliebten Namen. Mariannes Mund schrie den verhaßten Namen.

Pogge weckte sie sacht. Es war sieben Uhr.

„Marianne —", flüsterte er und strich ihr über die arme Stirn und blickte voll Zärtlichkeit in ihre rehbraunen Augen.

Und, was seit Monden nicht geschehen war: Marianne erwiderte Pogges Blick lange und treu, als sei aller Schwachmut von ihr abgefallen.

Morgendlich frisch leuchtete die Sonne zum Fenster herein.

Auf Nummer 149 hub das Tagewerk nicht ohne Mißklang an. Hilde nämlich, die ungebührlich verschlafen

Digitized by Google

war, hatte erstens auf ihr beim Stubenmädchen vorgebrachtes Verlangen nach heißem Wasser einen Krug lauwarmen Spülichts erhalten, hatte zweitens beim Schnüren ihrer Schuhe ein Band verknotet und geriet drittens in leichte Verzweiflung ob der vertrackten Wickelgamaschen, die sie auf Tiffuts ausdrücklichen Befehl nicht anziehen durfte und infolgedessen anzuziehen sich abrackerte.

„Schauderhaft!“ knatschte sie summarisch und schaute flüchtig hinaus in die Landschaft.

Tiffut bezog das „Schauderhaft“ auf die Aussicht hinten hinaus und versetzte:

„Du hast es aber selbst so gewollt.“

„Was hab ich gewollt? Nichts hab ich gewollt!“

„Gutes Hildemädchen, ich fröne der Tatsache, daß du diejenige warst, die wo in das Zimmer mit Waldgenuß ziehen wollte.“

„Ich?“ gab Hilde zurück und rümpfte die Nase, da sie Tiffuts „gewählte“ Sprache am frühen Morgen nicht vertrug.

„Natürlich. Wer sonst?“

„So ein Blech! Jetzt hätte ich hinten hinaus ziehen wollen, wo es vorne hinaus viel vornehmer ist!“

„Jawohl, du bestandest darauf.“

„Du — — weißt du, was du bist? Ach, verstell dich doch nicht, du weißt schon, was ich meine. Sags doch! Sags doch!! Ich vergesse das dämliche Wort immer! Ru...? Ruba...? Sags doch! Sags doch!!!“

„Rabulist.“

„Jaaa! Das bist du! Ein Rabulist bist du! Nicht einmal eine Gamasche kannst du wickeln.“

„Die Liebe verleihet Wunderkraft. Gib her.“

Digitized by Google

Tiffut wickelte, so gut ers vermochte, Hildes widerspenstige Gamaschen und knipp dem Mädchen, so gut ers vermochte, in die Wade, und damit war das Eis gebrochen.

Als das Pärchen hinunter kam in den Frühstückssaal, saßen Pogges bereits beim Kaffee. Marianne war aufgeräumt, Paul dampfte vor Unternehmungslust.

Hilde sollte Schneeschuh laufen lernen. Tiffut, der noch im Coupé behauptet hatte, daß er unübertroffener Meister im Ski-Fahren sei... oder richtiger: gewesen sei, denn das langjährige Pausieren habe ihn etwas aus der Übung gebracht... Tiffut fragte bei Pogge bescheiden an, ob er sich Hildes annehmen würde.

In der Vorhalle schnallte man zu viert die Schneeschuhe an, Pogges ergriffen je einen Stock, Tiffuts versahen sich mit einem Doppelpaar, und dann gings heidi los.

Marianne war die erste, Pogge hinterdrein, aalglatt und elegant.

Hierauf erfolgte eine große Pause.

Und dann kam Hilde angehumpelt.

Tiffut, der keinen Schimmer vom Schneeschuhfahren hatte, suchte seine Unkenntnis durch fachmännische Ratschläge zu bemänteln, die er einem Leitfaden entlieh.

„Immer feste die Knie durchdrücken, Hildemädchen, und den Oberleib vorstrecken! Es kann alles gut werden."

„O Gott, ist das kalt!" lamentierte Hilde.

„Immer die Knie feste durchdrücken, dann rasselt die Maschine von selber!" Sei es, daß er über den

Digitized by Google

Worten die Tat vernachlässigte, sei es, daß seine eigene Maschinerie der wünschenswerten Geöltheit ermangelte, sei es endlich, daß er den Leitfaden falsch zitiert hatte: es rutschten ihm die Beine unter dem Leib weg, und er saß unversehens da.

Hilde, das brave Mädchen, reichte einen ihrer Stöcke hin, um dem Gestürzten aufzuhelfen. Eitel Trug! Als Tiffut nach dem hölzernen Strohhalm angelte, ward er ihm entrissen, und Hilde flederte mit durchgedrückten Knien davon. Indes: das Rasen sowie das Durchdrücken der Knie waren nur vermeintlich, und in Wahrheit kam Hilde nicht nur nicht vom Fleck, sondern zu Falle. Tiffut, der sich aufgerappelt hatte und in jeder Beziehung obenauf war, machte sich um die Kreischende zu schaffen, trat jedoch mit dem rechten Schneeschuh auf den linken, plumpste auf Hilde, und hastdunichtgesehen kugelten beide, innig umschlungen, die Böschung hinunter...

Pogges Lachen dröhnte herüber.

... kugelten die Böschung hinunter, gar nicht hastig, rollerollerolle. Hilde schrie „Auah! Mein Leib!" Tiffut blieb sachlich und wappnete sich gegen alle Eventualitäten.

Mit kundiger Hand griff Pogge ein und brachte Tiffuts zum Bremsen, ehe sie in den Bach hinein kullern konnten, der hell und spöttisch daher geplätschert kam und an seinen Ufern mit einer graphisch ungemein reizvollen Eiskruste bedeckt war.

Pogge stellte die beiden einzelweise auf ihre Füße, Marianne lief herzu; sie nahmen Tiffuts in die Mitte und zogen gemeinsam nach einer ebenen Waldwiese,

Digitized by Google

wo das Üben ohne sonderliche Schwierigkeiten von statten gehen konnte.

„Du siehst aus wie ein Dukatenmännchen!“ sagte Marianne zu Hilde.

„Ach,“ erwiderte Hilde und vergaß im Eifer beleidigt zu sein, „das hatt ich mir leichter vorgestellt.“

Tiffut aber beugte einer abschätzigen Kritik von seiten Pogges vor, indem er versicherte, daß die Skier nicht sein Eigentum wären und daß er Bilgeri-Bindung gewöhnt sei. Bilgeri-Bindung sei das einzig Wahre. Nichts gehe über Bilgeri-Bindung.

Auf der Wiese wurden Tiffuts sich selbst überlassen. Marianne glitt mit Pogge von hinnen.

Ei, das war ein saures Stück Arbeit für die faule Hilde, das Skilaufen. Mühselig hatschte sie ein Stück hin und ein Stück zurück, schnatterte mit den Zähnen und versicherte ihrem Gatten zum soundsovielten Mal, daß es kalt sei.

Tiffut, der nicht davon lassen konnte, den Fachmann zu markieren, bezweifelte keineswegs, daß es kalt sei, klemmte sich beide Stöcke unter die Achseln und schusselte los. Klax, saß er wieder da.

Hilde schaute aus gemessener Entfernung zu, wie er sich emporwand.

Tiffut brachte seine sämtlichen Beine in die normale Reihenfolge und stützte sich sodann mit dem rechten Handballen auf. Tschupp: der Arm stak bis zur Schulter im weichen Schnee. Dies also war nicht die richtige Methode. Tiffut, nach einigem Tüfteln, wollte sich auf den Bauch legen. Wer von diesem seinem Vorhaben nicht Kenntnis hatte, durfte annehmen, der Mensch sei nicht bei Sinnen. Was man von ihm zu sehen bekam,

Digitized by Google

waren zwei in die Luft ragende Beine, den linken Schuh unterm Rücken eingekeilt, den andern mit der Schwanzflosse in den Schnee gebohrt. Jaja, das kommt davon, wenn man keine Bilgeri-Bindung hat.

Hilde erbarmte sich sein und kam angezentimetert, ein schlangengleiches Ungetüm hinter sich herschleifend.

Tiffut hatte sich mit Ach und Krach aus seiner Zwangslage befreit. „Mädchen!“ rief er. „Du verlierst deine Gamasche!“

Hilde fing die wildgewordene Gamasche ein. Ihre Finger waren steif gefroren.

„Auah!“ zeterte sie; denn die Gamasche war schneedurchfeuchtet. „Hilf mir doch, Paul!“

Mutmaßlichermaßen hätte Tiffut geholfen, wenn er helfen gekonnt hätte. Aber er konnte nicht helfen können, weil er nicht können konnte. Er saß da wie Marius auf den Trümmern Karthagos und hütete sich, die Göttin des Ski-Sports zu versuchen.

„Traurig genug, daß du nicht mal eine Gamasche anständig wickeln kannst!“

„Wickle doch deine Gamaschen gefälligst selber!“

„Weißt du, Paul, ich finde es unverzeihlich, daß du meinen hilflosen Zustand auch noch ausnutzt! Komm doch endlich!“

„Kann ich denn?“

„Du willst bloß nicht. Aber so bist du stets. Du bist ein ... wie wars gleich?“

„Ein Rabulist. Aber das paßt nicht hierher.“

„Das ist egal. Jedenfalls bist du ein Rabulist. Also willst du mir nun helfen oder nicht?“

Pogge hörte Tiffuts Alarmsignale und schlidderte herbei.

Digitized by Google

„Du, ich habs satt," sagte Hilde und klammerte sich an Pogge. „Ich will abschnallen."

„Du das lieber nicht. Wenn du hier ohne Skier läufst, sinkst du ein bis zum Knie."

„O Gott, ist das wahr, Paul?"

„Ja, bis an den Hals!"

„Siehst du, Günther, so ist er nun, er hat gar kein Gemüt."

Pogge wickelte die Gamaschen fest und half dem kreuzlahmen Tiffut auf die Kufen.

Hilde knätschte. „Ich habe solchen Hunger!"

Tiffut schimpfte auf die geliehenen Skier. Sie seien ihm sechsmal zu groß, behauptete er.

„Und außerdem haben sie keine Bilgeri-Bindung!" sagte Pogge.

„Nanu? Woher weißt du das?"

„Du hast es selbst gesagt!"

„Ach so."

Marianne landete.

„Ach, Marianne, ich friere so schrecklich!"

„Wirst schon wieder warm werden... Komm, wir fahren heim. Fein ist's heute!"

„Und solchen Hunger hab ich auch!"

„Ja, Hilde, wir frühstücken, sobald wir heim sind."

Man trat den Rückzug an.

„Ach, Marianne, mir tun alle Knochen weh."

Pogge machte vor, wie man zu laufen habe. „Wenn ihr das Gefühl habt, als lauft ihr über die große Zehe, dann ist's gut. Die Füße müssen nämlich genau parallel stehen."

Hilde verzichtete auf Belehrung. „Ich friere ja so schrecklich."

Digitized by Google

Vor dem Hotel fiel ihr die Hauptsache ein. Heute ist das totschicke Kostüm noch neu. Wer weiß, wie es in ein paar Tagen aussieht.

Infolgedessen sagte sie zu ihrem Gatten, daß sie zum Photographen müßten.

„Was willst du denn da?"

„So eine Frage! Mich photographieren lassen."

„Auf Skiern?"

„Was denn sonst? Dazu sind wir doch hier!"

„Du beherrschst ja noch nicht einmal die Anfangstechnik."

„Du ja auch nicht!"

„Will ich mich photographieren lassen?"

„Wer sagt denn das? Von dir ist ja gar nicht die Rede."

„Es ist lächerlich, sich auf Schneeschuhen photographieren zu lassen, wenn man bei jedem zweiten Schritt hinklatscht."

„Das sieht man doch auf der Photographie nicht. Auf der Photographie sieht das aus, als ob ichs perfekt könnte."

Pogges waren vorausgefahren. Hilde und Tiffut versuchten ihr Heil auf eigene Faust. Der Photograph wohnte unten im Ort. Es war nicht weit. Der Weg, ohne Huckel und ohne Gefälle, war vom Pflug ausgeschaufelt worden. Rechts und links türmten sich Schneemauern. Es würde schon gehen.

Es ging. Hilde und Tiffut schoben sich mit aller gebotenen Vorsicht dorfwärts.

Horch! Klingelt da nicht ein Schlitten? Das Klingeling nähert sich. Es ist ein heimeliges Geräusch.

Digitized by Google

Hilde macht Mövenaugen: der Schlitten biegt um die Ecke, das Klingeling kommt näher und näher. Die Peitsche pfatscht durch glasklare Luft.

Jetzt wird es mulmig. Hilde will den Leuten im Schlitten zu verstehen geben, daß sie auf Schneeschuhen ist, denkt aber selbst daran, daß die Leute von dieser Voraussetzung ausgehen, und ... es wird höchste Zeit, sich in Sicherheit zu bringen — —

Sie schreit „Auah!" und will quer über die Straße.

Die Straße ist just so breit, wie ein Schneeschuh an Länge hat.

Hilde rammt sich in die Schneewand ein. „Auah!" quakt sie, und jetzt quakt sie „Hilfäh!"

Tiffut, laut Vorschrift die Füße parallel bewegend, ist weit zurück geblieben. Er sieht die Bescherung und lacht. Der Schlitten macht halt. Die Pferde scharren und stampfen. Hilde schreit nach wie vor „Auah!" und „Hilfäh!" Aus dem Schlitten schallt Gelächter. Dumme Gänse! denkt Hilde, läßt sich von dem pelzverhüllten Kutscher auf das richtige Gleis bringen, dicht an der Schneewand, das hätte schlimm ablaufen können, o Gott, mein Leib, huh, es ist kalt, Hunger, neues Kostüm, totschick, Photograph, der Schlitten klingelt...

Tiffut und Hilde langen beim Photographen an.

Es war einer der schönsten Augenblicke ihres Lebens, als Hilde vor der erbärmlich zurechtgeschusterten Schneepappkulisse des Lichtbildners stand, die Knie durchgedrückt, in einem fabelhaft schicken Kostüm und vollauf befriedigt von dem Resultat ihres sportlichen Ehrgeizes.

Digitized by Google

„Ich merke schon," sagte sie auf dem Nachhausewege, „wie gut mir die Ausarbeitung bekommt. Das stählt! Ich bin wie neu geboren."

Sie hatte nämlich die Skier geschultert und schritt, den einen Stock als Bergstecken benutzend, rüstig und wie eine alterfahrene Sportratte zum Hotel zurück. Es war eigentlich eine Torheit, Skier unterzuschnallen, wenn man zu Fuße weitaus sicherer und bequemer vorwärts kam. Wirkte es nicht dekorativ genug, so mit geschulterten Skiern wohlgemut fürbaß zu schreiten? Nun also.

Bartmus empfing sie.

„Na, wie stehts mit der Kunst? Is nich so einfach wies aussieht. Schönes Wetter heute. Tüchtigen Hunger mitgebracht? Wo sind denn die andern? Kommt mit rein in die gute Stube! Ich will euch mal meine Geheimbücher zeigen, hahahaha." Das Privatkontor war ein kleiner, mit Möbelstücken überladener Raum. Gestreifte Rouleaux an den Fenstern, Sofa, Stühle, Tisch, ein altmodisches Schreibpult nebst Drehschemel.

Bartmus eskamotierte eine Flasche echten französischen Kognak auf den Tisch, suchte nach einem Pfropfenzieher und hob den Deckel des Schreibpultes. Hilde und Tiffut, die ihm behilflich sein wollten, warfen einen schürfenden Blick in das Gekröse des Pultes. Da waren: schmutzige Taschentücher, Haarschleifen, ein Rasierspiegel, stockfleckige Kontobücher, Zange, Hammer, Handschuhe, ein Blechkästchen und auch der Pfropfenzieher.

Während Bartmus die Flasche entkorkte, nahm Hilde, neugierig wie sie nun einmal war, das Blechkästchen in

Digitized by Google

die Hand. Es war umschnürt und mehrfach versiegelt und mochte ehedem hundert Zigaretten enthalten haben.

„Da sind wohl die Schmucksachen von Tante Bartmus drin?“ fragte sie.

„Nee,“ warf Tiffut ein, „das ist die Schatulle mit den sieben Siegeln.“

„Nämlich... ja, nu ja...,“ brammelte Bartmus und stellte das Kästchen eilig an den alten Platz zurück, dieweil die Tür aufging und die Frau Wirtin eintrat. Bartmus hatte seine Gattin kommen hören.

„Bartmus, laß doch dem Großvater seine Ruhe!“ äußerte sie und strafte ihren Mann mit einem Basiliskenblick.

Bartmus half sich aus der Verlegenheit, indem er beschäftigt tat und Kognak einschenkte. Dann stießen sie miteinander an, ohne daß es zu der von Bartmus im Schilde geführten Duzbrüderschaft mit Pauls Gattin gediehen wäre. Frau Bartmus war frostig, und Bartmus tat, was er sonst nie tat: er schwieg. Tiffuts begaben sich auf ihr Zimmer. In Hilde drängte die Neugier. Sie mußte um jeden Preis heraus bekommen, was es mit dem Kästchen für eine Bewandtnis hatte. Es ließ ihr keine Ruhe. Am Nachmittag, als Pogges zu einem Spaziergang in den Wald ausgeflogen waren, bedrängte sie ihren Mann, der mit Hilfe von Skribtol Eintragungen in sein Skizzenbuch vornahm, sie in die Küche zu begleiten, zu Frau Bartmus.

Frau Bartmus sei soeben ausgegangen, lautete die Antwort des Küchenchefs auf Hildes Frage nach der Wirtin.

„Wissen Sie zufällig, wo sie hin ist?“

Digitized by Google

„Um die jetzige Zeit macht sie in der Regel ihren Gang auf den Friedhof.“

Hilde ließ sich den Weg beschreiben und zog den widerstrebenden Tiffut an den Rockschößen mit.

Frau Bartmus steuerte durch die Reihen der verschneiten Gräber. Blumen trug sie im Arm.

Hilde und Tiffut stiegen ihr nach bis zu einer Mauernische, unmittelbar neben der kleinen Kapelle. Hier war der Schnee weggeschippt worden.

„Laß doch die Tante!“ sagte Tiffut. „Ist doch ungezogen, sie hier zu stören.“

Aber Hilde war unbeugsam. Sie witterte ein Geheimnis.

Frau Bartmus hatte Tiffuts wahrgenommen. „Das is lieb von euch, daß ihr den Großvater auch mal besuchen kommt.“

Sie legte ihre Blumen an den Fuß der Nische. Die Nische war leer. Unter der Nische stand, daß hier in Gott unser unvergeßlicher Großvater Wilhelm Bartmus liege.

Inmitten mehrerer Wachskränze: frische, unnatürlich frische Blumen.

Hilde konnte nimmer an sich halten.

„Haben Sie denn keine Urne?“ forschte sie.

„Nein,“ erwiderte Frau Bartmus und stockte. Dann verbesserte sie sich und fuhr fort: „Doch, aber ... das heißt — “

„Ach, da haben Sie wohl die Urne eingraben lassen?“

„Ja. Nein. Mir wollten ursprünglich ...“

Sie druckste. Die drei wendeten sich zum Gehen. Hilde hatte sich dicht an Frau Bartmus herangepürscht.

Digitized by Google

„Man kann doch die Asche nicht so eingraben wie sie ist.“

„Nunein, das nich, aber — —“

„Und die Urne stellt man doch in die Nische, sonst hat sie doch gar keinen Sinn.“

„Ach, mir haben ja gar keine Urne...“

„Nein?“

„Nein. Mir konnten uns nich schlüssig werden. Sie gefielen uns alle nich.“

„Wo habt ihr denn da die Asche?“ fiel Tiffut ein.

Frau Bartmus umspannte Hildes Arm. Anscheinend war sie froh, ihrem lastenden Geheimnis Luft zu geben.

„Das is eine sehr umständliche Geschichte. Wie das nun so is. Der Großvater is doch auf seinen letzten Willen hin in Gotha verbrennt geworden, — — und wie mir eines Nachmittags beim Kaffee sitzen, da kommt die Post und bringt ein Paket. Zwei Mark fünfundachtzig hats gekostet. Aus Gotha. Das war der Großvater.“

„Was?“

„Ja. Per Nachnahme.“

„Na, erlaube mal,“ sprach Tiffut, als er sich von seinem Schrecken erholt hatte, „da konntet ihr doch trotzdem eine Urne...“

„Ach nein, das verstehst du nich. Mir getrauten uns doch nich, die Schachtel anzufassen.“

„Und da liegt die nun in euerm Pult?“

„Mir getrauten uns doch nich, die Schachtel anzufassen. Es war doch der Großvater.“

„Und da schafft du frische Blumen auf den Friedhof?“

Digitized by Google

„Ja, die haben mir uns aus Erfurt schicken lassen."

„Und die Asche habt ihr im Pulte liegen?"

„Wo soll sie denn hin?"

Frau Bartmus war ganz verzagt.

„Na, da will ich dir mal einen Vorschlag machen, Tante," sagte Tiffut. „Ich besorge euch eine tadellose Urne, und da tut ihr die Asche hinein."

„Neineinein!" wehrte die Tante ab. „Die Asche bleibt wo sie is. Da vergreifen mir uns nich dran."

Das war etwas für Hilde!

Während der Abendmahlzeit berichtete sie Pogges die brühwarme Historie von der Asche in der Manoli-Schachtel.

Sogar Marianne lachte herzhaft darüber.

Für den kommenden Tag schlug Pogge eine Bobfahrt nach dem Jägerhause vor.

Der Vorschlag wurde einmütig angenommen, am folgenden Morgen jedoch von Pogge aufs lebhafteste widerrufen, da über Nacht Glatteis gefroren war.

Am Start bereit stand der Bob. Leer die Bahn. Kein Mensch wagt heute eine Partie. Was nun? Pogge war geübt im Boblenken und wußte besser als die andern, wie gefahrvoll eine Fahrt bei Glatteis verlaufen konnte. So hielt er denn auch mit seiner Besorgnis nicht hinter dem Berge.

Umherstreunende Kinder waren herbeigetrabt; promenierende Kurgäste blieben stehen, aufs äußerste interessiert.

Hilde und Tiffut blickten hinab ins Tal.

Marianne sagte fest: „Wir fahren!"

„Es wäre tollkühn."

„Wir fahren!"

Digitized by Google

Pogge preßte die Lippen aufeinander. Ruhig Blut. Marianne soll ihren Willen haben.

Er nahm am Steuer Platz, hinter ihm Paul, dann Hilde. Marianne als letzte hatte die Bremse zu bedienen. Kein Wort fiel. Tiffuts harmlose Miene verriet völlige Ahnungslosigkeit. Pogge, als einziger, war sich im Klaren, daß es auf Leben und Tod ging.

Nein, er war nicht der einzige, der sich darüber im Klaren war. Marianne suchte die Entscheidung. Furcht war ihr fremd. Hatte sie sich nicht genug vom Geschick foppen lassen? Jetzt offene Karten und nicht das feige Hin und Her! Dies sollte eine Prüfung sein. Bestand Marianne — gut, so würde sie sich fügen und ihr Kreuz auf sich nehmen. War es der Untergang — gut, dann ging Pogge gemeinsam mit ihr zu Grunde.

Mariannes Hirn arbeitete fieberisch. Ja, es sollte ein Duell sein zwischen ihr und dem Tod. Auf!

Pogge hatte Tiffuts die erforderlichen Anweisungen gegeben; die Beine nicht hinaushängen, sondern aufstemmen! Beim Durchfahren von Schleifen in die Kurve lehnen!

Dann steckte er dorthin, wo sonst der Entenschnabel zu stecken pflegte, eine Sirene und stieß einen heulenden Pfiff aus.

Marianne saß wie versteint. Ihre Augen glommen. Die Entscheidung.

„Hals- und Beinbruch!“ johlten ein paar Spaziergänger, die ihre Bewunderung nicht verhehlt hatten.

Dann ging es los.

Das Tempo war sanft. Moderato. Der Wind blies ins Gesicht. Bäume, Häuser, Menschen sprangen vorbei. Allegro. Die Einzelheiten schwimmen ineinander. Der

Digitized by Google

Wind peitscht Striemen. Die erste Kurve. Ein Geräusch, als wenn eine Spiegelscheibe zerschnitten wird. Das Bild der Landschaft löst sich auf. Geräusch wird, was man sieht. Selbst der Wald ist nicht mehr zu spüren. Tiffut schnalzt vor Vergnügen. Pogge nimmt sich gewaltig zusammen. Ein Zuviel, und das Malheur ist geschehen. Marianne ist zufrieden. Sie regt sich nicht. Presto. Zwei Kurven, dicht hintereinander. Marianne beugt sich leicht nach außen. Pogge stößt durch die Zähne „Bremsen!" Marianne bremst nicht. Der Bob schlenkert. Pogge schreit: „Bremsen!!" Marianne neigt sich weit nach außen. Pogge, seit Beginn der Fahrt auf Gefahr eingestellt, steuert mit unerhörter Geistesgegenwart. Die letzte Kurve wird passiert. Ein aufgeschrecktes Häslein hobbelt querwegein. Schnurgerade liegt die Bahn. Marianne erschlafft. Hilde berauscht sich an dem Klang des Wortes „Bob" und denkt an die Photographie. Hoffentlich ist sie bald fertig. Pogge stiert. Prestissimo. Die Sirene schrillt. Der Ton wird zurückgeschlagen. Was ist? Weit hinten versperrt ein Rodel die Bahn. Abermals Sirene. Es sind zwei Damen, die rodeln lernen. Sie haben die Sirene gehört. Der Bob pfeilt dahin. Jetzt biegen sie um. Nach rechts? „Verdammt!" Ja, nach rechts. Pogge steuert links vorbei. Die Damen wollen hastig ausweichen und zerren ihren Rodel gleichfalls nach links. Pogge reißt das Steuer mit äußerster Muskelanspannung nach rechts, die Schwenkung ist zu stark — der Bob rast einen zu Eis erstarrten Schneeberg hinauf.

Was nun geschah, war das Werk weniger Sekunden. Der zentnerschwere Bob schlägt um und trifft Pogges

Digitized by Google

Schienbein. Tiffut wird holterdipolter über den Hügel hinausgeschleudert, Hilde mit ihrem wundervollen Kostüm liegt in einem Haufen frischgefallenen Kuhdüngers und hat sich den einen Ärmel bis auf den nackten Arm zerschlazt, und Marianne ist mit dem Kopf in dem Eiswall festgerammt, bis zu den Schultern. Pogge springt trotz gräßlicher Schmerzen auf und befreit die Erstickende. Hilde heult. Tiffut, eine Zigarette zwischen den Lippen, schlendert heran. Ihm ist nicht das mindeste zugestoßen. Man bemüht sich um die leblose Marianne. Pogge reibt ihre Schläfe mit Schnee, bringt mit Tiffuts Hilfe rasch den Bob in Ordnung und lädt Marianne auf.

Sie fahren nach dem elektrischen Aufzug. Unterwegs kommt Marianne zu sich. Sie spricht nicht. Das Schicksal war einer Entscheidung ausgewichen. Ihr Pfad führt weiter zwischen Leben und Tod. Es war kein Ja und war kein Nein. Das Gespenst hatte sich der Antwort enthalten. Wer war Sieger in diesem Duell? Gespenster lüften das Visier nicht.

Da ist der Aufzug, Gottseidank. Pogge kann vor Schmerz nicht weiter. Obwohl das verboten, setzt er sich neben die liegende Marianne auf den Bob.

Hilde heult immer noch wegen des ruinierten Kostüms, und weil sie nicht mitfahren darf. Gramgebeugt hakt sie sich bei ihrem Paul unter. Nachhauseweg.

War Tiffut auch auf den Bauch, so war er doch nicht auf den Mund gefallen.

„Sei froh," sagte er, „daß der Ärmel kaput ist und nicht die Knochen! Nimm dir ein leuchtendes Vorbild an mir, Hildemädchen! Ich zucke mit keiner Wimper."

Aber es war ihm nicht wie Lachen.

Digitized by Google

Nach dieser Bobpartie griff allgemeine Bettruhe um sich. Hilde schöpfte nur schwachen Trost aus der Versicherung des Hoteliers, daß im ganzen Dorf von nichts anderem gesprochen werde als von der halsbrecherischen Tour. Sie hätte gern einen allerliebsten Verband um eine niedliche Wunde getragen. So merkten ihr leider die Gäste des Hotels nicht das geringste an, wiewohl sie ein leidendes Air anzunehmen sich bewogen fühlte.

Pogge wachte einen Tag und eine Nacht an Mariannes Bett. Der Arzt hatte Dr. Sandows brausendes Bromsalz verordnet. Die Sache werde sich in zweimal vierundzwanzig Stunden behoben haben.

Mariannes Zustand schien in der Tat unverändert. Zwar war sie launisch wie immer und leicht gereizt, doch hatte sie hie und da ein freundliches Wort für ihren Gatten und wußte ihm dankbar die Hand zu drücken, wenn er neben ihrem Lager hockte und ihr mit gedämpfter Stimme vorlas. Da zwischen 148 und 149 der Korridor lag, war Marianne vor Hildes schwatzhafter Zunge sicher. Im übrigen hatte Tiffut, der, wenn es sein mußte, ein straffes Regiment führte, seiner Frau eingeschärft, daß unter allen Umständen auf Mariannes lädierte Nerven Rücksicht zu nehmen sei.

Wie aber verhielt es sich mit dem Gespenst? Hatte es klein beigegeben und sich verflüchtigt, oder holte es zu einem neuen Schlag aus? Sollte die Entscheidung hinausgezögert werden?

Marianne war auf ihrer Hut.

Am vierten Tag erhob sie sich.

Pogge, dem sein Schienbein noch arg zu schaffen machte, saß mit Tiffut im Spielzimmer beim Schach.

Digitized by Google

Marianne nahm ihr Frühstück auf Nr. 148 ein. Dann trat sie an den Schreibtisch und las die Titel der Bücher, welche Pogge ihr besorgt hatte. Ein Band lag abseits. Marianne schlug ihn auf. Es war eine Novellensammlung. Die Eingangsgeschichte handelte von einer jungen Dame, die sich zu Tode härmt, weil Kinder ihr versagt sind. Pogge hatte das Buch absichtlich beiseite gelegt, aber wegzuschließen vergessen. Marianne las Satz für Satz. Das Gespenst las mit.

Beim Mittagsmahl fehlte Marianne. Bartmus hatte sie gesehen, wie sie sich die Schneeschuh angeschnallt.

Sie kam spät, entschuldigte sich, schlang ein paar Bissen hinunter und setzte sich mit Pogge ins Spielzimmer. Sie äußerte den Wunsch, Schach zu spielen. Pogge nahm Weiß, Marianne Schwarz. Obgleich Pogge einen Turm vorgegeben hatte, war Marianne, gewiß keine ungeübte Spielerin, bald in harter Bedrängnis und brachte ihren König durch Rochade knapp in Sicherheit, mußte jedoch dabei einen Springer opfern. Im Eifer des Gefechts ließ Pogge die vorgefaßte Nachsichtigkeit fahren, räumte brutal unter Mariannes Figuren auf und drang mit einem Bauern in schwarzes Gebiet ein, bis ihm unversehens eine zweite Dame beschert ward. Das Gespenst spielte mit.

Marianne klappte das Schachbrett zu und eilte auf ihr Zimmer. Pogge, von Bartmus aufgehalten, folgte ihr nach geraumer Weile und fand sie mit fröhlicher Miene auf dem Diwan liegend.

„Du, Günther, die Geschichte von der Tante Tiffuts finde ich kostbar, weißt du, der arme Großvater muß nun im Pult liegen in einer Blechschachtel. Hoffentlich macht ihrs mal mit mir nicht ebenso."

Digitized by Google

Sie sagte das in tändelndem Ton. Gleichwohl hörte Pogge den Ernst heraus.

„Wo hat Frau Bartmus eigentlich die frischen Blumen her?“

„Die hat sie sich aus Erfurt schicken lassen.“

„Günther, hast du mich noch ein klein wenig lieb?“

„Marianne!“

„Dann weißt du, was am Freitag ist.“

Pogge dachte nach. Er wußte es nicht.

„Also du hast mich doch nicht mehr lieb!“

„Tatsächlich keine Ahnung, was am Freitag ist.“

„Unser Hochzeitstag.“

„Ja, richtig! Das hätt ich Dummlack ganz verschwitzt! Aber lieb hab ich dich trotzdem.“

„Beweise!“

„Soll ich dir das erst beweisen?“

Er dachte an die Schachpartie und ahnte nicht, was Marianne im Schilde führte.

„Dann laß für Freitag Rosen schicken, Günther! Rosen, soviel du schicken lassen kannst — —“

„Gern, Marianne, gern.“

Es zog ihm etwas von „Zimmer in Blumenhain verwandeln“ durch den Kopf, aber er brachte derartige Phrasen nicht über die Zunge. Zudem hatte der „Blumenhain“ einen peinlichen Beigeruch.

Marianne reichte ihm die Hand, und Pogge machte sich auf, unter Mitwirkung des Hoteliers umgehend Erfurter Blumen zu bestellen.

Am Abend besuchten sie zu viert das Kurkonzert nebst anschließendem Ball. War Marianne auch nicht

Digitized by Google

ausgelassen, so zeigte sie sich dennoch beträchtlich lebhafter als sonst. Sie plauderte und scherzte und ließ sich sogar zu einem Tänzchen mit Tiffut herbei. Um Mitternacht verließen sie das Kurhotel. Die Schneefelder strahlten. Atem wurde Rauch. Es war licht wie am Tage. Ein Schlitten glitt vorüber unter Schellengeräusch.

„Gott, wie romantisch!" flötete Hilde und bat ihren Paul, für morgen ein Geschirr zu bestellen.

Da sie es aber bis zum Abend nicht erwarten konnte, fand die Schlittenfahrt bereits am Nachmittag statt. Ohne Marianne, die sich dispensiert hatte. Rodeln gewähre ihr größeres Vergnügen, hatte sie angegeben.

Marianne rodelte nach dem Frühstück und nach der kurzen Mittagspause. Gern hätte Pogge sie begleitet, aber es würde wohl noch eine Woche verstreichen, ehe er des Krückstockes entraten durfte. Falls er nicht mit Tiffut beim Schach saß, humpelte er in Begleitung des sportunlustigen Ehepaares nach der Schäferei, nach der Mühle oder nach anderen Ausflugspunkten.

Am Donnerstag abend waren die Rosen noch nicht eingetroffen.

„Wie das nu eben so is," dozierte Bartmus, „da kann man eben nischt machen. Manchmal ist die ganze Bahnstrecke so verschneit, daß der Zug erst am nächsten Morgen kommt. Wie gefällts euch denn bei uns? Das is ja nun besondres Pech, was ihr gehabt habt. Muß gerade euch passieren. Bei solchen Glatteis fährt man aber auch nicht Bob. Könnt euerm Gott danken, daß ihr noch so gut weggekommen seid. Voriges Jahr, da hatte ich ein paar Herren hier, die haben dabei das Genick gebrochen."

Digitized by Google

Am Freitag, in aller Frühe, während Marianne noch schlief, machte sich Pogge auf, um Erkundigungen einzuziehen ob des Zuges. Da das Ehepaar Bartmus noch unsichtbar war, hinkte Pogge nach dem Bahnhof. Dort wurde ihm der Bescheid, daß 7.26 ein Zug einlaufe. Die Uhr zeigte einviertel auf acht. Pogge begab sich in den Wartesaal und trank einen Kaffee.

Um acht Uhr trank er den zweiten. Er kannte sich in den ortsüblichen Verspätungen nicht aus. 7.26 bedeutete um neun Uhr.

Pogge hatte soeben das Hotel verlassen, als es an Zimmer 148 klopfte.

Marianne schrak auf, sah das Bett ihres Gatten leer, sprang in ihre Pantöffelchen und fragte, wer draußen sei.

Es war der Boy mit einer Sendung aus Erfurt.

Marianne öffnete. Sie war im Pyjama.

Während der Boy zwei große Kartons auf den Tisch legte, hatte Marianne die Brieftasche Pogges erspäht und entnahm ihr einen Geldschein.

Der Boy dankte, dienerte, entschwand.

Marianne durchstöberte Pogges Brieftasche, ohne sich dessen bewußt zu werden. Vielleicht glaubte sie ein Lebenszeichen von Elisabeth darin zu finden.

Sie fand kein Lebenszeichen von Elisabeth. Wohl aber fand sie eine alte Photographie ihrer eigenen Person: eine Photographie des Fräuleins Hardeland, der schönen Marianne.

Marianne wendete kein Auge von dem Lichtbild. Sie fühlte, daß hinter ihr das Gespenst stand mit dräuend gerecktem Finger. Sie fühlte den hypnotischen

Digitized by Google

Willen des Gespenstes. Die Entscheidung, die Entscheidung ...

Marianne kleidete sich an, traumwandlerisch, nahm die wohlverwahrten Rosen, verließ das Zimmer, stieg die Treppe hinab, schritt durch die Vorhalle und schlug den Weg ein, der in den Wald führte, am Friedhof vorbei.

Es war um acht.

* * *

Nach der Niederlage beim Agenten Riffelqvist zog sich Elisabeth, aufs Haupt geschlagen, aus der Öffentlichkeit zurück, obwohl sie das Privatleben nie verlassen hatte und nur in ihrer Einbildung berühmt gewesen war. Drei Tage und drei Nächte krümmte sie sich unter der Pranke eines unerbittlichen Geschickes und haderte mit der ruppigen Welt. Das schreckliche Hotelzimmer nebst Fahrstuhl zerrieb das mürb gewordene Mädchen.

Mit Sarastro hatte sich Elisabeth blutig entzweit. Aber sie haßte ihn nicht und dachte bereits am vierten Morgen ohne Bitterkeit an ihn. Wenn sie es recht überschlug, war er ihr stets gleichgültig gewesen.

Dann war Elisabeth mit wieder erwachender Daseinsfreudigkeit zu einem anderen Agenten gefahren und hatte ihm vorgesungen. Seinem Urteilsspruch sich beugen war ihr fester Vorsatz gewesen.

„Oper?" hatte der Agent gesagt. „Nee, das ist nischt für Sie. Wer so gebaut ist, der gehört ans Kabarett!"

Digitized by Google

Also Kabarett. Was blieb sonst übrig? Hauptsache war, daß ein Anfang gemacht würde. In Gottes Namen denn!

„Der Direktor vom ‚Dideldum', ein alter Freund von mir, Barke heißt er, der hat mich kaum vor einer Viertelstunde angeklingelt, ob ich nich was habe für ihn. Das trifft sich ja glänzend! Im ‚Dideldum' ist eine Nummer krank geworden, da können Sie gleich einspringen. Haben Sie Lust?"

Elisabeth nickte.

„Dreihundert Mark pro Monat. Fünf Tage gehen ab. Zehn Prozent stehen mir zu. Wollen wirs gleich erledigen. Sie können heute abend anfangen. Ich gebe Barke gleich Bescheid, ja?"

Elisabeth war einverstanden und verpflichtete sich dem Kabarett „Dideldum" für den Monat Dezember.

Am Nachmittag produzierte sie sich dem Direktor Barke. Er schien zufrieden.

„Seriös?" sprach er. „Ooch gut."

Am Abend war Elisabeth beizeiten zur Stelle.

Sie war arg befangen. Die ganze Aufmachung gefiel ihr nicht. Das Publikum bestand aus denjenigen Männern, die sie von der Straße her kannte. Jeder einzelne sah aus wie „Gestatten, gnädiges Fräulein, daß ich Sie begleite?" Und vor denen sollte sie singen...

Die Damen waren der Herren würdig. Frech und geschminkt.

Elisabeth dachte langsam und gleichgültig. Sie gab sich keine Mühe. Mochte es gehen, wie es wollte.

Der Conférencier bestieg das Podium.

Digitized by Google

„Meine Herrschaften, als nächstes bringe ich Ihnen Lyra Lund. Sowas haben Sie noch nie gehört. Eine Stimme — wie die Nachtigall! Ein Figürchen — Klasse! Etwas für Herren zum Aufdenschoßnehmen. Stimmung für Lyra Lund!"

Elisabeth zwängte sich durch die Tischreihen. „Ah!" rief jemand. Einige Herren klatschten.

Elisabeth stand oben. Der Scheinwerfer blendete sie. Sie sah nichts. Sie sah nicht das mindeste. Das gab ihr Zuversicht. Sie stand mitten in Sonne. Sie sang den Kußwalzer von Arditi.

Nach dem dritten, vierten Takt verstummte jegliches Geräusch, und es ward totenstill im Saal. Man hätte einen Tadel zu Boden fallen hören.

Elisabeth sang, und sie sang so gut, daß kein Mensch klatschte. Das Publikum saß mäuschenstill. Niemand rührte sich.

Elisabeth, ohne aufzuschauen, begann nach kurzer Pause ein Lied von Edvard Grieg.

Sie sang das Lied, klappte ihr Notenheft zu und verließ das Podium.

Applaus durchdonnerte den Saal. Bravorufen. Trampeln.

Elisabeth zwängte sich wiederum durch die Tische, beschämt und flüchtig und stolz.

Ohne nachzulassen, donnerte der Applaus.

Elisabeth kletterte nochmals auf das Podium hinauf und sang ein Volkslied von Brahms.

Von Bravorufen überflutet, bahnte sie sich ihren Weg zu der Nische, wo Kollegen und Kolleginnen saßen.

Man schnitt sie.

Digitized by Google

Elisabeth grämte sich dessen nicht. Sie eilte über den glasdachüberwölbten Hof zur Garderobe und kleidete sich rasch um. Sie war allein.

Neben der Garderobe lag die Küche. Lyra Lund ließ sich ein belegtes Brot geben, zahlte, biß hinein, entfernte sich, bestieg die Straßenbahn und stob in ihr Hotel. Zehn Minuten später träumte sie, verwirrt und glücklich.

Am nächsten Abend war sie abermals die erste in der Garderobe. Kleider hingen da, das unsaubere Innere nach außen gereckt, schmuddelig wie ausrangierter Ramsch. Elisabeth ekelte sich. Bruzelgeruch aus der Küche wehte herüber. Elisabeth setzte sich in das einsame Hinterstübchen des Kabaretts und trank einen Kaffee. Sie war niedergeschlagen und wußte nicht, warum. Es ist alles einerlei, dachte sie.

Pogge?

Eine Dame schritt an ihr vorüber, ohne zu grüßen, und entschwand durch den Notausgang. Wahrscheinlich eine Kollegin.

Elisabeth brütete in sich hinein.

Direktor Barke stand plötzlich neben ihr, wünschte freundlich „Guten Abend" und: „... brillant gesungen... aber bitte nicht wieder echappieren... nach Vorstellung Gästen widmen... Künstlerinnen-Tisch... Mäzen... gelt?"

Das alles leuchtete Elisabeth ein. Es hätten ihr noch ganz andere Dinge eingeleuchtet.

Der Direktor mochte bemerkt haben, daß Fräulein Lund nicht in der besten Stimmung war, und entfernte sich unter diplomatischen Leutseligkeiten.

Digitized by Google

Elisabeth schlich in die Garderobe. Da standen ein Tisch und fünf Stühle. Von diesen fünf Stühlen waren vier Stück intakt. Der fünfte hatte drei Beine und das Rohr war durchgescheuert. Vier Damen hielten sich in der Garderobe auf: Lo und Lu, zwei Tänzerinnen — Clarissa Binakel, Soubrette — Frau Teichröder, Klavierhumoristin.

Den fünften Stuhl hatten sie für Elisabeth freigelassen.

Elisabeth, bei ihrem Eintreten, wurde sauersüß angelächelt.

Sie sah und roch, ohne sehen und riechen zu wollen. Auf dem länglichen Tisch stand eine Schatulle mit schmierigem Inhalt. Das Lippen-Rot ähnelte der Augenbrauen-Farbe. Die Schmink-Lappen strömten Petroleumduft aus. Transpiration hing in der Luft. Ein blinder Spiegel à la Dienstbotenkammer war an eine Perücke gelehnt. Griesgrämig und mit fahlen Larven lümmelten die Damen auf ihren Stühlen. Das ausgelassene, muntere Künstlervölkchen, das auf der Bühne lichterloh strahlte und sich vor Übermut kaum zu bändigen wußte, war trübseliger als ein regnerischer Herbstabend, und von der seidenen Pracht der Kostüme spürte man nichts. Die Damen trugen altmodische Fähnchen, notdürftig modernisiert. Elisabeth schloß ihr Reiseköfferlein auf und kramte hervor, wessen sie benötigte, ohne sich um das Getuschel der Kolleginnen zu kümmern.

Diese pafften Zigaretten und beobachteten Elisabeth aus Augenwinkeln oder durch gesenkte Lider. Es entging ihnen nicht, daß Elisabeth ihre Utensilien in einem japanischen Lackkästchen verwahrte und daß sie einen elfenbeinernen Spiegel ihr eigen nannte. Lyra Lunds

Digitized by Google

Puderdöschen war aus Silber, allem Anschein nach echt. Soso. Das Puderdöschen war entzückend. Clarissa Binakel schwoll vor Neid.

Elisabeth öffnete ein schweinsledernes Etui und förderte ihre Schmucksachen zutage. Das Getuschel erstarb. Im Hui war Elisabeth von den Damen umringt

„Donnerwetter, das sind wohl richtige Brillanten?"

„Oi — und in Platin gefaßt!"

„Da hast du wohl einen ganz reichen Verehrer?"

„Na, man siehts, die hats nich nötig."

„Den Schmuck möcht ich haben. Da tät ich nich mehr arbeiten."

„Das müßte verboten werden."

„Zeig nur mal das Armband her!"

„Die nimmt bloß unsereinem das Brot weg — —"

Elisabeth verhielt sich reserviert. Sie würde etwas darum gegeben haben, wenn sie während des Umkleidens hätte allein sein dürfen. Ach, schließlich, was tat es? Mochten die Damen getrost Elisabeths saubere Unterwäsche beschnüffeln... Die Binakel mußte sich fertig machen, da sie das Programm eröffnete. In zwei Minuten war sie sprungbereit, und das geschah folgendermaßen: Sie riß die an der Rückfront angebrachten Druckknöpfe mit einem genialen Wuppdich auf und knallte das Kleid auf den Stuhl, schlug ihr schmutziges Hemd bis zu den Hüften um, zog über einen schwarzen Unterrock, der ehedem als Oberteil eines Kostüms seine Dienste getan, ein tiefausgeschnittenes Kleid — eines von denen, die umgestülpt an der Wand hingen —, steckte, da die Knöpfe fehlten, die Geschichte einszweidrei mit Sicherheitsnadeln zu, streifte grünseidene Strümpfe über die dicken wollenen, die

Digitized by Google

sie klüglich anbehielt, stülpte ein paar Ringe über, die mit schamlosen Simili-Kartoffeln besetzt waren, zerraufte und zerzupfte ihre Haare mit fabelhafter Fingerfertigkeit und schmierte sich zuguterletzt Karmin und Kohle ins Gesicht. Auf Entfernung wirkte sie wie eine russische Großfürstin. Alles dies war das Werk von hundertundzwanzig Sekunden. Elisabeth folgte ihr auf dem Fuß und plazierte sich an dem Künstlerinnen-Tisch, abseits vom Zuschauerraum, auf einer Balustrade.

Dem Künstlerinnen-Tisch gegenüber räkelte sich, solo, ein Glatzkopf.

Als Elisabeth Platz nahm, wagte er eine leichte Verbeugung.

Elisabeth beachtete ihn nicht.

Der Glatzkopf polierte sein Monokel, klemmte es ein und fixierte Elisabeth. Elisabeth blickte zufällig hin. Der Mensch erhob sein Glas und trank ihr zu. Der Ventilator surrte. Oder war es Clarissa Binakel?

Man klatschte. Die Binakel trat ab. Lyra Lund war an der Reihe.

Sie mußte an dem Tisch des Glatzköpfigen vorbei. Verstohlen rief er ihr etwas zu. Sie verstand nicht.

Elisabeth sang.

Die gleiche Wirkung wie gestern. Eine Lawine von Beifall. Bravorufe böllerten. Elisabeth dankt und bahnt sich ihren Pfad durch feurig applaudierende Verehrer. Läßt sich am Künstlerinnen-Tisch nieder.

Der Glatzkopf klatscht immer noch.

Elisabeth widmet ihm einen Blick.

Der Glatzkopf grüßt. Der Glatzkopf trinkt auf Lyra Lunds Wohl.

Elisabeth dankt mit leichtem Nicken.

Digitized by Google

Der Ober kommt, eine Persönlichkeit, die ihresgleichen nicht hat weit und breit, dieser Ober. Erstaunlich intim mit sämtlichen Kräften des Kabaretts. Beichtvater, Helfer in allen Nöten und Helfershelfer unter strengster Diskretion.

Er raunt Elisabeth etwas ins Ohr. Ob er dem Dicken da drüben eine Pulle abknöpfen soll? Oder...? Gern erbötig. Sehr empfehlenswerte Chose. Der Kerl hat Moos wie Heu. Raunt der Ober.

Elisabeth verzichtet.

Der Glatzkopf prostet ihr von neuem zu. Er hat auffallend große Pranken. Er kann in jeder fünf Apfelsinen halten und fragen: „Ratet mal, was ich in der Hand habe!"

Der Ober flüstert mit ihm.

Der Glatzkopf schickt ein Glas Sekt herüber.

Elisabeth ergreift das Glas — —, aber Clarissa Binakel hatte das Paar mit Späheraugen überwacht und im Geheimen beschlossen, die Anbahnung im Keim zu ersticken; sie stürzt herzu, entwindet das Glas der gelähmten Hand Elisabeths und kräht: „Prost, Dickerchen, sollst leben!"

Und schon wird der ganze Tisch von Kollegen und Kolleginnen belagert.

Der Ober ist instruiert und schnellt eine Flasche Champagner auf den Tisch. Bumm! Halloh und Prosit, Gläserklirren, Pokulieren.

Der Glatzkopf, vom Conférencier aufgefordert, wechselt den Platz und gleitet neben Elisabeth auf das Sofa.

„Ober, die Speisekarte! — Die Damen und Herren sind meine Gäste. Es kann jeder essen, was er will und wieviel er will. Zehnmal Wildente!"

Digitized by Google

Und der Glatzköpfige ließ auffahren, was Kehle und Magen begehrten. Unversehens hatte sich seine Hand selbständig gemacht, um Elisabeths Knie zu tätscheln.

„Bitte!“ sagte Elisabeth abweisend. „Ich liebe derlei Scherze nicht.“

Die Hand zog Leine.

„Fasanenhaft!“ schmunzelte der Glatzkopf, „einfach fasanenhaft!“

Er meinte damit Elisabeth, und ein faunischer Blick von ganz unten herauf in Elisabeths Blondheit zeugte von ausschweifenden Plänen seinerseits. Blond, so versicherte er, wäre sein Typ. Ferner versicherte er, daß ihn das Kühle an Elisabeth heiß mache. Er sei fasanenhaft in sie verschossen. Sie oder keine.

Die übrigen schmatzten mit gefüllten Backen. Es war eine einmalige Gelegenheit, sich für die ganze Woche zu versorgen. Ein edler Wettbewerb entbrannte. Man ließ sich nicht lumpen. Keiner wollte hinter dem anderen zurückstehen. Man bestellte eine zweite Portion. Man bestellte eine dritte Portion. Wie die Geier waren sie. Der Sekt ergoß sich in Sturzbächen.

Elisabeth nahm keinen Bissen zu sich, obwohl es sie rechtschaffen hungerte. Wer gut singen will, darf vor dem Singen nicht essen. Diesen Lehrsatz Saraſtros befolgte sie getreulich. Nun knurrte ihr der Magen. Der Kolleginnen halber blieb sie am Tisch. Sie wollte nicht Spielverderberin sein. Sie gönnte den armen Mädels ein opulentes Mahl. Aber es fiel ihr wahrlich nicht leicht, auszuharren. Und füttern lassen wollte sie sich nicht von dem Glatzkopf.

Digitized by Google

Der Ober hatte der Blumenfrau einen Wink gegeben, und der Glatzkopf erwarb Maiglöckchen. Jede Dame erhielt ihr Sträußchen, Lyra Lund ein Bukett zum zehnfachen Preis. Sie oder keine.

Kaum war die Blumenfrau entwichen, nahte sie wieder, als Schokoladenfrau verkleidet. Der Glatzkopf kaufte en gros. Indes die Kolleginnen um Konfekt und Schleckereien rauften, verirrte sich die Hand des Dicken wiederum in Elisabeths Kniegegend.

Elisabeth wehrte sich so heftig, daß dem Glatzkopf alle weiteren Offensivgelüste vergingen. Um so stürmischer schwatzte er auf Elisabeth ein. Er wolle sie halten wie eine Fürstin. Er sei nun einmal fasanenhaft in sie verschossen und könne nicht los von ihr. Sie habe es ihm angetan. Sie müsse seine Freundin werden. Sie werde es nicht bereuen. Den billigen Klimbim, den sie da um den Hals und in den Ohren baumeln habe, werde er durch richtiggehende Diamanten ersetzen. Es käme ihm auf ein paar Tausender nicht an. Sie brauche nur Ja zu sagen, und sie habe ausgesorgt fürs Leben. Er würde sie einkleiden von Kopf bis Fuß — tipptopp.

Die Herren und die Mädels tranken, tranken, tranken.

Unverdrossen schenkte der Ober ein.

Unverdrossen leerte Elisabeth Glas auf Glas in den Eiskübel. Niemand merkte es. Der Glatzkopf glühte. Er ließ nicht locker. Er war unbeugsam. Sie müsse die Seine werden, behauptete er. Insgeheim setzte er dazu: Im Notfall mit Gewalt.

Er flötete auf sie ein. Einen Ring werde er ihr schenken, verhieß er, — einen Ring von unermeß-

Digitized by Google

lichem Wert. Ein Erbstück. Seine Frau hätte den Ring mit in die Ehe gebracht. Seine Frau sei steinreich. Er wäre lange genug von ihrer Tasche abhängig gewesen, aber jetzt verdiene er selbst so viel, daß er sie nicht mehr brauche. Er pfeife auf seine Frau, hoho. Ja, und den Ring werde er seiner blonden Freundin verehren. Ganz bestimmt. Sie dürfe nicht glauben, daß er ihr Flausen vormache. Keine Spur. Er meine es total ernst. Er sei fasanenhaft in sie verschossen. Er sei direkt plemm-plemm vor lauter Liebe. Den Ring bekäme sie. Das sei so sicher wie das Amen in der Kirche. Aber sie müsse ihn sich selber holen. Er habe ihn daheim, im Hotel. Das heißt, eigentlich sei es gar kein Hotel, denn er wohne privat; aber der Ring sei ihr sicher. Sie brauche ihn nur zu holen.

Frau Teichröder hatte das mit dem Ring aufgeschnappt. „Dickchen," schmatzte sie, „laß mir den Ring holen!"

„Nöh, du bist zu fett!"

Des Glatzkopfs Augen wurden stier. Er klappte zusammen.

Die Anderen hatten sich den Leib vollgeschlagen. Es war unfaßlich, was sie hinunterzuschlingen vermochten. Wochenlang hätten sie nun ohne Nahrung auskommen müssen. Jetzt schälten sie Apfelsinen, qualmten und stopften sich die Taschen voll Nüsse.

Der Dicke erwachte aus seiner Lethargie und gröhlte: „Zahlen!"

Blitzgeschwind zauberte der Ober die Rechnung herbei und fand Gelegenheit, Elisabeth zuzuwispern, daß er für sie fünfmal Abendbrot notiert habe. Er dachte an

Digitized by Google

alles. Er sagte sich: „Der Dicke zahlt, was ich aufgeschrieben habe. Ohne zu kontrollieren. Ich mache dabei rund tausend Mark plus. Warum soll das arme Mädchen, die kleine Lund, keine Prozente haben, wo ich ihr den ganzen Salami verdanke!“ Es war ein herrlicher Mensch.

Elisabeth antwortete leise: „Schreiben Sie es der Lo und der Lu gut.“

Der Ober nickte und schrieb im Geist den beiden Tänzerinnen je ein Abendessen gut. Sie standen bei ihm mit zweihundertachtzig Mark in der Kreide. Der Dicke hatte inzwischen das Geld aufgezählt, beglich die Rechnung, legte ein pompöses Trinkgeld drauf und rief: „Kindersch, ich hab heut so viel Geld verdient: hier hat jeder einen blauen Lappen!“

Das hatte er sich während seiner Schweigeperiode ausgetüftelt. Es dünkte ihn das einzige Mittel, der blonden Spröden auf unverfängliche Weise ein wenn auch kleines, so doch immerhin zu ebenso kleiner Verbindlichkeit verpflichtendes Geschenk zu machen.

Er hielt ein Bündel Banknoten in der Linken, feuchtete zwei Finger der Rechten an und begann, die Scheine zu verteilen. Wie nicht anders zu erwarten, fing er bei Elisabeth an.

„Danke,“ sagte die eisig. „Geld nehme ich nicht.“

Wutgeheul erhob sich. Stichflammen des Hasses sengten Lyra Lund.

Der Dicke — fast sah es aus wie Gleichmütigkeit, aber es war eine durch den Alkohol mattgesetzte Wut —, der Dicke steckte seine Brieftasche wieder ein und verwahrte das Bündel Banknoten in der Weste.

Digitized by Google

„Es war nicht bös gemeint!“ lispelte er und erhob sich.

Elisabeths Kolleginnen und Kollegen unterdrückten ihren rauchenden Groll und leerten die Flaschen mit markerschütterndem Tumult.

Aufbruch. Der Ober hatte Mäntel und Überröcke herbeigehext. Er war einzigartig, dieser Ober.

Man wankte hinaus. Eisige Nachtluft. Das tat gut.

Der Dicke winkte alle verfügbaren Droschken herbei, händigte den Kutschern pränumerando je hundert Mark ein — er entnahm sie, wie Frau Teichröder wohl bemerkte, einem Schubfach seiner Weste — und stellte der gesamten Gesellschaft die Fuhrwerke zur Verfügung; krähte jeweils das Signal zur Abfahrt, faßte Elisabeth unter und torkelte, als letzter, mit seiner Beute auf die bereitstehende Droschke los.

Elisabeth öffnete den Wagenschlag, ließ den Dicken einsteigen, schmiß die Tür zu und stürmte in die Nacht hinein, stürmte in die bitterkalte Nacht hinein.

Sie lief, was die Füße hergaben. Sie frohlockte nicht, daß sie dem Dicken entronnen war. Sie ekelte sich nicht, sie fror nicht.

Am folgenden Tag erwachte sie kurz vor dreiviertel eins. Wer weiß, wie lange sie geschlafen hätte, wenn sie nicht von Hunger und Kopfschmerz gepeinigt worden wäre.

Sie zog die Vorhänge des Fensters auf, hockte sich auf den Bettrand und ließ die Geschehnisse des verwichenen Abends Revue passieren.

Was eigentlich war geschehen?

Mit einer übernatürlichen Deutlichkeit, wie sie im allgemeinen nur Verkaterten eigen ist, erstanden die

Digitized by Google

widerlichen Szenen. Hyänen waren die Kolleginnen, Raubvögel die Herren. Die Kolleginnen waren ihresgleichen. Ihresgleichen. Waren sie von Natur so geschaffen, wie sie waren oder wenigstens zu sein schienen, oder waren sie erst so geworden? Waren die Männer schuld, daß die Mädels so verdorben waren, oder verdarben die Mädels von selbst? Oder waren die Männer erst durch die Mädels so geworden, wie sie waren? Was war hier Ruf und was Echo?

Elisabeth unterbrach das naive Gedankenspiel.

Der Dicke mit der Glatze... in einem abscheulich grünen Schlips hatte er eine erbsengroße Perle von schwarzer Farbe stecken gehabt. Elisabeth hatte diese Perle vor sich. Es war die Perle des schüchternen Chemikers von Westerland. Wie die Perle zu dem Schlips, so hätte Elisabeth zu dem Glatzkopf gepaßt.

Und das mit dem Dicken war sicherlich nicht das übelste. Wer weiß, wessen Zudringlichkeiten ihr noch bevorstanden in den folgenden drei Wochen. Drei volle Wochen, nicht auszudenken! Würde es jeden Abend so sein, wie es gestern war? Vielleicht handelte es sich um eine Ausnahme. Vielleicht gab es auch harmlos-fröhliche Menschen die Abende. Gleichviel: unter derlei Volk würde sie sich nicht wohlfühlen, nie und nimmer. Allesamt waren sie verlogen und oberflächlich und frech, und man mußte werden wie sie, wollte man nicht vor Ekel ersticken.

Den Abend zauderte Elisabeth, ob sie in das „Dideldum" gehen solle. Sie dünkte sich nicht besser als ihre Kolleginnen; war weder stolz noch eingebildet noch prüde. Sie würde es lernen, einen Puff zu vertragen. Rückzug wäre schlapp gewesen. War es denn wirklich

Digitized by Google

so unerträglich, was man ihr zumutete? Konnte sie nicht mit dem Strom mitschwimmen? Ein wenig Reserviertheit würde nichts schaden. Nur nicht die Flinte ins Korn werfen!

Als sie den Hof des Kabaretts überquerte, um sich in den Ankleideraum zu verfügen, trat ihr ein Kollege in den Weg und suchte mit ihr anzubandeln. Er hatte sie von der Herrengarderobe aus erspäht und war herbeigeflitzt, wie er ging und stand, nämlich in Unterkleidern und unter der Nase eine Schnurrbartbinde.

Er höhnte hinter Elisabeth drein.

Dergleichen war ihr bisher erspart geblieben, und doch war es nur ein zahmes Vorspiel zu dem unmittelbar folgenden Auftritt.

Ganze Kübel voll unflätiger Beschimpfungen wurden über der armen Elisabeth entleert. Das erste Wort, das ihr an Stelle eines Grußes entgegenflog, war ein unzweideutiges „Mistvieh". Auf dieses Stichwort hub eine Schmähkanonade an, deren Quintessenz in schriftdeutscher, gemäßigter Fassung etwa lauten würde: Lyra Lund sei ein minderwertiges Subjekt, da sie kein Herz besitze für ihre bedürftigen Kolleginnen. Falls sie es nicht nötig habe, zu poussieren, dann solle sie machen, daß sie sich von hinnen schere. Es bleibe dahingestellt, wen sie alles schon gerupft habe. Denn wer echten Schmuck mit Platin trüge, mit dessen Moral könne es nicht weit her sein. Sie möge sich um Himmelswillen nicht als die Tugendhafte aufspielen. Sie sei eine gemeingefährliche Schwindlerin und habe es faustdick hinter den Ohren.

Schweigend machte sich Elisabeth fertig. Ihr Handkoffer war aufgebrochen. Das Lackkästchen war demoliert.

Digitized by Google

Der seidene Unterrock war mit glimmenden Zigaretten zersengt worden. Das die Rache der gekränkten Kolleginnen.

Elisabeth beschloß: „Dies wird mein letztes Auftreten sein."

Sie sang, so gut sie irgend konnte. Es war ihr weh. Das Kabarett sollte sehen, was es an Lyra Lund verlöre. Es war ein Abschied für Lebenszeit.

Durch den stürmischen Beifall vollends weichgestimmt, taumelte Elisabeth am Künstlerinnen-Tisch vorbei, allwo man ihr durch solidarisches Rückenkehren zu verstehen gab, was man von ihr halte, und lehnte sich an eine Tür des Hintergrundes. Nur mit Mühe hielt sie sich auf den schwanken Füßen.

„Was ist Ihnen denn? So traurig..."

Der Kapellmeister wars. Elisabeth hatte ihn bisher kaum beachtet. Er blickte sie mit Teilnahme an. Ungeheuchelt, das fühlte Elisabeth.

„Ach — — gestern abend," stammelte sie, „und dann vorhin."

Sie vertraute sich ihm an und erfuhr, daß auch er keine Freude habe am Kabarett. Er studierte Musik und war bettelarm. Er war scheu und hager. Er trug eine Samtjoppe mit hochgeschlossenem Rockkragen. Er war unglücklich. Er mußte Geld verdienen. Er bekam monatlich hundertundsechzig Mark.

Es war ein trauriger Dialog. Elisabeth klagte ihr Leid, und er klagte sein Leid. Beiden war es wie Geschwistern.

Jetzt schwiegen sie einander an, und aus diesem innigen Schweigen tropfte gemeinsamer Schmerz, ein Spinnweb zwischen ihm und ihr. Menschen.

Digitized by Google

Es hätte eines armseligen Wörtchens bedurft, und in seligem Schauder wären zwei Geschöpfe vereint gewesen.

Elisabeth hauchte: „Du —“ und blickte ihn scheu an. Tränen lockerten sich.

Er hob das bleiche Profil, verklärt. „Daß diese Stunde nimmer enden möge...“. Beide fühlten: „Du!“

Direktor Barke steuerte gradeswegs auf Elisabeth zu, hetzte den Pianisten an den Flügel, damit die nächste Nummer steigen könnte, und sprudelte, zu dem vertatterten Mädchen gewendet:

„Ein Herr fragt nach Ihnen, ein Agent, Galla heißt er, ist ganz hingerissen, da kommt er schon — —“

Und der Agent, ein schwarzes Männlein mit finzligen Augen hinter einem schlecht verhehlten Hornkneifer, schüttelte Elisabeths Hand:

„Blendendscheen wars, Fräulein. Blendendscheen. Mein Komplement. Ganz exquisit. Nee wirklich. Jammerschade um Ihre Stimme. In zwei Jahren is se ruiniert. Bei dieser rauchigen Luft. Das beizt. Heechst schädlich, der Zigarrenqualm. Wissen Se, wo Sie hingehörn? In ä Riesenlokal gehören Sie. Sie gehören ins Varieté! Da gehört Ihre Stimme hin. Dieser Umfang! Viel zu schade fürs Kabarett. Im Varieté sind Sie allererste Attraktion. Varieté für Sie wie geschaffen. Riesenraum. Gute Luft. Phänomenale Stimme. Werde Sie managen. Überlassen Sie alles mir. Sie bleiben Ihr eigener Herr. Brauchen sich um nichts zu sorgen. Varieté mit Kabarett nicht zu vergleichen. Kein Verkehr mit Publikum. Völlig abgeschlossen. Können kommen und gehen, wann Sie wollen. Nicht die mindeste Verpflichtung gegen Gäste.

Digitized by Google

Abgesehen vom Gagenunterschied. Kabarett zahlt nischt. Beim Varieté verdienen Sie zehntausend pro Monat mit spielender Rapidität. Liegt bloß an Ihnen. Liegt ganz an Ihnen. Ich mache Sie. Ich, Galla."

Elisabeth verlor das Gleichgewicht. Der Agent schob ihr einen Stuhl unter und setzte sich gleichfalls, Notizbuch und Bleistift in Bereitschaft.

Elisabeth blickte den Agenten ungläubig an.

„Sie sind engagiert."

„Für welchen Monat?" fragte es aus Elisabeth.

„Sagen wir für ersten April. Bis dahin is alles disponiert. Aber für Dezember und Januar hab ich eine Tournée. Und den März doch."

„Nach Amerika?"

Galla krümmte sich, ohne zu lachen. Er lachte prinzipiell nicht. Er war abgehärtet. Er nahm alles ernst. Das war sein Beruf.

„Nach Amerika? Nein. Das nich. Aber es is ä Ensemble, das sich gewaschen hat. Allererste Kräfte. Wenn Se Lust haben, ich beteilige Sie am Reingewinn. Eine Sängerin wie Sie fehlt mir grade. Sobald die Tournee beendet is, stelle ich Sie im Wintergarten heraus. Gemacht?"

Auf Elisabeths Ja zog Galla einen Kontrakt.

Elisabeth unterzeichnete. Fortuna war ihr hold. Es gab noch gute Menschen.

„Sie erhalten zehn Prozent der Gesamteinnahme. Davon sind zwei Prozent an mich abzuführen. Sie sehen, ich bin kulant."

„Wann beginnt die Tournee?"

„Ich spreche nachher noch mit Barke. Vielleicht läßt es sich machen, daß Sie sich gegen eine Abstandssumme

Digitized by Google

loseisen. Is ja kein Feld für Sie, Kabarett. Ja, mit Barke das, das werde ich schon besummeln. Sorgen Se sich um nichts."

„Wer leitet die Tournee?"

„Scheppland."

„Scheppland — — wer ist das?"

„Haben Sie noch nie von Scheppland gehört? Einer unserer Größten. Den sollten Se kennen. Na, man sieht, Sie sind noch nich lange beim Brettl."

„Und was habe ich jetzt zu tun?"

„Jetzt gehen Se heim, oder wohin Se wollen, und warten ruhig ab, bis ich Ihnen Nachricht gebe. Wie gesagt, Se brauchen sich um nichts zu sorgen. Die Sache is bei mir in besten Händen. Fahrkarten und=soweiter besorgt Scheppland. Sie kommen einfach auf den Bahnhof und dampfen los. Die Sache is in großzügigstem Stil angelegt. Ja, und nun ruhen Se sich ein paar Tage aus! Ich glaube, Sie könnens gebrauchen."

Dieser uneigennützige, fürsorgliche Mann hieß Galla. Elisabeth prägte sich den Namen ein. Sie würde es an Dankbarkeit nicht mangeln lassen.

Die Unterredung mit Galla fand statt am Dienstag abend. Bereits am Donnerstag mittag traf der Bescheid ein, Elisabeth möchte sich Freitag vormittag gegen neun Uhr auf dem Anhalter Bahnhof einfinden.

Elisabeth hatte sich von Barke ein paar Mark aushändigen lassen und war prompt zur Stelle. Galla empfing sie. Auf ihre Frage, wo der Herr Direktor sei, ward ihr die Antwort, Scheppland sei bereits mit der Gesellschaft vorausgefahren, um die nötigen

Digitized by Google

Arrangements zu treffen; er bedaure unendlich, Fräulein Lund allein reisen zu lassen. Mit diesen Worten händigte ihr Galla einen Brief seines Direktors aus, wünschte alles Gute, schwenkte den Hut und watschelte davon. Elisabeth öffnete den Brief. Er enthielt eine Fahrkarte vierter Klasse nach einer Stadt, die sie nicht kannte.

Dieser einem Versehen des Direktors entsprungene Scherz belustigte sie höchlich. Sie trat an den Schalter und tauschte das Billet für zweiter Klasse um. Dann versah sie sich mit Zeitschriften und Biskuits, suchte den Bahnsteig, stieg in ein Nichtraucher-Abteil und mummte sich in ihre Decke.

Es war ein Personenzug. Er fuhr gemächlich und ohne Aufregung.

Unterwegs kam der Schaffner kontrollieren und ließ den Stumpf eines Blaustiftes über Elisabeths Fahrkarte rutschen.

„Umsteigen auf der nächsten Station!" sagte er.

Elisabeth reiste mit der Kleinbahn weiter.

Die Kleinbahn fuhr beileibe nicht nach Amerika.

Elisabeth verscheuchte eine anschwellende Bangigkeit und las, ohne zu lesen, in den Zeitschriften. Es war ihr nicht geheuer.

Verschneiter Wald.

Die Lokomotive, im Format der Wittdüner Maschine, schuckelte auf ihren Batterbeinchen dahin und bimmelte unablässig.

Kurz nach zwei Uhr langte Elisabeth am Ziel an. „Ruppertsgrün!" rief der Schaffner, und „Ruppertsgrün" stand auf Elisabeths Fahrkarte.

Ein Bahnhof war nicht vorrätig.

Digitized by Google

Elisabeth stapfte einigen Bauersfrauen nach, die gewaltige Kiepen und Pappkartons trugen und hier beheimatet sein mochten. Den Frauen waren die Hüte schief gerutscht von der langen Fahrerei.

Man mußte quer über die Schienen.

Es ging an einer Hütte vorbei, die bestand aus vier Pfählen mit Dachpappe obendrauf. Neben der Hütte war ein Zaun von knapp drei Metern Länge. Das war die zartfühlende Andeutung eines Zaunes. Das Unternehmen war in den Kinderschuhen stecken geblieben. Der Zaun war gut gemeint. Jemand hatte versucht, ihn grün anzustreichen. Der Versuch war mit eintretendem Frost abgebrochen worden.

Gleichwohl: es war ein Zaun.

Neben dem Zaun stand eine Persönlichkeit mit Beamtenmütze und Knipszange. Die Persönlichkeit sammelte die Fahrkarten ein. Wer weiß, was der Grund dazu sein mochte.

Für die nächsten Stunden war Elisabeth unzurechnungsfähig. Sie war nicht zu Hause. Sie lebte neben sich.

Ein älterer Herr hinkte auf sie zu und erkundigte sich, ob er die Ehre habe mit Fräulein Lyra Lund.

Er trug eine grünspanüberzogene Goldbrille und tat sehr höflich. Der Herr Direktor, versicherte er, sei auf einer anderen Tournee. Dann stellte er sich als Direktions-Stellvertreter vor. Das Fräulein möchte bitte folgen. Er nahm Elisabeths Koffer und hinkte voran.

Eine Frau schloß sich den beiden an. Es war eine Schlächtermeistersgattin im Sonntagshabit. Sie beglotzte Elisabeth offenen Mundes.

Digitized by Google

Im „Roten Ochsen" sei Quartier für sie gemacht, sagte der Alte. Sie werde sich nicht zu beklagen haben.

Die Frau im Sonntagsstaat war die Vize-Direktorin. Sie erholte sich gemach von ihrem Erstaunen und mühte sich, Elisabeth in ein Gespräch zu verstricken.

Das Fräulein hätte sich ja recht fein herausstaffiert, sagte sie. Ob das nicht zu schade wäre für die Reise? Auf der Eisenbahn gehe es so über die Sachen. Sie selbst habe auch eine seidene Bluse, ja. Aber die ziehe sie erst am Abend an, wenn sie an der Kasse sitze. Sie versorge nämlich die Kasse.

Schneegestöber. Wortgestöber.

Elisabeth schritt idiotisch aus. Sie war besinnungslos.

Eine gelbe Katze huschte über den Weg.

Das Schneegestöber bekam es mit der Wut zu tun.

Die Frau Direktor spannte einen grauen Baumwollschirm auf und schützte das städtisch gekleidete Fräulein.

Elisabeth dachte: O Gott.

Weiter dachte sie nichts. Sie war leer.

Am „Roten Ochsen" hingen mächtige Plakate. Elisabeth las den Namen Lyra Lund. Acht Buchstaben, mit denen sie keinerlei Gemeinschaft hatte.

Die Frau Vize-Direktor lotste Elisabeth in das ihr zugedachte Zimmer.

Es war zweifenstrig und sehr niedrig. An der einen Wand stand ein Bett, das reichte hinauf bis zur Decke. Ein schwacher Mensch wäre erstickt, dafern er nur die aufgetürmten Federbetten ragen sah. Neben dem Bett war ein Stuhl sowie ein eisernes Waschgestell aufgepflanzt; im oberen Ring des Gestells ein gekittetes Becken, im unteren ein (mit Erlaubnis zu

Digitized by Google

sagen) Nachtgeschirr. An der anderen Wand befand sich ein wahnwitziger Garderobenständer, der kein Ende nahm. Elisabeth zählte zweiundsechzig Haken.

Elisabeth zählte dreiundsechzig Haken.

Elisabeth zählte die Haken fünf mal. Es waren zweiundsechzig. Da trat der Vize-Direktor ein. Leider hätte der Kapellmeister mit dem Chef auf die zweite Tournee gemußt, sagte er, aber es sei ihm, dem Vize-Direktor, gelungen, vollwertigen Ersatz zu schaffen, indem daß er einen sehr brauchbaren Herrn engagiert habe, der die Begleitung der Lieder übernehmen würde. Er sei allerdings aus dem Dorfe.

„Haben Sie recht schwere Lieder, oder haben Sie nicht so schwere Lieder? Sonst da üben Sie schließlich erst mal ein bißchen mit ihm — für alle Fälle."

Elisabeth nimmt ihre Noten und folgt dem Direktor in den Saal.

Vor der Bühne: Notenpult, Geiger, Klavier, Bauernbursche.

Der Geiger geigt. Der Bauernbursche, Willi Spiegel mit Namen, gerbt die Tasten. Der Geiger sucht zu retten, was zu retten ist. Es ist nichts zu retten. Der Bauernbursch unterhält sadistische Beziehungen zu dem Klavier. Er walkt mit eisernen Handballen.

„Willi!" schreit der Vize.

Der Rohling läßt ab von dem Klavier. Das Klavier zuckt zusammen.

„Bitte," spricht der Vize-Direktor zu Elisabeth, „wollen Sie sich gleich am besten an Herrn Kapellmeister selber wenden?"

Willi gibt einen knurrenden Laut von sich.

Elisabeth reichte dem Bauernburschen ihre Noten.

Digitized by Google

Willi kann keine Noten lesen. Er spielt aus freier Überzeugung. Sozusagen nach eigenen Gesichtspunkten. Er ist ungemein begabt. Aber Noten, bedaure, die kann er nicht lesen.

Ob sie nicht etwas Leichteres habe, fragt der Vize.

Elisabeth schüttelt den Kopf. Alles, was sie mit hat, sind Lieder von Paul Graener, Hugo Wolf, Brahms und Strauß.

Ob es nicht ohne Klavier gehe, fragt der Vize.

Man probiert. Der Geiger macht hmtata, hmtata.

„Singen Sie man ruhig los!" kommandiert der Vize. „Die Melodie kommt dann von selber."

Der Geiger fiedelt auf Tod und Verderben.

Nein, es ist unmöglich.

„Kann man denn die Lieder nicht vereinfachen?" fragt der Vize.

Elisabeth kapiert nicht.

„Ich meine: ob man die Lieder nicht erleichtern kann..."

Willi stellt die Noten aufs Pult und ringt mit den Elementen.

Elisabeth schlägt längelang zu Boden.

Der Vize besprengt sie mit Wasser und richtet sie mit Hilfe des Geigers auf. Willi macht seinen Stuhl frei. Elisabeth wird auf dem Stuhl befestigt. Die aufgeschlagenen Noten lehnen auf dem Pult. Elisabeth spielt. Es ist „Traum durch die Dämmerung."

Der Vize kreischt: „Sie können ja Klavierspielen! Sie können ja Klavierspielen!"

Elisabeth träumt durch die Dämmerung. Nacht senkt sich hernieder.

Digitized by Google

Der Vize ist hochbeglückt. „Sie können ja Klavierspielen! Da können Sie ja das ganze Programm retten! Wir haben nämlich keinen Klavierspieler."

Willi saß zum ersten Male in seinem Leben vor einem leibhaftigen Klavier. Er war Kuhhirt. Man hatte ihm drei Mark versprochen. Er brauche weiter nichts zu tun, als auf die weißen und schwarzen Tasten zu schlagen. Er solle nur unbesorgt sein. Es sei durchaus ungefährlich.

Elisabeth erhob sich. „Nein," versetzte sie, „ich kann nicht Klavier spielen!"

„Aber Sie haben doch eben Klavier gespielt!"

„Nein. Das waren keine Noten."

Es irrlichterte um Elisabeth.

Der Vize wurde grob.

„Wenn Sie auf Tournee gehen, da müssen Sie doch auf so was präpariert sein. Das kann man doch verlangen, daß Sie Klavier spielen. Um Ihren Quatsch zu begleiten, muß man ja aufs Konversanatorium gegangen sein. Das ist doch höhere Musik! Da bringen Sie doch nicht solchen überspannten Quatsch mit!"

„Quatsch" sagte er von ihren Liedern. Das Wort kannte sie. „Quatsch". Ja. Es war Quatsch. Es war alles Quatsch. Der Vize-Direktor war Quatsch, die Tournee war Quatsch, Willi war Quatsch, und sie selber war Quatsch.

Der Geiger legte sich ins Mittel: Ob das Fräulein nicht etwas singen könne, was man Sonntags zum Tanze spielt und so? Vielleicht „Wer uns getraut?" Das würde er begleiten. Oder „Ob du mich liebst?" Das sei auch sehr schön. Diese zwei Stücke täten vollauf genügen.

Digitized by Google

Elisabeth sagte Ja, wußte aber nicht, was sie meinte. Es war alles Quatsch.

Der Vize-Direktor: „Also gut, halten wir das fest! ‚Wer uns getraut?' — das ist klassisch. Das machen wir. Das gefällt den Leuten."

„Freilich," meinte der Geiger, „aber wo kriegen wir den Text her?"

„Den fabrizieren wir selber!" entschied der Vize.

Der Geiger nahm einen Programmzettel und beschrieb die freie Rückseite. Der Vize soufflierte.

Elisabeth hatte ihre Barschaft für Billet, Gebäck und Zeitschriften ausgegeben. Der nächste Zug fuhr am kommenden Morgen. Fort von hier! Wer uns getraut, Galla, Quatsch, Amerika . . . Wo übernachten? Ein einziger Gasthof im ganzen Ort. Draußen in Kälte umherirren? Quatsch.

Es war sechs Uhr, als „Wer uns getraut?" beendet wurde.

Das zweite Lied war ungleich schwieriger. Zudem hieß es schnell dichten.

„Schmieren Sie doch die erste Zeile hin!" fauchte der Vize den Geiger an.

Willi experimentierte am Klavier.

„Wie heißt denn die erste Zeile?"

„‚Ob du mich liebst' — das ist bestimmt richtig. Das kann man auch egal wiederholen."

Der Geiger schrieb.

„Wir brauchen unbedingt ein paar Reime. Ohne Reime, das ist kein ordentliches Gedicht."

„Soviel ich weiß, war im ersten Vers von der Sonne die Rede. Oder vom Mond."

„Was reimt sich denn auf Mond?"

Digitized by Google

„Oder von Sternen. Ja! Von einem Stern war die Rede.“

„Schreiben Sie mal einstweilen hin: ‚Sterne — Ferne!‘ Weiter im Texte!“

„Dann war von einem silberhellen Quell die Rede.“

„Das ist wieder ein Reim!“

„Wieso denn?“

„Schreiben Sie doch! Wir werden ja sonst nicht fertig.“

„Was soll ich denn schreiben?“

„Fragen Sie doch nicht so dämlich! Natürlich ‚silberhell — Quell‘! Das ist die zweite Strophe. Wir müssen sparsam umgehn mit den Reimen. Es ist sehr die Frage, ob wir überhaupt noch einen finden.“

„Dann müssen wir eben mit zwei Versen langen.“

„Nein, dreie müssen es sein. Wenigstens. Haben Sie nicht noch einen Reim auf Lager?“

„Vom Wind war noch die Rede, wenn ich nicht irre.“

„Schreiben Sie hin: ‚Wind‘!“

„Da gibts aber doch gar keinen Reim dazu.“

„Das tut ja nichts. Der Witz ist, daß wir so ein paar Worte haben, wo wir uns dran halten können. Lesen Sie mal vor, was Sie haben!“

„Ob du mich liebst — Sterne — Ferne — silberhell — Quell — Wind.“

„Na ja, das ist doch schon ganz hübsch, was? Das ist doch schon förmlich ein Gedicht! Das übrige besorgt dann schon die Musik. Fräulein Lund wird sich wohl zurecht finden. Hier, Fräulein!“

Elisabeth nahm das mit Hieroglyphen bedeckte Blatt und wendete es um.

Digitized by Google

Gala-Monstre Vorstellung

Heute! Zum unwiderruflich letzten mal!

PRO GRAMM

I. Teil

E. Selborini in seiner Orig.-musik.-dramat. Soloszene
Babette Borselli: Drahtseilakt
The 2 Belsorinis Sketsch
Lyra Lund, Kammersängerin von der Gr. Oper in Petersburg

II. Teil

Mästro Mensalbini, Zauberkünstler in höchster Vollendung
Liesl Selbmann, Chansonette
Lyra Lund, Koleraturen

III. Teil

„Durch die Zeitung"

Humoristisches Gesamtspiel in 1 Akt

Ein besserer Herr . . . . . E. Selbmann
Eine junge Witwe . . . . . Frau Selbmann
Amor . . . . . Trudchen Selbmann

Es wird höflichst gebeten, während der Matinee nicht zu rauchen. Beginn präzise 7 Uhr. Anfang 1/2 8 Uhr. Um zahlreichen Besuch bittet hochachtungsvoll

Die Direktion

Elisabeth las das Programm ganz langsam, Wort für Wort, Buchstaben um Buchstaben, und als sie es gelesen hatte, legte sie es in ein Notenheft und klemmte die Noten unter den linken Arm, und dann griff sie mit der Rechten an ihre Schläfen und preßte den Kopf in die Hand.

Digitized by Google

Der Vize klopfte ihr auf die Schulter. Es sei an der Zeit, sagte er. Sie möchte sich nun parat machen.

Elisabeth wandelte in ihr Zimmer, und da — o Entsetzen — — war es eine Luftspiegelung?

Das Zimmer hatte nur noch drei Wände. Die vierte, eine Rollwand, war verschwunden, und die zweiundsechzig Garderobenhaken lagen frei. Ein Mensch saß auf dem Stuhl vor Elisabeths Lagerstatt. Das war der Hausknecht. Er verwaltete das Amt einer Garderobenfrau. Etliche Mäntel hingen bereits an den Haken. Nebenan, durch den Ständer getrennt, hielten sich die Eigentümer der Mäntel auf und dufteten nach Ackerbau und Viehzucht.

Es war gespenstisch.

Elisabeth frisierte und schminkte sich ein wenig, wechselte Schuh und Strümpfe und zog ein Kleid aus weißem Crêpe de Chine an. Das Kleid hatte einen Überwurf aus schwarzer Spitze. Dann steckte sie eine purpurne Samtrose an den Gürtel und kehrte dem verwunschenen Zimmer den Rücken.

Der Saal füllte sich mit Dorfmädels und mit Rammeln. Das trampelte und schurrte!

Zwei Azetylenlampen beleuchteten die Misere. Der Vorhang war unten.

An der Kasse war die Frau Vize befindlich. Sie hatte ihre seidene Bluse angetan. Die Bluse war grün und blau und mit roten Tupfen. Die roten Tupfen waren der Natur täuschend nachgebildete Marienkäferchen.

Die Kasse bestand aus Stuhl und Tisch. Die Frau Vize kassierte und teilte Eintrittskarten aus..

An der Saaltür hatte der Vize Posto gefaßt. Er nahm die Karten in Empfang, riß die Kontroll-

Digitized by Google

ſtreifen ab und ſteckte die erledigten Billetts ſeiner Gattin zu. Die Frau verkaufte die ſchon verkauften Billetts zum zweiten Mal. So wurde der abweſende Chef geprellt.

Eliſabeth nahm davon Kenntnis.

Der Vize nahm davon Kenntnis, daß Eliſabeth davon Kenntnis nahm, und wies ſie in das Künſtlerzimmer.

„Donnerwetter!“ rief er. „Sowas haben die hier ja noch nich zu ſehen gekriegt!“ Er meinte Eliſabeths Kleid mit den ſpaniſchen Spitzen.

Die Frau Vize hörte das und vermaß ſich, ein ähnliches Kleid für ſich anfertigen zu laſſen.

Eliſabeth öffnete die Tür, die zur Bühne ging. Ernſt und Emma prügelten ſich. Emma duckte ſich gerade und krächzte. Ernſt droſch mit einem Zinnteller auf Emmas ondulierten Scheitel. Trudchen ſtand dabei und ſekundierte der Mama.

Das waren die Künſtler Selbmann. Vater, Mutter und Tochter.

Familie Selbmann repräſentierte, Eliſabeth abgerechnet, das geſamte Perſonal. Selbmanns bezogen pro Abend zwanzig Mark. Eliſabeth erfuhr ſpäter davon.

Als ſie eintrat, ſchlug Erneſto Belſorini ſeine Frau, weil dieſe vergeſſen hatte, ſein Haarfärbemittel einzupacken. Und die Tochter keifte: „Laß dich doch nich von dem ollen Saufbold puchen! Spuck ihn, Mutter, ſpuck ihn!“

Da bemerkten ſie Eliſabeth und ließen ab von ihren Differenzen. Weil Eliſabeths Pracht ihre Sinne vergewaltigte.

„Trudchen, biſt du fertig?“ fragte die Mama.

Digitized by Google

„Nee, Mutter, ich finde die Schärpe nich!"

Elisabeth erschrak. Diese gealterte Kokotte war ein Kind?

„Wie alt ist denn das Fräulein?" entfuhr es ihr.

„Elf!" antwortete die Mama nicht ohne Stolz.

„Elf ...," wiederholte Elisabeth und schämte sich für das Kind.

Trudchen fand die Schärpe nicht. Wahrscheinlich besaß sie gar keine. Der Vater schimpfte.

Elisabeth nestelte ihre Rose ab und heftete sie dem Kind an die Taille.

Dem Kind? Es war kein Kind. Es war eine Hochstaplerin.

Das Orchester begann.

Das Orchester bestand aus dem Geiger.

Der Geiger spielte die Tannhäuser-Ouvertüre. Aber es war eine wesentlich revidierte Fassung. Man hätte Polka dazu tanzen können.

Willi boxte das Klavier.

Als es genug war, schwang Herr Selbmann eine Glocke, zog den Vorhang auf und trat an die Rampe. Er war mit buntem Tand geschmückt wie ein Operetten-Zigeuner und warf kleine Metallblättchen auf einen Marmortisch. Die Blättchen waren abgestimmt. Der Geiger spielte die „Mühle im Schwarzwald". Er war die Mühle. Willi machte den Schwarzwald. Herr Selbmann ließ die Blättchen rotieren und lächelte mit Hochdruck, obwohl sein Inneres von Wut zerstückelt war. Bei dem letzten Takt fegte er in die Kulisse, ließ todernsten Angesichts den Vorhang herunter, zog ihn sofort wieder hoch, fegte lächelnd auf die Bühne, verbeugte sich kreuz und quer, stürzte wieder in die

Digitized by Google

Kulisse, ließ den Vorhang herunter, ergriff ein paar eiserne Böcke, rammte sie ein, bohrte und schraubte, spannte ein Drahtseil über die Böcke, zwei Fuß ob dem Bretterboden, schwang die Glocke, zog den Vorhang hoch und verschnaufte.

Trudchen Selbmann tänzelte mit hahnebüchener Zierlichkeit an die Rampe, spannte das Wrack eines Papierschirmes auf und schleuderte Kußhändchen in die Menge. Dann stellte sie den Schirm an die Seite und schlug einen Purzelbaum. Dann schleuderte sie wieder Kußhändchen. Dann prüfte sie das Drahtseil und schien nicht ganz zufrieden zu sein. Sie zog eine Schraube fest. Dann schleuderte sie wieder Kußhändchen. Dann nahm sie den Schirmgriff und tat lebensgefährlich. Auf der Mitte des Seiles angelangt, hockte sie sich vorsichtig nieder und streckte ihren Körper wagrecht aus. Sie lag auf dem Rücken und gleichzeitig auf dem Boden. Denn das Seil gab nach. Dann schnellte sie empor, sprang, wenn man so sagen darf, herunter, schleuderte Kußhändchen und tat einen Knix. Der Papa ließ den Vorhang fallen und zog ihn sofort wieder in die Höhe. Kein Mensch applaudierte. Es war dem Publikum zu wenig gewesen. Die Leute wußten nicht, daß Babette Borselli ein Kind von elf Jahren war. Der Vater senkte den Vorhang über die Kußhändchen schleudernde Tochter und versetzte ihr einen Tritt. Trudchen steckte dem Familien-Oberhaupt die Zunge heraus und entzog sich weiteren Tätlichkeiten.

Da kam der Vize auf Elisabeth zu und sagte, jetzt sei sie an der Reihe.

Elisabeth schaute auf das Programm. Als dritte Nummer war ein Sketsch angekündigt.

Digitized by Google

„Der fällt aus. Der steht bloß als Verzierung auf dem Zettel."

Er faßte Elisabeths Hand und gab Herrn Selbmann ein Zeichen.

Selbmann leierte den Vorhang empor.

Der Vize dirigierte Elisabeth bis zur Mitte der Bühne. Elisabeth wußte nicht, was daraus werden sollte. Ein Flor lag vor ihren Augen. Sie war gelähmt.

Der Vize verkündete einige passende Worte, verbeugte sich sehr und entschritt. Beifälliges Murmeln im Volk. Elisabeth war allein. Sie hielt den beschriebenen Wisch in der Hand. Der Geiger fidelte. Willi übte einen Akkord. Elisabeth sang. Sie sang, was ihr einfiel. Lauter Quatsch. Sie hob den Kopf und reckte sich. Tabakqualm lagerte in Schwaden über der Menge. Schleier wallten. Es flockte in dichten Flocken. „Wer uns getraut?" Willi war einer chromatischen Tonleiter erlegen. Gesang. Mit eins stand der Geiger unvermittelt auf und trappste hinaus, Willi wacker hinterdrein. Folglich war das Lied zu Ende. Elisabeth ließ den Vorfall auf sich beruhen und ging ebenfalls hinaus. Selbmann bediente den Vorhang. Im Saal brach eine Rebellion aus. Die Leute klatschten fürchterlich. Sie hatten nunmehr erfahren, daß die Liebe, die Liebe eine Himmelsmacht ist. Achtzehnmal wurde Lyra Lund von der Großen Oper in Petersburg hinaus gerufen. Selbmann schnaufte wie ein Automobil.

Elisabeth setzte sich ins Künstlerzimmer. Das war ein Winkel mit Stühlen.

Pause. Im Saal wurde Krakehl gemacht. Dann war es eine Weile ruhig, und man hörte nur Gesumm.

Digitized by Google

Dann schwoll der Lärm wieder an. Eine Jungfer quiekte.

Elisabeth fiel in Dösigkeit.

Die Pause war knapp bemessen. Eine Pièce jagte die andere. Herr Selbmann hatte sich in einen Frackanzug gewagt und den Hals mit einem scharlachroten Tuch umknebelt. Die Glocke kämpfte gegen das Getöse an.

Herr Selbmann produzierte sich als Zauberkünstler. Erst ließ er eine Taube verschwinden. Hierauf ließ er eine zweite Taube verschwinden und als Clou vom Ganzen ließ er eine dritte Taube verschwinden. Es war nicht zum Lachen. Herrn Selbmanns primitiven Tricks war denn auch wenig Erfolg beschieden.

Trudchen als Chansonette Liesl Selbmann schoß den Vogel ab. Angetan mit einem blauen Babykleidchen, schartwenzelte sie über die Bühne und plärrte. Plärrte Sätze in den Saal, wie sie zotiger nicht ausgeheckt werden können. Jedes Wort, jede Geste troff von Gemeinem. Es war widernatürlich. Dieses Kind wurde zurecht gemacht, bis es einer verblühten Dirne glich. Das war infam genug. Und dann wurde die abgetakelte Kokotte, die in Wirklichkeit elf Jahre alt war, in ein Babykostüm gezwängt, und das Baby plärrte schmutzige Verruchtheiten in das meckernde, grunzende, wiehernde Publikum hinein. Was war das für ein Geschöpf?

Nachdem Trudchen ihre laszíven Raketen abgebrannt hatte, erhob sich ein Tumult, als solle die Welt untergehen. Die Menge war außer Rand und Band. Das Haus zitterte in seinen Grundfesten.

Digitized by Google

Trudchen knickste, schnitt Fratzen, trällerte mit den Beinen, lüpfte das Röckchen, schnitt Fratzen, tat niedlich, knickste.

Die Menge geiferte.

Trudchen brachte das Lied vom Klapperstorch zum Vortrag.

Diese Ballade war um eine Schattierung grauenhafter als das eben Gebotene.

Ein Geiser von Begeisterung schoß auf.

Es blutete in Elisabeth. Hier hatte sie Brahms und Hugo Wolf singen wollen...

Lyra Lund war abermals an der Reihe.

Elisabeth verzichtete darauf, diesen Schimpansen zu gefallen. Elisabeth legte es darauf ab, diese Schimpansen zu reizen. Sie plante, einen Skandal heraufzubeschwören. Einen Gesang würde sie diesen Leuten liefern, daß ihnen das Zahnfleisch davon schmerzte. Eine Katastrophe mußte entstehen. Elisabeth forderte Genugtuung. Falls das Publikum pfiff und gegen den Gesang protestierte, dann würde sie befriedigt sein. Nur eine Katastrophe konnte helfen. Was blieb dem Vize anderes übrig, als Elisabeth zu entlassen? Der Vize mußte sie zum Teufel jagen. Das wäre die Rettung.

Elisabeth sang. Auf ihrem Zettel stand „Ob du mich liebst — Sterne — Ferne — silberhell — Quell — Wind".

Diese Worte sang Elisabeth stumpfsinnig herunter. Immer und immer wieder sang sie diese Worte herunter. „Ob du mich liebst — Sterne — Ferne — silberhell — Quell — Wind — Ob du mich liebst — Sterne — Ferne — silberhell — Quell — Wind — Ob du mich liebst — Sterne — Ferne — silberhell — Quell —

Digitized by Google

Wind . . .". Drei Strophen hindurch sang sie diesen Text, ob er in den Rhythmus paßte oder nicht. Die guten Leutchen waren ehrlich dankbar. „Aber das war aber schön!" rief eine Stimme. Es wurde lebhaft applaudiert. O, Ruppertsgrün war empfänglich für gediegene Kunst.

Also keine Katastrophe. Ja, was nun? Fliehen? Wohin? Auf welche Weise? Elisabeths Seelenlichter waren abgeblendet.

Nun der Einakter. Auf der Bühne stand eine Bank. Die Handlung rollte in einem Park ab. Daher die Bank. Ein besserer Herr setzte sich auf die Bank und hielt einen Monolog. Er hatte sich auf ein Heiratsgesuch gemeldet. Von der anderen Seite nahte Frau Selbmann und ließ sich gleichfalls auf der Bank nieder. Sie hatte sich eigentümlicherweise auf ein Inserat gemeldet, in welchem ein Pudel zum Verkauf feilgeboten war. Sie hielt einen Monolog. Nachdem sie den Monolog inklusive schöner Reime gehalten hatte, gewahrte sie zu ihrer nicht geringen Überraschung einen besseren Herrn neben sich. Ein Kosewort gab das andere. Frau Selbmann ließ sich von dem besseren Herrn abknutschen. Trudchen tauchte, als Amor verkleidet, im Hintergrund auf und deklamierte „Mit dem Pfeil, dem Bogen". Hierauf umarmten sich Frau Selbmann und der bessere Herr. Aber mitten in der Umarmung sprang der bessere Herr beiseite und senkte den Vorhang. Er strahlte und schniefte. „Das ist ein Programm, was?" schmetterte er Elisabeth zu und wetzte auf die Bühne, um sich zu verneigen. „Ich bin nun aber auch schon das vierundzwanzigste Jahr beim Theater!" Er zog den Vorhang hoch. „Meine

Digitized by Google

Tochter, die bringts mal weiter wie ihre Mutter!" Er verneigte sich, Arm in Arm mit Trudchens Mama. „Das haben Sie noch nich erlebt, was? Da staunen Sie! Jaaa, wir sind bekannt mit unserm Programm!" Der Vorhang kletterte in die Höhe. Herr Selbmann wischte auf die Bühne und wedelte mit der Hand. „Auf Wiedersehen, gute Nacht!" brüllte er. „Na, aus Ihrer Stimme kann auch noch was werden," apostrophierte er Elisabeth. „Die Stimme is sehre schön. Das reinste Grammophon. Aber ein zackigeres Programm müssen Se sich unbedingt zulegen. Ich will Ihnen mal eins zusammenstellen, wie sichs gehört."

Der Vize reichte Elisabeth die Hand. „No, no," sprach er aufmunternd, „was nich is, das kann noch werden. Es is ja das erste Mal bei Sie, daß Sie bei uns sind. Sie kennen ja nun bald den Geschmack unseres Publikums. Die Leute wollen eben was Pikantes."

Seine Frau bat, das Fräulein möchte doch ein Töpfchen Bier mit ihnen trinken.

Sie war auffallend freundlich und scherzte mit Lyra Lund.

In der Gaststube machten sie Bilanz. Elisabeth empfing zwei Mark und fünfzig Pfennig. Sie steckte den Betrag ein. Mit dieser Summe kam sie nicht einmal vierter Klasse heim.

Elisabeth berichtete, daß sie auf ihre Fahrkarte zehn Mark nachgezahlt hätte, weil sie des Glaubens gewesen sei, es handele sich um ein Versehen seitens der Direktion. Der Vize lachte.

Nein, entgegnete er, bei ihm würde prinzipiell vierter Klasse gereist.

Digitized by Google

Elisabeth warf ein, der Gewinn müsse doch ganz stattlich sein.

Sie hatte keine Antwort erwartet, sondern, wie so oft schon, das ausgesprochen, was sie dachte.

I bewahre, erwiderte der Vize, es sei nicht der Rede wert, was eingenommen worden sei.

Elisabeth sagte, das wäre wohl nicht möglich. Der Saal sei doch gestopft voll gewesen.

Gott ja, versetzte die Frau Vize, aber die Toffel hätten ja alle nichts bezahlt.

Elisabeth sagte, sie habe selber gesehen, wie der Herr Direktor die Eintrittskarten zweimal verkauft hätte.

Die Frau Vize machte „Bsssst!" und legte den Zeigefinger über den Mund.

Der Vize sagte, er hätte vergessen, was Fräulein Lund für die Reise ausgelegt habe. Wieviel es gleich gewesen sei?

Zehn Mark, sagte Elisabeth.

Der Vize schob ihr zehn Mark hin.

Jetzt hatte sie zwölf Mark und fünfzig Pfennig. Das genügte für die Rückfahrt, Gott sei Dank!

Sie saßen noch eine Weile beisammen. Dann trennten sie sich für heute abend.

Elisabeths Kemenate sah wieder menschlich aus. Die Rollwand war heruntergelassen worden.

Elisabeth schlief wie tot. Schlief, bis sie durch Rütteln an der Tür geweckt wurde. Aus barscher Kehle rief es: „Aufstehen! In der Dreiviertelstunde geht der Zug!" Es war der Vize.

Es wurde überall nur eine einmalige Vorstellung veranstaltet. Die Truppe zog von Dorf zu Dorf.

Digitized by Google

Elisabeth simulierte heitere Laune. Sie wälzte Fluchtpläne.

Man bestieg die Kleinbahn. Vierter Klasse. Selbmann produzierte sich als Zauberkünstler, und Trudchen gab während der Fahrt ihre Zoten zum besten. Frau Selbmann machte die Runde mit zwei Untertassen.

Elisabeth lachte mit den andern und hütete sich weislich, ein Sterbenswörtlein zu verraten.

Die Lokomotive bimmelte. Der Wald war zu Ende. Umsteigen.

Elisabeths schmerzendes Hirn arbeitete. In zwei Stunden fuhr ein Zug nach Berlin. In zwanzig Minuten reiste die Truppe mit der Kleinbahn weiter. Was nun?

„Ich möchte gern etwas Heißes trinken," sagte Elisabeth und bat die Frau Bize, mit in den Wartesaal zu kommen. Selbmanns und der Herr Direktor waren nicht abgeneigt, sich anzuschließen. Der Bize kramte die Fahrkarten heraus. Man passierte die Sperre. Elisabeth war gerettet. Jetzt hatte sie leichtes Spiel.

Die Truppe nahm Platz. Der Direktor holte Kaffee herzu.

Elisabeth beugte sich zur Frau Bize. Der Bahnhofs-Vorsteher, sagte sie, sei ein Verwandter von ihr, ein entfernter Onkel. Ob sie ihm rasch guten Tag sagen dürfe?

„Gewiß, mein Kindchen," gab die Bizin zur Antwort; „aber bleib mir nicht zu lange. Wir haben nur noch zehn Minuten Zeit."

„Ich komme dann direkt an den Zug," sagte Elisabeth, packte ihren Koffer und stöckelte hinaus.

Digitized by Google

Sie löste eine Fahrkarte zweiter nach Berlin. Der Besitz dieses Stückchens grüner Pappe gab ihr Kraft.

Dann kehrte sie um und blickte in den Wartesaal. Der Vize trank seinen Kaffee aus; Herr Selbmann schnallte den Rucksack zu; die Vizin plauschte mit Frau Selbmann; Trudchen arbeitete an einer Postkarte.

An den Schaltern vorbei streichend, betrat Elisabeth das Zimmer des Stationsvorstehers. Im Notfall hätte sie dem Beamten ihr gequältes Herz ausgeschüttet. Das Zimmer war leer.

Elisabeth schritt durch das Zimmer hindurch und stieß auf einen Gang. Am Ende des Ganges war eine Tür. Elisabeth öffnete die Tür und stieg eine Kellertreppe hinab. Es war dämmerig. Eine Türklinke schimmerte matt. Elisabeth drückte auf die Klinke und betrat einen kahlen Raum. An der Wand lehnten Waschbottiche und eine Wringmaschine. In einer Ecke lagen Briketts und ein paar keimende Kartoffeln. Der Raum hatte ein schmales Fensterchen. Elisabeth spähte auf den Perron hinaus.

Der Vize lief draußen hin und her. Trudchen stand auf dem Trittbrett. Die Übrigen waren bereits im Coupé.

Die Lokomotive pfiff.

Der Vize fuchtelte mit den Armen zu seiner Frau, die sich aus dem Abteil beugte. Trudchen und Frau Selbmann zwängten ihre Köpfe an der Vizin vorbei.

„Einsteigen!" dröhnt der Schaffner.

Der Vize klimmt in das Coupé.

Die Lokomotive pfeift zum zweiten Male. Der Zug setzt sich in Bewegung.

Digitized by Google

Elisabeth verharrt auf ihrem Späherposten.
Ob der Zug zurückkehrt?
Nein, er kehrt nicht zurück.
Elisabeth weiß nicht, ob sie lachen oder weinen soll.

* *
*

Tränen.

In den Staub getreten, gedemütigt, gerädert, entehrt, an eine Gauklertruppe verschachert. Tournee, haha. Ruppertsgrün ist nicht Amerika. Nein, Herr Galla, Ruppertsgrün ist nicht Amerika. Weißt du, was Menschenwürde ist, Herr Galla?

O Schmach.

Ob du mich liebst — Sterne — Ferne. Für zwei Mark fünfzig. Geschmack des Publikums. Die Leute wollen eben was Pikantes. Chansonette Trudchen. Hah, und wenn es verlangt wird, muß man Zoten grölen und Feuer fressen! Wieviel Haken hatte die Rollwand? Zweiundsechzig Haken hatte sie. Dort ist der Platz für dich, Herr Galla. Sie sind Agent? Sie sind Mädchenhändler... Willi stranguliert das Klavier. Der arme Mensch... Was hatte Riffelqvist gesagt? „Sie haben gesungen wie ein Schwein!" Wahrlich, das war ein Urteilsspruch, an dem war nicht zu drehen und zu deuteln. Wie ein Schwein.

Verpfuschtes Leben. Galla. Quatsch.

Den Gashahn öffnen. Ins Bett legen. Sterben.

O Jammer, o Elend. Verpfuschtes Leben. Silberhell — Quell.

Elisabeth öffnete den Gashahn und warf sich aufs Bett.

Digitized by Google

Nun würde sie nie wieder singen. Nun würde sie auf keine Tournee mehr gehen. Nun würde sie niemals nach Amerika reisen. Nun brauchte sie den Geschmack des Publikums nicht näher kennen zu lernen. Nun brauchte sie überhaupt nichts mehr. Es hatte sich für sie erledigt.

Das Gas strömte aus.

So jung und schon sterben müssen. So jung, so jung.

Ihr Tod würde keine Lücke reißen. Niemand würde sie betrauern. Auch Pogge nicht, den sie so innig — —

Pogge lebte glücklich mit seiner Marianne. Mit Marianne. Vielleicht würde er ein winziges bißchen um Elisabeth weinen. Ja, ja, das würde er bestimmt tun, der gute Mensch.

Das Gas strömte aus.

Ob überhaupt jemand von ihrem Ende erführe? Was geschieht, wenn sie tot ist? Frau Weinreich würde das Zimmer öffnen lassen und ein Wehgeschrei erheben und die ganze Nachbarschaft zusammentrommeln, und irgendwer würde die Polizei alarmieren. Und dann?

So jung und so allein. Keinen Vater, keine Mutter.

Keine Mutter.

Ob es Frau Weinreich in die Zeitung setzen würde? Ihr einen Nachruf widmen würde?

O, es tut weh, allein zu sein. So jung, so jung. Keine Mutter. Sterben.

Die Luft wird unerträglich. Stickig.

Nein, nicht Gas!

Elisabeth reißt das Fenster auf und schließt den Gashahn. Sie taumelt.

Digitized by Google

Das ist häßlich, durch Gas umkommen. Das ist kein schöner Tod.

Elisabeth schleppt sich keuchend zum Bett. Lang legen und nichts denken! Nur nichts denken!

Aber die Gedanken sind wie Schmeißfliegen. Sie summsen unaufhörlich um die gleichen Gegenstände, grausam.

Mit Amerika ist es nichts. Die Tournee ist ins Wasser gefallen. Die berühmte Lyra Lund hat gesungen wie ein Schwein. Und das Publikum hat geklatscht.

Freilich, bei Trudchen Selbmann hatten sie mehr getan als geklatscht. Was Trudchen Selbmann geboten hatte, das war so recht nach dem Geschmack des Publikums gewesen. Das Publikum, ach ja. Und die Kolleginnen im „Dideldum". Und der Glatzkopf. Und der Ober. Und Galla.

Wen Gott lieb hat, den züchtigt er. Ob Gott? Ob Gott Elisabeth lieb hatte? Ob er sie lieb hatte? Oder waren es keine Züchtigungen, die sie erlitt? Einsam auf der Welt, keine Mutter, nicht Schutz und Schirm, nur böse Menschen. Warum die Züchtigungen? Hatte sie gefehlt? Unrecht getan? Wozu all das Leid? Wen Gott züchtigt, den hat er lieb. Gott hatte Elisabeth lieb. Er mußte sie lieb haben. Warum züchtigte er sie? Weil er sie lieb hatte.

Weil er sie lieb hatte? „War ich sündig? War ich schlecht? Sein bin ich..."

Elisabeth nahm Briefbogen und Federhalter und schrieb.

Sie kannte keinen Menschen mehr. Sie schrieb an den, der sie züchtigte.

Digitized by Google

Sie gedachte Gott auf ihren Jammer aufmerksam zu machen.

Die Anrede? „Lieber Gott?“ Elisabeth schrieb:

„Lieber lieber Gott, ich bin so unglücklich und so verlassen, niemand hilft mir. Ich will nicht am Leben bleiben, alle sind böse zu mir. Was habe ich ihnen denn zu Leide getan? Lieber Gott, wenn du helfen kannst, dann hilf mir oder gib mir einen Fingerzeig, wie ich besser werden kann, denn ich kann es nicht glauben, daß du...“

Hier brach der Brief ab. Elisabeth wagte nicht, gegen den lieben Gott Vorwürfe zu erheben.

Sie verbrannte den Brief. Vielleicht würde das, was sie geschrieben hatte, zu Gott dringen. Auf irgendwelche Weise.

Ihre Gedanken rotierten unaufhörlich um das Züchtigen und um das Liebhaben.

Wen aber Gott nun nicht lieb hatte? Was tat er denen, die er nicht liebte?

Elisabeth scheute sich, den Gedanken auszudenken.

Gott liebte die Guten. Die Guten wurden gezüchtigt. Die Bösen aber wurden? Verhätschelt? Ja, den Bösen geht es gut. Den Guten geht es schlecht, und den Schlechten geht es gut. Um es auf Erden gut zu haben, muß man schlecht werden.

Elisabeth zermahlte diesen Gedanken. Aber der Gedanke wurde Herr über Elisabeth und zermahlte sie.

Wem es schlecht ging, der hatte den Beweis in Händen, daß er ein guter Mensch war. Um es sich gut gehen zu lassen, brauchte er sich nur bemühen, schlecht zu sein. Wen Gott lieb hat, den züchtigt er. Gott züchtigt die Guten. Ist Gott so hartherzig, daß er

Digitized by Google

seine gehorsamen Kinder züchtigt? Warum, warum züchtigt er die Guten? Was ist das für eine Gerechtigkeit! Und warum duldet er, daß es den Schlechten gut geht? Haßt er die Schlechten nicht? Wie vermöchte er das! Gute und Schlechte sind sein, und der Vater liebt alle Kinder, ob gut, ob schlecht. Gott macht keinen Unterschied. Gott nicht.

Aus diesem Dickicht fand Elisabeth nicht heraus.

Der Gasgeruch hatte sich verflüchtigt. Elisabeth schloß das Fenster, warf sich wiederum aufs Bett und schluchzte.

Sie hatte Heimweh.

Elisabeth hatte Heimweh nach dem Himmel.

Sie barg ihren Kopf in die Kissen und krallte die Finger ins blonde Haar.

Dann richtete sie sich auf, strich die Haare aus der Stirn, setzte ihren Hut auf, zog den Mantel an und besann sich.

Jawohl, sie würde es tun. Wenn nur Frau Weinreich keinen Verdacht schöpfte!

Frau Weinreich war in der Küche tätig. Verdacht hätte sie auf keinen Fall geschöpft. Dazu war sie zu dumm.

Elisabeth stopfte ein paar Klavierauszüge in ihre Mappe und ging.

Was nützten ihr die Noten? Weg damit!

Elisabeth nahm den Weg zu einem Antiquar.

Der Mann musterte Elisabeth von unten bis oben, beaugenscheinigte die Titelblätter der Klavierauszüge und versetzte:

„Ach, das interessiert niemand. Wenn's wenigstens moderne Operetten wären!"

Digitized by Google

Elisabeth sagte, sie verlange nicht viel dafür.

„Nee, Mozart, das is nischt. Das interessiert niemand."

Er zählte etliche Geldstücke auf.

„Wenn's wenigstens moderne Operetten wären!"

Elisabeth steckte das Geld zu sich. Es genügte.

Sie betrat ein anderes Geschäft. Im Schaufenster lagen und hingen Jagdgewehre, Lodenhüte, Rucksäcke, Nagelschuhe, Tennisschläger.

„Guten Tag. Ich möchte einen Revolver haben."

„Was soll's denn für einer sein?"

Das wußte Elisabeth nicht. Es war ja einerlei. Wenn es nur ein Revolver war.

Der Verkäufer beugte sich über die Ladentafel. „Wozu wollen Sie ihn denn haben?"

Elisabeth mußte sich tüchtig zusammennehmen, daß sie nicht die Wahrheit verriet.

„Für meinen Bruder. Zum Geburtstag!" antwortete sie. Jedermann hätte ihr angemerkt, daß sie log. Auch der Verkäufer wurde mißtrauisch.

„Wie alt sind Sie denn?"

„Zwanzig!" hauchte Elisabeth.

„Dann bedaure ich. An Herrschaften unter einundzwanzig dürfen wir nicht abgeben, so leid es mir tut."

Elisabeth entfernte sich.

Ein ähnliches Geschäft. Sportartikel, Waffen, Touristenstiefel.

„Guten Tag."

„Guten Tag. Was steht zu Ihren Diensten?"

„Ich möchte gern einen Revolver haben."

„So? Sie möchten gern einen Revolver haben? Soso. Wie alt sind Sie denn, wenn ich fragen darf?"

Digitized by Google

„Zweiundzwanzig!“

Es war ein stattlicher Herr in gereiftem Alter und mit würdigem Vollbart, offenbar der Inhaber des Geschäfts. Er hatte „Hm“ gebrummt, brachte jedoch nach kurzem Zögern eine Anzahl Revolver zum Vorschein, vom einfachsten bis zum kostspieligsten.

Ach, Elisabeth benötigte nur eines einzigen, und es tat nichts zur Sache, wie er aussah. Wenn er nur knallte — —

„Mit Perlmuttereinlage?“ fragte der Herr und wies auf ein schmuckes Stück.

Elisabeth kaufte den billigsten und kaufte hundert Patronen dazu.

Der stattliche Herr im Vollbart nahm den Revolver nebst Patronen und sagte, das Fräulein möchte sich einen Moment gedulden; er springe nur in die Werkstatt, um den Rost entfernen zu lassen, den er da soeben am Lauf wahrgenommen habe.

Das tue nicht not, meinte Elisabeth.

Doch, doch, erwiderte der stattliche Herr. Was nicht einwandfrei sauber wäre, das gäbe er nicht aus der Hand. Dann murmelte er noch etwas vom Renommee der Firma und kletterte eine Wendeltreppe hinab, wohl in die Werkstatt.

Er mußte sich arg geputet haben, denn keine drei Minuten später legte er das fix und fertig eingeschnürte Bündel in Elisabeths Hand.

Elisabeth zahlte und ging.

Das Päckchen war quälend schwer. Das Päckchen wurde zur Last.

Elisabeth trippelte durch die Stadt, nach Hause zu.

Digitized by Google

An Schaufenstern vorbei, die zu Weihnachtseinkäufen gebieterisch lockten. An Schaufenstern vorbei, die begehrliche Blicke entfachten. An Schaufenstern vorbei, die Pelzjäckchen mit Hermelinbesatz zeigten und Lacktäschchen und Gürtel und Reiherhüte und Parfüme und tausend Köstlichkeiten.

Elisabeth liebäugelte mit den feinen Sachen. Alles das mußte sie lassen. Es kam für Elisabeth nicht mehr in Betracht, das Schöne auf der Welt. Eine große Sängerin würde es sich zu Weihnachten schenken lassen und würde damit auf der Bühne paradieren.

Niemand sprach Elisabeth an. Niemand trocknete ihre Tränen. Niemand ahnte, was in dem kleinen Paket enthalten war. Niemand faßte ihre fieberheiße Hand und sprach: „Gib das dumme Ding her, es könnte Schaden anrichten."

Elisabeth jagte heimwärts. Nicht unschlüssig werden! Nicht unschlüssig werden! Keine zagen Anwandlungen!

Frau Weinreich schanzte in der Küche.

Den Revolver ausgepackt und geladen.

Elisabeth glühte.

Jetzt!

Jetzt den Revolver — —

Elisabeth setzte sich sehr langsam und umständlich an den Tisch. Der Stuhl stand nicht richtig auf seinen vier Beinen. Elisabeth faltete, wie um die Frist zu verlängern, ein Blatt Zeitungspapier und legte es unter das eine Stuhlbein. Sie strengte sich ordentlich an dabei; als hänge die Seligkeit davon ab, daß der Stuhl richtig auf seinen vier Beinen stand. Endlich war sie so weit.

So jung, so jung.

Digitized by Google

Jetzt den Revolver — —

Der Stahl war eiskalt, huh. Elisabeth schrak zusammen. Schlaff sank ihre Hand herab.

Elisabeth erblickte sich im Spiegel.

Spielte sie Komödie?

O nein, es war bitterer Ernst, bitterer Ernst.

Im Spiegel saß Elisabeth und beobachtete Elisabeth. Traurig schaute eine die andere an.

In einem Zimmer des oberen Stockwerks klimperte jemand Mandoline, ein munteres Lied. Aber es war so voller Schmerz.

Saraströs weiche Stimme erscholl: „Eine große Künstlerin kann man erst werden, wenn man großes Leid erlebt hat."

Dies hatte er wiederholentlich gepredigt.

War es großes Leid, was Elisabeth widerfahren war?

Die Welt ist schön. In den Schaukästen liegen die herrlichsten Dinge aus. Elisabeth ist jung. Auf dem Teppich ein Revolver. Kälte im Zimmer. Elisabeth glüht. Sie nicken im Spiegel einander zu: Elisabeth und Elisabeth. Sie erheben sich feierlich, beide, und die eine spricht: „Nein."

Das sollte heißen: „Nein, ich will noch nicht sterben."

Dann schließt Elisabeth den geladenen Revolver weg. Es grauft ihr davor.

Die Mandoline winselt.

Elisabeth hat die eiskalte Mordwaffe weggeschlossen und läuft wieder hinunter auf die Straße, läuft spazieren.

* * *

Digitized by Google

Elisabeth hatte die eiskalte Mordwaffe weggeschlossen und lief wieder hinunter auf die Straße, lief spazieren.

Ein Herr sprach sie an. Sie schlenderte neben ihm weiter.

Mechanisch wurden seine Fragen beantwortet.

Der Herr führte sie in die Diele eines Hotels.

Girrende Musik, Hysterie, Lachen, Konversation, Gläserklang.

Elisabeth strengte sich an, ein schlechter Mensch zu sein.

Der Fremde war kein Jüngling mehr. Elisabeth hatte es ihm angetan.

Ob sie Puppen liebe?

Puppen? O ja!

Auf seinem Zimmer habe er eine Pritzelpuppe.

Was das sei?

Er wolle ihr die Puppe als Weihnachtsgeschenk verehren.

Elisabeth sank unter in Träumereien.

Puppen...

Ein Panorama, lag die Kindheit vor ihr.

Der Fremde war klug und erfahren. Er fragte nicht: „Was hast du eigentlich?“ Er wartete ab. Er drängte sich nicht auf.

Elisabeth begehrte, die Puppe zu sehen.

Ohne Herzklopfen stieg sie die Treppen hinauf, am Arm des Fremden.

Durch das Geschöpf der Lotte Pritzel ward sie von Grauen überschwemmt. Dies war keine Puppe, wie

Digitized by Google

Elisabeth sie kannte. Es war ein Spielzeug für verwilderte und übersättigte Menschen.

Trübsinnig starrte Elisabeth ins Leere.

Der Fremde beobachtete sie mit Milde.

Elisabeths Augen leuchteten auf. Sie schaute die Küste der Kindheit. Wie auf himmelhohem Bergesgipfel der Wolkenschleier für Minuten entwallt und die Sonne, Täler und Höhen vergoldend, das meilenweit Entrückte in perspektivelose Greifnähe gaukelt, einen grünenden Strauch zu plastischer Geltung bringt, weidende Kühe überbetont, Ackerfurchen oder ein geschäftiges Rinnsal herausmeißelt: so blickte Elisabeth mit fiebrischer Deutlichkeit in die Tage der Vorvergangenheit.

Der Fremde kredenzte ihr Wein, der schmeckte bittersüß wie die Erinnerung und umschläferte die Sinne.

Elisabeth ließ sich küssen.

Elisabeth wollte ein schlechter Mensch werden.

Elisabeth war dem Fremden zu Willen.

Elisabeth verbrachte eine Nacht mit ihm.

Elisabeth sah ihn nie wieder. Nur die Pritzelpuppe, die er ihr mitgegeben, hielt das Gedenken wund und wach.

* * *

Soweit Elisabeths Erinnerungsvermögen zurückreichte, spielte die Puppenstube in ihrem Leben eine große Rolle.

„Puppenstube" und „Weihnachten" waren unzertrennlich verbunden.

Digitized by Google

Jedes Jahr zu Weihnachten bekam Elisabeth die Puppenstube beschert, und jedes Jahr, wenn der Christbaum abgeleert wurde, wanderte die Puppenstube auf den Boden. Das war am ... am ... das war am dritten Februar. Und am Abend zuvor, also an dem Abend, ehe die Puppenstuben-Herrlichkeit verschwand, wurden die Kerzen des Christbaumes zum letzten Male gebrannt. Am zweiten Februar — —

Elisabeth hörte, von Engelchören gesungen, „Stille Nacht, heilige Nacht". Sie sah den Baum im Lichterglanz flammen. Die Kerzen brannten herunter. Drei armselige Stummel erloschen. Der Baum wurde vom Tisch heruntergeholt und abgeleert. Mutter hatte die Bonbons gezählt. Es fehlten fünf Stück. Mutter nahm die Rute. Nicht schlagen! Vater legte sich ins Mittel: „Laß sie doch," versetzte er, „heute ist ihr Geburtstag." Und Mutter legte die Rute weg.

Nun wußte Elisabeth, warum sie Weihnachten und Geburtstag verwechselte. Der zweite Februar war ihr Geburtstag, und am zweiten Februar brannte der Baum, und Weihnachtslieder wurden gesungen.

Die Lametta wurde abgenommen, glatt auf ein Stück Papier gelegt und fürs nächste Jahr aufgehoben. Und den großen Engel, der an der Spitze des Baumes befestigt war und dessen mehrfach gekittetes rechtes Bein sehr sensibel war, den nahm Vater persönlich ab. Und dann wurden die gläsernen Eiszapfen in Kartons gepackt und die beschneiten Tannenzapfen und die Dillen für die Lichte.

Elisabeth war Kind. Elisabeth war fünf Jahre alt. Sie hielt eine Dille in der Hand. Ein umgepurzelter Docht lag darin. Weihnachten.

Digitized by Google

Elisabeth saß auf dem Hocker des Wohnzimmers und hielt eine Dille in der Hand. Hanne kam herein, das Dienstmädchen, und schnitt die Äpfel vom Baum. Davon wurde ein Kuchen gebacken.

Hanne schnitt die Äpfel ab. Sie waren betropft und verschrumpelt.

Dann trug Hanne den geleerten Baum auf den Balkon hinaus.

Der Teppich lag voller Nadeln. Wochenlang später fanden sich welche in den Ritzen der Diele. Der Baum verdorrte auf dem Balkon.

Die Kartons mit dem Christbaumschmuck wurden auf den Boden geschafft. Und mit ihnen, unbarmherzig, die Puppenstube.

Elisabeth ist ein Kind von fünf Jahren. Sie denkt: Wie schön war der Baum am heiligen Abend, und jetzt besteht der ganze Segen aus Pappkartons! Die Mutter schilt. Beim Einpacken der Puppenstube hat sich erwiesen, daß dem Tisch ein Bein fehlt und daß der Spiegel entzwei ist. Ach, und am Stuhl geht der Sitz ab.

Für ihr Leben gern hätte Elisabeth etwas unten behalten, wenigstens die Wiege aus der Schlafstube. Nichts da! Sie bettelt vergebens. Alles wird weggeräumt für das kommende Mal.

Die Puppen bleiben.

Wie die Mutter aussah, darauf besinnt sich Elisabeth nicht. Keifen hört sie die Mutter wohl, aber weiter nichts. Die Mutter keifte viel. Elisabeth hörte kein freundliches Wort. Es ward ihr nicht weh dabei. Sie hatte die Puppen.

Digitized by Google

Elisabeth spielt mit ihren Puppen. Die eine ist größer als sie selbst. Es ist keine Puppe, sondern nur ein Lederbalg. Es ist nicht leicht, damit umzugehen. Die Puppe hat keine Gewalt über sich. Ihre Gelenke sind schlaff. Elisabeth hat die Puppe in ihr Herz geschlossen. Es ist ihre innigste Vertraute. Es ist ihre Schwester. Es ist ihr Kind. Die Puppe ist häßlich. Deshalb liebt Elisabeth die Puppe. Einst war sie schön gewesen. Einst hatte sie ein Gesicht gehabt wie Milch und Blut, dem Engel ähnlich auf der Weihnachtstanne. Ja, sie war wie der Christbaumengel, nur größer. Sie hatte blonde Locken und rote Wangen. Die waren kreisrund, die Wangen, zum Hineinbeißen. Aber Ludwig, aus dem Nachbarhaus, hatte sie mit Dreck beschmiert, weil er genau wußte, daß Elisabeth darüber weinen würde. Elisabeth hatte denn auch schrecklich geweint, und dann hatte sie versucht, den Schmutz abzureiben. Sie hatte gebürstet und geschrubbt; erst ganz zart, dann mit Heftigkeit. Es nützte nichts. In ihrem Unverstand holte sie heißes Wasser aus der Küche und wusch das Gesicht der Puppe. O, und da schmolz die Pracht dahin! Der Wachsüberzug zerrann unter Elisabeths bebenden Fingern; Mund und Bäckchen zerflossen und wurden blaß; die Brauen verloren ihren Halt, und die Augen, lieber Gott, waren keine Augen mehr. Elisabeth heulte, was sie heulen konnte. Die arme, arme Puppe... Jeden Abend nahm sie das unglückliche Wurm mit in ihr Bett und küßte es schluchzend ab und wimmerte: „Sei mir nicht böse, sei mir nicht böse! Ich habs nicht gewollt — —“ Und im finstern Kämmerchen versprach sie dann dem

Digitized by Google

bedauernswerten Opfer ihres Unverstandes alles, was die Welt an Schätzen bot. Sie wollte es wieder gut machen. Ja, das wollte sie, und das gelobte sie. Hatte sie bis dahin ab und zu die Puppe geschlagen — nicht derb, aber immerhin geschlagen —, so würde sie das nun nie wieder tun, und die Tränen rannen ihr mit verstärkter Wucht, wenn sie daran dachte, daß sie die arme Puppe hatte schlagen können. Jetzt war sie der Liebling, die Schwester, das Nesthäkchen. Jetzt wurde sie verzärtelt und so inbrünstig geliebt, wie man nur ein totes Ding, das Leben hat, lieben kann. Daß eine Puppe kein Leben habe, das rieb ihr Ludwig immer wieder unter die Nase. Aber Elisabeth glaubte es ihm nicht, und noch, als sie ein fast erwachsenes Mädchen war, wunderte sie sich, daß kein Blut rann, wenn einer Porzellanpuppe das Ohr abgeschlagen ward, und ewig blieb ihr unheimlich, daß Puppen nicht Speise und Trank benötigen. Puppen waren für Elisabeth ihresgleichen und lebten. —

Elisabeth musterte die Prügelpuppe, die in scheußlicher Verrenktheit dakauerte und ironisch grinste im Licht der flackernden Kerze. Schatten an der Wand, gespenstig. Elisabeth bläst die Kerze aus und stopft die Puppe in die Truhe. Mondlicht rieselt in ihr Gemach. Elisabeths Gedanken kehren zurück zu der alten Puppe. —

Elisabeth hielt Wort. Jeden Tag bekam die Ärmste mit dem entstellten Gesicht das kostbarste Sonntagsgewand angezogen und wurde in jeder Beziehung verhätschelt. Aber Ludwig sah das alles voller Bosheit und sann auf andere Mittel, die Puppe zu

Digitized by Google

quälen. Denn nicht Elisabeth war es, die er quälen wollte, sondern die Puppe, der Elisabeths Liebe gehörte. Nun besaß Elisabeth einen Puppenwagen, der ursprünglich für kleine Puppen bestimmt war, doch für die große verwendet werden mußte, da sie diese zu Weihnachten bekommen hatte; und die große paßte nicht in den Wagen hinein, auch war der Lederbalg ohne inneren Halt und fiel vornüber, falls man ihn nicht durch Kissen stützte. Darum wurde die große Puppe mit Kunst halb aufrecht gesetzt und befestigt. Steif ragte sie aus dem kläglichen, viel zu kleinen Wagen heraus, und das war wiederum ein Grund für Elisabeth, der Puppe herzlich zugetan zu sein. Jedermann mußte sie bemitleiden. Aber Ludwig kannte kein Mitleid. Sobald er merkte, daß Elisabeth den Rücken wandte und den Wagen ohne Aufsicht stehen ließ, pirschte er sich heran, legte die Puppe so in den Wagen, daß ihre ausgemergelten Beine jämmerlich über die Vorderwand des Wagens baumelten, und raste mit der Karrete durch den Hof. Und weil er das zerwaschene Gesicht der Puppe nicht leiden mochte, schmiß er einen alten Lappen darüber, und wenn Elisabeth zeternd hinterdrein raste, kippte er den Wagen um und überließ Mutter und Lederbalg ihrem Schicksal.

In solchen Augenblicken fühlte Elisabeth, daß die Puppe ihr Kind war. Sie hatte Angst um das Leben der Puppe und konnte vor Entsetzen schreien, weil sie meinte, der Lederbalg würde ersticken unter dem umgeworfenen Wagen. Die anderen redeten alle per Lederbalg und lachten Elisabeth aus, wenn sie um die mißhandelte Puppe klagte, und als der Vater

Digitized by Google

ihr mit strenger Stimme auseinandergesetzt hatte, wie albern sie sei, weil sie nicht wisse, daß Puppen kein Gefühl hätten, verkroch sich Elisabeth mit ihrem Harm auf Tage zur Großmutter und aß nicht und trank nicht, bis sie von der Mutter heruntergeholt wurde und die Rute bekam, und eines Tages war die große Puppe verschwunden. Später erfuhr Elisabeth, daß die Puppe dem blinden Kind der Waschfrau geschenkt worden war; aber als sie das erfuhr, war sie schon alt und groß und grämte sich nicht darum. Zum Trost und als Ersatz für den Lederbalg erhielt sie eine kleine Zelluloidpuppe, die hatte bewegliche Arme, und ihre Beine waren von den Knien aufwärts zusammengewachsen und ohne Gelenk. Darüber wunderte sich Elisabeth jeden Tag von neuem. Es war ihr unfaßlich, daß die Beine oberhalb der Knie zusammengewachsen waren. Diese Zelluloidpuppe war nackt und erregte Elisabeths Mitgefühl. Die Mutter, von Elisabeth hoch und heilig gebettelt, hatte keine Zeit, ein Hemdchen zu nähen, und die Puppe fror so. Elisabeth schlich zur Großmutter. Die wohnte droben im Dachgeschoß und saß den ganzen Tag in der Küche und hatte gar kein schönes Kleid an, sondern hatte stets einen dicken roten Rock an und eine große Schürze darüber gebunden und hatte stets einen kleinen schwarzen Chenille-Schal um den Kopf, weil sie fast gar keine Haare mehr hatte, und Sonntags, wenn sie zur Kirche ging, da flocht sie sich einen Zopf in die Haare, der hing die Woche über neben dem Spiegel und war mit einer Hutnadel an dem viereckigen, moosgrünen Nadelkissen aufgespießt. Zur Großmutter schlich Elisabeth immer, wenn sie ein Leid hatte. Großmutter

Digitized by Google

saß auf der Hitsche und strickte, und trat Elisabeth ins Zimmer, dann legte ihr die Großmutter ein Kissen auf den Holzkorb, und darauf durfte sich Elisabeth setzen, denn auf einem Stuhl konnte sie noch nicht sitzen. Auf dem Holzkorb saß es sich ausgezeichnet. Mitunter gab es auch etwas Schönes zu essen. War Großmutter heiterer Laune, dann ging sie wohl zum Bornständer, der stammte aus der Zeit, wo die Wasserleitung noch nicht gelegt war, und war nun ausrangiert, und Großmutter verwahrte darin nicht mehr wie einst das Brunnenwasser, sondern sie verwahrte darin ihren Brotvorrat. Großmutter ging also zum Bornständer, griff hinein und schnitt Brot ab und legte es dann auf die Ofenplatte und röstete das Brot, und dann strich sie Butter darüber und gab Elisabeth obendrein einen Bratapfel, und das roch dann in der kleinen Küche wie Weihnachten. Ja, und mit dem nackigen Püppchen ging Elisabeth zur Großmutter und brachte ihr Anliegen vor, daß die Puppe ein Hemdchen oder ein Kleidchen haben müsse. Großmutter nahm Elisabeth bei der Hand und führte sie in die Schlafkammer. Die hatte ein schräges Dach und mitteninne ein eingemauertes Fenster, und an der schiefen Wand standen zwei Betten, mit den Fußenden gegeneinander, und zwischen den beiden Betten war ein kleiner Tritt angebracht, damit man zum Fenster hinausgucken konnte, und das eine Bett war unbenutzt, da war Großvater drin gestorben. Den hatte Elisabeth nicht gekannt. Und Großmutter zog den Tritt ein Stückchen vor und griff drunter. Atemlos schaute Elisabeth zu. Und da brachte Großmutter, o, lauter bunte Flicken ans Tageslicht, eine Fülle unaussprechlicher

Digitized by Google

Kostbarkeiten. Das Glanzstück war eine uralte seidene Taille mit Fischbeinstäben, die war mit buntem Samt besetzt und mit schwarzen Perlen. Jubelnd nahm Elisabeth das Heiligtum in die Hand. Es war das Prunkgewand einer Fee. Es glitzerte und gleißte. Und während Großmutter in den Flicken wühlte, betastete Elisabeth den seidenen Schatz. Sie zog an einem Fädchen: da gingen alle Perlen ab, und die flimmernden Blättchen fielen wie Schuppen zu Boden. Elisabeth war aufs äußerste bestürzt. Sie netzte ihren Zeigefinger mit Speichel, sammelte die Blättchen auf und verwahrte sie in ihrer Schürzentasche. Währenddem hatte Großmutter ein paar Fleckchen ausgesucht und schüttete sie nun Elisabeth hin. Dann ging sie in die Küche, weil sie zu tun hatte. Elisabeth aber saß bis in die Dunkelheit und wühlte in den Flicken und Lumpen. Aus dem einen Stück wollte sie ein Kleid machen. Es war rosa und durchsichtig. Daraus sollte die Puppe ein Schleppkleid bekommen, wie es Aschenbrödel auf dem Ball getragen hat. Unten müßten die schwarzen Perlen dran als Besatz. Ei, der Prinz würde sich seiner Dame nicht zu schämen brauchen, und die bösen Schwestern würden vor Neid dahinsinken. Mit heißen Wangen saß Elisabeth und betrachtete die Schätze. Wie eine reiche Dame sollte die Puppe gekleidet werden. Nun brauchte sie nicht mehr zu frieren. Nun wurde sie eine Königin und wurde die Schönste im Lande.

Elisabeth stopfte die Taschen ihrer Spielschürze voll und griff von neuem in die Flicken. Da war ein zerrissener Schleier, der war weiß und mit dicken Tropfen, als säßen große Fliegen darin. Daß er zerrissen war, schadete nichts. Er war in viele herrliche Stücke zu

Digitized by Google

teilen. Da konnte man Braut spielen mit der Puppe, und Taufe konnte man da feiern! Der Schleier wanderte in die Schürzentasche. Unerschöpfliche Fleckchenlade! Immer himmlischere Dinge kamen zum Vorschein. Es fand sich ein gelber Glacéhandschuh, der griff sich beinahe noch feiner an als die seidene Taille! Seine Bestimmung stand nicht ohne weiteres fest, doch sicher war: daß er mit dringlicher Notwendigkeit und unter allen Umständen gebraucht werden würde. Er war maßlos wichtig. Das Leben hatte ohne ihn keinen Zweck. Elisabeth überlegte, was sie mit dem Handschuh anfangen könne, und hielt ihn glückdurchströmt in der Hand. Es fiel ihr nichts ein. Tut nichts. Der Handschuh wird unumgänglich gebraucht. Ohne den Handschuh war das Leben nicht lebenswert. Brauchte der Lumpenmann etwa einen gelben Glacéhandschuh? Hat er nackte Puppen, die wie Prinzessinnen gekleidet werden müssen? Elisabeth nimmt den Handschuh und schleicht hinunter und verbirgt sich in ihrem Kämmerchen. Sie nimmt eine Schere und schneidet dem Handschuh zwei Finger ab. Dann nimmt sie die Puppe und probiert, wie sie es im Märchenbuch gelesen hat. Die Puppe ist ein Prinz. Die Handschuhfinger sind die Ritterstiefel. Ein Wunder hat sich begeben. Elisabeth ist trunken vor Wonne: die Puppe ist Prinz und Prinzessin in e i n e r Person! Als Prinzessin bekommt sie ein Kleid aus Seide und Perlen und einen Brautschleier aufs Haupt. Als Prinz bekommt sie die Ritterstiefel und... und — — Ritterstiefel allein machen noch keinen Prinzen. Elisabeth keucht vor Aufregung. Die Mutter kommt und holt sie zum Abendessen. Rechtzeitig hat Elisabeth die Gefahr gewittert

Digitized by Google

und schiebt ihren Schatz hastig unter das Bett. Die Mutter zankt. Elisabeth mag nichts essen. Vater fragt barsch, ob sie krank sei. „Wie sieht denn das Kind wieder aus!“ ruft er. Elisabeths Augen leuchten verklärt. Sie sieht nicht und hört nicht. Die Mutter kocht einen Kamillentee. Elisabeth mag keinen Kamillentee. Sie ist bei Dornröschen und Aschenbrödel und bei Sneewittchen. Sie muß ins Bett. Lange liegt sie in der dunklen Kammer und schwelgt in ihrer Puppenpracht. Der Schlaf übermannt sie. Elisabeth träumt von Prinzen und Prinzessinnen und von Perlen und Ritterstiefeln. Am nächsten Tag schneidert sie. Aus Samtflecken und aus einer überirdisch grünen Feder eines Papageis, die sie aus dem Aschenkasten von Ludwigs Eltern gerettet hat, näht sie ein Barett. In Stiefeln und Barett sieht die Puppe aus wie ein echter Prinz. Aber es fehlt noch mancherlei, bis sie so weit ist, wie der Prinz im Märchenbuch abgebildet ist. Elisabeth weiß sich zu helfen. In die Ritterstiefel kommt eine Stricknadel, das ist der Speer, und die wird oben an der Hand mit Zwirn angebunden, damit sie nicht herausrutscht. Nun sieht die Puppe schon eher aus wie ein richtiger Prinz. Wenn bloß die zusammengewachsenen Beine nicht wären! Man kann der Puppe keine Hosen anziehen. „Zu dumm!“ Elisabeth sagt das mechanisch. Sie ist nicht ärgerlich. Im Gegenteil. Sie ist, ganz im Innersten, hoch erfreut. Sie weiß nämlich nicht, wie Hosen geschneidert werden. Hosen sind entsetzlich schwer. Niemand zeigt ihr, wie Hosen gemacht werden. Was Elisabeth kann, das hat sie aus sich heraus, und ihre ganze Kunst besteht in Kitteln mit ausgeschnittenen Ärmellöchern. Folgedessen näht

Digitized by Google

Elisabeth einen Kittel und legt goldene Borde herum als Gürtel, und dann näht sie einen ganz langen Kittel, das ist der Rittermantel, und weil der gar so kostbar ist, muß ihn auch die Prinzessin tragen.

Elisabeth spricht zur Puppe und läßt den Prinzen oder die Prinzessin Fragmente aus Bilderbüchern reden, mit eigenen Zutaten untermischt. Mittels einer einzigen Puppe werden die Märchen lebendig. Rotkäppchen ist sie, Wolf, böse Königin, schöner Prinz und Frau Holle. Alles in einer Person. Allein in jeglicher Verkörperung trägt sie das Barett auf dem Haupt. Das Barett ist Elisabeths Stolz. Sie springt auf die Gasse mit ihrer Puppe, um mit dem Barett zu prahlen. Die Nachbarkinder haben Puppen mit hellblauen oder hellgrünen Kleidern und mit unverlierbaren Spitzenhüten, die an den Haaren angeleimt sind, — und allesamt beneiden sie Elisabeth um den Prinzen, der gleichzeitig Prinzessin ist und der aus- und anzukleiden ist. Am meisten natürlich wird das Samtbarett bewundert und beneidet. Die Mädels bringen Taubenfedern angeschleppt und Hühnerfedern und wollen ebenfalls ein Barett geschneidert haben, bitte-bitte. Elisabeth willfahrt allen Wünschen und schneidert emsig Baretts für die Nachbarschaft. Als Belohnung erhält sie Bänderreste oder Stoffetzchen. Unermüdlich schneidert sie Baretts. Es war eine Epidemie. Sämtliche Puppen der engeren und weiteren Umgebung trugen Baretts mit tollkühnen Federn — ob es nun Babys im Steckkissen oder Offiziere in Uniform waren. Alle trugen sie ein Barett. Damals stahl Elisabeth zum ersten Male und log zum ersten Male. Damit sie die zahlreichen Bitten um Baretts erfüllen könne,

Digitized by Google

benötigte sie Zwirn, und sie entwendete der Mutter eine Rolle weißen Zwirn aus dem Nähkästchen, und als die Mutter fragte, wer den Zwirn habe, sagte sie dreist — galt es doch einem guten Zweck —, sie wisse von nichts. Für das Puppeln hätte sie sich willig aufs Schafott führen lassen. Das Puppeln erfüllte sie.

Bis sie zur Schule kam. Und selbst dann noch. Als sie ein großes Mädel war, holte sie heimlich die im Schrank versteckten Puppen hervor und spielte mit ihnen. Die Puppen trugen keine Namen. Sie waren Kind, Beschützer, Ritter, große Töchter und Elisabeth selber. Die Hauptsache war, daß alles richtig vor sich ging und einen Sinn hatte. Elisabeth lebte mit ihren Puppen und in ihren Puppen. Darum mußte es richtig sein. In der Puppenstube war alles falsch. Das Baby war größer und dicker als seine Eltern. Die Mutter war viel kleiner als das Wickelkind und war lang und dünn und sah aus wie die Frau Sekretär, eine Freundin der Mutter, die gern zum Kaffeeklatsch kam, und der Elisabeth immer die rechte Hand geben sollte beim Gutentagsagen, auch wenn sie gerade etwas hielt in dieser Hand, und sie hielt meist etwas in der Rechten, und deswegen konnte sie die Frau Sekretär nicht leiden. Und der Vater des Babys sah genau aus wie Onkel Ernst, und das war unklar für Elisabeth: ob es der Papa war von dem Baby oder nur der Onkel Ernst. In Gedanken mengte sie beides ineinander und nannte ihn „Papa Ernst". Aber das Baby hatte nie etwas von diesem Vorgang erfahren, damit es sich keine Sorgen darüber mache. Papa Ernst saß stets auf dem Sofa. Weil er nirgendwo anders sitzen konnte. Er hatte einen unbeugsamen Drang,

Digitized by Google

immer auf die Erde zu rutschen, und das schickt sich doch nicht für einen Papa. Was sollte denn das Baby von Papa Ernst denken? Das Baby konnte fein sitzen, weil es krumme Beine hatte. Aber in der Wiege, die war aus Holz und war dreimal so groß wie die Betten der Eltern, da lag es mit den Beinen in der Luft und mußte eingeknickt werden und ganz auf die eine Seite gelegt werden, wenn man es zudeckte. Und mit den Betten der Eltern, ach, da war es es noch jämmerlicher bestellt. Die Betten waren aus Blech und Draht und waren bloß anlackiert, und die Eltern mußten in angekleidetem Zustand obenauf gelegt werden. Das war schlimm. Die Babypuppe hätte genügt für die Puppenstube, aber weil doch nun einmal die andern beiden Puppen da waren, mußten sie auch untergebracht werden. Auch hätten sonst das Sofa und die Stühle immer leer gestanden. Und das Baby durfte doch noch nic aufs Sofa. Und außerdem hatten doch ein Vater un eine Mutter in der Wohnung zu sein. So ist es doch in Wirklichkeit auch. Sonst hätte es doch keinen Sinn gehabt. Leider war manches nicht wie im Leben. Die Kommode zum Beispiel, gräßlich, hatte nur angemalte Fächer und ging nicht zum Aufziehen, und der Tisch hatte zwar einen richtigen Tischkasten mit einem Knöpfchen daran, aber er war eingeleimt, und die Lampe konnte man nicht anzünden, weil Glocke und Zylinder nicht abnehmbar waren, und das wäre doch sehr wünschenswert gewesen, weil es manchmal Abend werden mußte. Das Baby allerdings kam sowieso frühzeitig in die Wiege, die Eltern jedoch hätten des Abends gern ab und zu aufbleiben wollen.

Digitized by Google

Half alles nichts. Sie gehörten in die Betten. Die Betten würde Elisabeth am liebsten gar nicht benutzt haben. Denn die Eltern konnten nicht richtig schlafen. Quer über die Betten war gestanztes Papier geklebt, und das sollte nun Kopfkissen sein. Vermag ein vernünftiger Mensch so zu schlafen? Gar erst die Küche! Es gingen nur zwei Teller insgesamt auf den Tisch, da war er schon voll. Ein Löffel war so groß wie der ganze Arm des Vaters, und die Kaffeetassen wiederum waren so klein, daß der Vater sie verschlucken konnte. Kaffeetrinken war ganz schwer zu spielen. Der Herd war das Umfangreichste in der Küche. Der nahm dreiviertel Raum ein. Mit Spiritus kochen, das war wonnesam. Man nahm ein paar Tröpfchen sowie das Bratpfännlein, man nahm ein Glas Wasser und tat Grieß hinein und Zucker, und Salz, und einen Kümmelkern, alles in ein Töpfchen, rührte es durcheinander und kochte eine kräftige Suppe. Wenn man dachte, es ist fertig, nahm man es herunter und verteilte es auf die Teller. Ludwig mußte mitessen, wenn er in der Nähe war. Elisabeth gab der Mutter ab. Jeder bekam ein Löffelchen voll. Es schmeckte göttlich. Nur Ludwig behauptete, es sei ein ekelhafter Fraß. Elisabeth war in ihrer Hausfrauenehre gekränkt. Vielleicht sagte Ludwig sogar: „Na, dich möchte ich mal nicht zur Frau haben!“ Elisabeth widersprach hartnäckig und bestand darauf, daß es ihr geradezu göttlich schmeckte. Mit Todesverachtung schlang sie ihren Sud hinunter. Zuweilen wurde auch gebacken. Als Backform diente ein Blechnäpfchen, wo Stearin drin gewesen war zur Illumination des Fensters. Dahinein kam Mehl und

Digitized by Google

Zucker, und das wurde mit einem Tröpfchen Milch eingerührt, und zuletzt wurden drei Kirschen draufgelegt. Nun mußte es backen. Wenn Elisabeth dachte, der Kuchen könnte gut sein, nahm sie ihn vom Herd. Sie wagte nie in die Form zu gucken. Damit der Kuchen nicht verderbe. Auch war es eine Sensation, von der sie sich überraschen lassen wollte. Die fertige Sensation bestand dann aus Pamps. Aber selbstgebackener Pamps schmeckte hundertmal besser als Kuchen vom Konditor. Obgleich Ludwig die drei Kirschen herausgeknaupelt hatte. Mit Spiritus durfte indessen nur dann gekocht und gebacken werden, wenn Mutter zugegen war. Andernfalls mußte kalt gekocht werden. Das war verwickelt, weil man sich da einbilden mußte, daß es so wäre, wie wenn man auf richtigem Feuer kocht, und weil alle Mittel angewendet werden mußten, die ein regelrechtes Kochen vortäuschten. Vor allen Dingen durfte beim spirituslosen Kochen kein Gefäß ohne Topflappen angefaßt werden, und, wenn die Kocherei beendet war, mußte heftig geblasen werden, damit es auskühle. Aber es schmeckte nicht halb so gut wie auf Spiritus. Darum mußten es die Puppen ganz allein essen. —

— — Elisabeth strich sich über die Augen. Das alles war vorbei? Das alles war nicht mehr? War es je gewesen? Ja, es war gewesen. Deutlich hatte es sich eingegraben. Weihnachtsduft und Puppenstube, Samtbarette und Onkel Ernst ... Elisabeth legte sich, in tiefer Versunkenheit, rücküber. Die Bewegung geschah millimeterweise. Es war ein gemächliches Hingleiten. Elisabeth schloß die Lider.

Digitized by Google

Irr lächelnd fuhr sie empor. Was war das? Mit beiden Händen griff sie nach ihren Augen. Trat ans Fenster. Schüttelte den Spuk ab.

Ein Hund kläffte.

Elisabeth sank in den Lehnstuhl und grübelte. Warum war sie in unnennbarem Wehgefühl aufgeschreckt?

Sie fühlte einen Schmerz in den Augenhöhlen, als wäre sie geblendet.

Nacht ringsum, von Puppen angefüllt.

Puppen zappeln.

Ach, das wars! Das Gräßliche: Vor Elisabeth stand die große Porzellanpuppe und glotzte sie mit blinden Pupillen an. Elisabeth erkannte sie wieder.

Einst hatte sie ihr die Perrücke abgerissen, und das Unfaßliche wehte sie an: Die leere Hirnschale der skalpierten Puppe...

Nein, leer war sie nicht. Eine Bleikugel war darin angebracht, die war mit den Augen durch Draht verbunden, und aus dem offenen Schädel blickten dich die Pupillen der liegenden Puppe an, schmerzerfüllt, dämonisch, stumm. Das tat weh, o, das tat weh! Hastig stülpte Elisabeth die Perücke auf den Puppenkopf und fühlte von Stund ab — wie im Alptraum — Bleiklumpen in ihrem Hirn, und abends, wenn sie schlafen ging, mußte sie sich ganz, ganz vorsichtig niederlegen.

Puppen ...

Kindheit ...

* * *

Digitized by Google

Ohrringe und Armband waren längst zu Gelde gemacht worden. Dann sollte der Ring an die Reihe kommen. Frau Weinreich, die in den Perioden des Kalundischen Überflusses saftig abgeschnitten hatte, protestierte gegen den Verkauf des Schmuckstückes. Welch Glück, daß sie sich in Elisabeths sieben Sachen auskannte und um die Sparkassenbücher wußte! Elisabeth hob hohe Beträge ab und war bis auf weiteres geborgen.

Den bösen Revolver hatte sie der Weinreich vermacht, die ihn umgehend an Joseph Zubeil, einen entfernten Vetter ihres Ehemannes selig, verschacherte.

Herr Zubeil unternahm in den Weihnachtsferien eine Reise in die Sächsische Schweiz, erstieg inmitten seiner Kegelbrüder die Schandauer Zugspitze, zog den Prügel aus der hinteren Gesäßtasche und gedachte, einen sensationellen Böllerschuß abzufeuern. Mit dem Revolver.

Dieser versagte, und bei genauer Untersuchung stellte sich heraus, daß der Schlagbolzen abgefeilt war. Herr Zubeil, dem Gelächter ausgeliefert, schrieb eine stinkwütige Ansichtspostkarte an seine Tante. Frau Weinreich hackte auf Elisabeth ein und beanspruchte quasi Schadenersatz. Die Reibereien mehrten sich. Frau Weinreich quengelte und drangsalierte wie früher. Elisabeth machte sich aus dem Staube, rutschte ohne Federlesen nach „Dresdenzweiter" und fand Obdach in einer Pension der inneren Stadt.

Es ging ihr nicht zum besten. Es war ihr zumute wie laues Gewitter bei Sonnenschein oder wie Sternenfunkeln in müdem Tageslicht.

Von einer Plakatsäule bellte der Name „Paul Tissut".

Digitized by Google

Elisabeth las den Anschlag. In der Ausstellungshalle waren Gemälde Tiffuts zu besichtigen. Soso.

Elisabeth pilgerte nach der Lennéstraße.

Tafeln verkündeten, daß morgen die Eröffnung stattfinde.

Elisabeth kehrte um und trippelte heim.

Abends, als sie im Bett lag, fiel ihr ein, daß Tiffut der Eröffnung beiwohnen könne; ja, es war sogar bombensicher, daß er persönlich anwesend sein würde.

Möglicherweise wußte er, ob Günther... O, auf jeden Fall wußte er, ob Günther...

Der nächste Tag brachte Gewißheit und mehr als das.

Elisabeth hatte richtig geraten. Pogge erschien mit Tiffuts.

Marianne war nicht dabei.

Elisabeth verbarg sich hinter menschlichen Hinterfronten, ohne Pogge aus den Augen zu verlieren.

Er war grau geworden.

Elisabeth mußte an sich halten. Es sprengte ihr die Kehle, nicht aufjubeln zu dürfen. Hinstürmen, ihn umfangen, seine Hände küssen!

Durfte sie das? Stand nicht die Fremde, stand nicht Marianne zwischen ihr und ihm?

Seitwärts in die Büsche schlagen...

Da hatte Pogge die kleine Elisabeth erspäht und, ohne auf die Umstehenden zu achten, an seine Brust gezogen.

„Herr Pogge ... Günther ... du!" stammelte Elisabeth.

Digitized by Google

Die Ausstellung war keineswegs der rechte Ort, ein Wiedersehen unter Tränen zu feiern. Man verabredete sich mit Tiffuts für den kommenden Morgen.

Pogge und Elisabeth zogen gemeinsam ihres Weges. Und vermaßen sich, dies bis an ihr Lebensende zu tun.

* * *

Der Herrgott sitzt auf seinem Thron, gebatikt aus Strahlen der Abendröte; den Rumpf nach alter Gepflogenheit vornübergebeugt und die Ellenbogen gestützt auf opalen schimmernden Lehnen, Entwurf Poelzig.

In hehrem Schweigen (Großaufnahme) sinnt er vor sich hin.

Jetzt schiebt er den Vorhang beiseite und blickt hinunter zur Erde.

Da liegt sie, ein problematisches Dessin.

Amerika — Australien — Europa — Deutschland.

Er nimmt das Bellachinische Zauberfernrohr und richtet es auf einen Punkt. Er sucht eine abtrünnige Seele. Er sucht den Engel Elisabeth.

Elisabeth — Elisabeth.

Kindhaft froh hält sie eine schwarze Perle in der Hand. Pogge hat ihr die Perle geschenkt, das Erbstück seiner Mutter. Marianne hatte nichts davon erfahren. Die Perle war für Elisabeth bestimmt.

Einen Zeitungsausschnitt hatte er sie lesen heißen. Es war kein Name genannt. Aber Elisabeth erfaßte, daß Marianne es gewesen war, die tot auf den Schienen gefunden wurde.

Digitized by Google

Elisabeths Herz war licht und leicht. Von Saraſtro hatte ſie erzählt und von Herrn Galla, vom Glatzköpfigen, vom Kabarett, von der Tournee, von dem außer Betrieb geſetzten Revolver, vom Oberregiſſeur Spindel, vom Agenten Riffelqviſt und auch von dem Fremden und der Prißelpuppe.

Pogge radierte alles aus, was erledigt ſchien.

Die Lilie in Elisabeths Wappen blühte.

Gottvater lächelt.

Digitized by Google

Die nachstehenden Anzeigen werden freundlicher Beachtung empfohlen

Digitized by Google

LUSTIGE ULLSTEIN-BÜCHER

Friedel Merzenich
Strandkorb 57

*

Ernst von Wolzogen
Mein erstes Abenteuer

*

Das Kuckucksei

*

Georg Queri
Der bayerische Watschenbaum

*

Otto Ernst
Das Glück ist immer da

*

Laßt Sonne herein

*

Ludwig Thoma
Krawall

*

Der Postsekretär im Himmel

*

Karl Schönherr
Tiroler Bauernschwänke

*

VERLAG ULLSTEIN / BERLIN

Digitized by Google

LUSTIGE ULLSTEIN-BÜCHER

Georg Hermann
Kubinke

*

Ewald Gerhard Seeliger
Peter Voß, der Millionendieb

*

Otto von Gottberg
Der verschwundene Kohinoor

*

Karl Ettlinger
Mister Galgenstrick

*

Benno Stehkragen

*

Richard Skowronnek
Bruder Leichtfuß

*

Das Verlobungsschiff

*

Erich Urban
Das hübsche Mädchen von Kayl

*

VERLAG ULLSTEIN / BERLIN

Digitized by Google

Von Hans Reimann sind erschienen

*

Im Verlag Kurt Wolff:

DIE SCHWARZE LISTE
Ein heikles Bilderbuch

*

DIE KLOAKE
Ein heikles Lesebuch

*

TYLL
Ein Spießer-Roman

*

KOBOLZ
Grotesken

*

Im Verlag Georg Müller:

DIE DAME MIT DEN SCHÖNEN BEINEN
Grotesken

*

DAS PAUKERBUCH
Pennälergeschichten

*

PAX
Humoresken

*

DAS VERBOTENE BUCH
Grotesken und Schnurren

*

Digitized by Google

Von Hans Reimann sind erschienen

*

Im Thespis-Verlag:

KAKTUSSE

Ausgewählte Kakteen

*

Im Verlag Dr. Eysler & Co.:

DER LÄCHELNDE KAKTUS

Humoresken

*

Im Verlag Der Drache:

SÄCHSISCHE MINIATUREN

Dialekt-Skizzen mit Illustrationen von George Grosz

*

Im Verlag Paul Steegemann:

DIE DINTE WIDER DAS BLUT

Eine Parodie

*

HANNS HEINZ VAMPIR

Eine Parodie

*

Im Wieland-Verlag:

DAS BLINDE HUHN

Wildgewordene Gedichte und so

*

Im Verlag Erich Matthes:

LITERARISCHES ALBDRÜCKEN

Ein meschuggenes ABC-Buch mit mehr als 100 Zeichnungen des Verfassers

Digitized by Google

Ullstein A. G.
Berlin

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 068182722

Digitized by Google